Denkwürdigkeiten

der Gräfin

Maria Aurora Königsmark.

Zweiter Band.

Denkwürdigkeiten

der Gräfin

Maria Aurora Königsmark

und der

Königsmark'schen Familie.

Nach bisher unbekannten Quellen

von

Dr. Friedrich Cramer.

Zweiter Band.

Mit einer Beilage:
Quedlinburgische Geschichten.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1836.

Siebenter Abschnitt.

Inhalt.

Moritz, Graf von Sachsen. Seine und seiner Erzieher Briefe an seine Mutter und anderes Gleichzeitiges und hier Einzuschaltendes.

Erster Brief des Grafen Moritz an seine Mutter.

A Warsovie le 22. dou 1700. Ma tres chère Cadan*).

Il n'y a jamais un goyes parellie a selle de resevoir des asurenses d'amour de ma cher Cadan, je ne sonje nuit et jours qu'a bien a prendre toutes ces egesersises nesesaire pour m'en rendre digne. Ah mon dieu que n'eje un baux cheval la house et les pistoles que ma chere cadan me fait esperer afain d'aller au plus tot lui montrer mon couraje et

*) Was das Cadan oder Cadam bedeuten soll, ist kaum zu errathen; vielleicht eine kindische Verstümmelung des Wortes Madame. — Die folgenden Briefe des Grafen von Sachsen, alle französisch geschrieben, sind keine Meisterstücke der Rechtschreibekunst, in welcher er es nie zu einiger Sicherheit brachte. —

de la prier tres humble mend de me conserver ses bonne grase

en l'asuren que je suis avec Respaix jusques a la mort

Ma tres chere Cadan

Fidelle

Conte Maurice Fils

d'Auguste.

Aufschrift: A ma tres chere Cadan a Wilxsen.

Delorme (Erzieher des Grafen von Sachsen) an die Gräfin Königsmark.

Breslau, den 15. September 1703.

Ich danke Ihnen, Madame! für die für mich gehabte Güte; ich werde alle Kräfte aufbieten, derselben auf die Ihnen liebste Weise zu entsprechen.

Hier haben Sie die Schilderung des theuren kleinen Grafen und glauben Sie, daß meine Zärtlichkeit für ihn, oder der Wunsch, Ihnen zu gefallen, nicht aus mir redet, sondern die reine Wahrheit.

Er ist wenigstens vier Zoll größer, als bei Ihrer Abreise; sein Blick sanfter, sein Gesicht schöner und fester, seine Nase wird täglich anmuthiger und besser gebildet. Er hat eine Stirn von reitzender Hoheit. Sein Gang ist fest und wenn er ein Wenig schwankt, so ist dieses ein Erbstück vom Könige, dem er übrigens sehr gleicht. Er tanzt mit Anstand. Wenn er ein Instrument spielen hört, so macht er danach nach Gutdünken Schritte, was beweist, daß er Geschmack und Gehör hat. — So sind die Eigenthümlichkeiten seines Körpers; nun von seinem Geiste. — Er ist lebhaft; aber diese Lebendigkeit verhindert ihn, leicht die Anfangsgründe der Dinge zu erlernen; doch wenn er sie faßt, faßt er sie gut. Er hat eine sanfte Gemüthsart; er hält auf Ehre, welche ich ihm, als Haupteigenschaft einzuflößen suche. Auf schöne Dinge ist er aufmerksam. Ich bemerke nicht, daß kleine Zornausbrüche

(ces petites fureurs) ihn in Flamme setzen, daß er auf Sesseln reitet, oder, wie Sie, Madame! wissen, ähnliche Dinge macht. — Er spricht allerliebst, besonders am Tische, wo er Kurzweil überraschender Art treibt. Dort kommt er auf Sachen zurück, welche ich ihm vor Wochen sagte, und er wiederholt sie zu rechter Zeit. Alles bemerkt er: doch nicht bösartig: denn, in meinem Leben sah ich kein Kind, welches weniger boshaft ist; im Gegentheile, er ist immer ehrlich, ja höchst sanft, man kann selbst sagen, daß er für sein Alter schonend ist.

Er faßt leicht ins Gedächtniß, doch vergißt er gleich schnell. Er hat gar ernste, selbst trübe Augenblicke; doch sie verschwinden bald, weil er immer in Gesellschaft ist, und weil ich dahin sehe, daß, was gelernt werden muß, ihm ohne Mühe beigebracht wird. Er weiß eine gute Anzahl Fabeln und raisonnirt nach seiner Einsicht über die Moral derselben; die allgemeine Länderkunde besitzt er so gut, als ich. Die Namen der vorzüglichsten Regenten Europa's, die Namen ihrer Hauptstädte kennt er. Aus mehreren Stücken Racine's weiß er Rollen und versteht sie; ja selbst auf deren Character geht er beim Vortragen ein. Er liest langsam und schreibt gar niedlich, weshalb Sie, Madame! sich nicht über Reinlichkeit seiner Briefe beschweren dürfen. Zwar ist es wahr, daß der Lehrer die Augen darauf hat und bei schwierigen Briefen seine Hand führt; doch alles Uebrige gehört dem lieben Grafen an. — So, Madame! steht es, ohne Sie, ohne mich selbst zu schmeicheln, über das, was ich vor Augen habe; denn ich messe mir es bei, in diesem Punkte recht streng zu sein; auch würde ich nicht von dem geliebten Grafen sprechen, wenn Sie es nicht wünschten. — Er hat viel Ruhe. Während der Mahlzeit ißt er, was man ihm vorlegt. Suppe und Brod zu essen, ist seine Gewohnheit. Auf alles, was man ihm darbietet, antwortet er auf anmuthige Weise. Er verläßt nie den Tisch, ohne auf das Wohl des Königs und auf das Glück seiner Waffen zu trinken; dann folgt das Ihrige, worauf er mich bittet, mit ihm anzustoßen. — Seit einiger Zeit schießt er nicht mehr, denn seine Flinte und Pistolen sind nicht in gutem Stande; ich fürchte, sie möchten springen. Wir gehen auf den Enten-

fang, welcher ihm vieles Vergnügen macht. Die Prinzen haben mir einen Hund, welcher hierzu vollkommen brauchbar ist, gegeben.

Der Sohn meiner Frau macht ihm viele Freude, da er sehr sanft und ihm ganz zu Willen ist. Anneliese thut jetzt Wunder, und ich bin von ihrer Geschäftigkeit bezaubert. — Der Sekretair ist meinem Rathe gefolgt, und hat die besten Meublen herbringen lassen. Der Anspruch auf das Landgut hat ihm sehr geschmeichelt; wogegen ich ihn ermahne, nur auf das Geld Bedacht zu nehmen. —

— Daß der Herr Graf anfängt, mit den Zähnen zu wechseln, habe ich Ihnen schon geschrieben. —

— Der Reisewagen Ihrer Excellenz wird für uns sehr bequem sein, denn der Graf, der Lehrer, Anneliese, der Sohn der Madame Delorme und ich haben darin vollkommen Platz; auch können wir unser Reisegepäck mitnehmen. — In diesem Hause können wir nur noch dreizehn Tage bleiben.

D'Alencon an die Gräfin Königsmark.

Leipzig, den 15. December 1703.

In die traurigste Lage versetzt, ist Ihre Excellenz meine einzige Hülfe. Ich bitte unterthänig um Erlaubniß, Ihnen mit wenig Worten den Zusammenhang darzulegen und Sie werden mit Ihrer gewöhnlichen Geneigtheit erkennen, auf welche Weise ein Unglücklicher alles Beistandes beraubt ist.

Vor ungefähr drei Monaten unterhielt mich Herr Delorme von den schlechten Vermögensumständen Ihrer Excellenz, und von den geringen Glücksgütern, die von Ihnen zu beziehen wären. Ohne zu ahnden, was ein solches Vorspiel bezweckte, ging er unmittelbar auf die Bemühungen und Anstrengungen über, welche mir der Herr Graf verursachte, und führte an: daß ich mit einem so geringen Gehalte wenig Lohn von meinem Fleiße hätte. Er wunderte sich, daß ich nicht anderwärts Anstellung, in der ich weiter kommen könne, suchte, während

ich hier es zu nichts bringen würde; worauf ich ihm nur antwortete, daß ich mit Freude meine Jugend und mein Leben dem Dienste des Herrn Grafen widmete. Nun eröffnete er mir seine Willensmeinung auf andere Weise, indem er sagte: ich würde seit längerer Zeit seine Rathschläge begriffen haben, die darauf hinausgingen, den Abschied zu fordern, als die einzige mir übrige Maasregel. Ich hätte mir den Unwillen und die Ungnade Ihrer Excellenz zugezogen, und wenn ich nicht zuvor käme, so wäre er genöthigt, den Befehlen nachzukommen und mich binnen sechs Tagen zu verabschieden. Ich ersuche Eure Excellenz zu erwägen, welche Ueberraschung für einen mit Gnade überhäuften Mann, der allein dahin strebt, seine Sorgfalt zu verdoppeln, um jene zu verdienen! — Welcher Kummer! Welche Bestürzung! — Hochachtung und Ehrfurcht für Ihre Excellenz erlauben mir nicht, die unwürdigen Mittel aufzuführen, die er anwandte, um mich abzuhalten, Ihnen und dem Herrn Grafen zu dienen. Da er sah, daß er hierin nicht zum Ziele käme und daß ich in diesem Punkte unerschütterlich sei, wandte er eine angebliche Ungnade Ihrer Excellenz vor, um mich mit Schande und Schmach zu entlassen. Dieser gefährliche Gouverneur in voller Machtbefugniß strebt seit langer Zeit von der Person des Herrn Grafen die getreue Dienerschaft Ihrer Excellenz zu entfernen, um sich zum alleinigen Meister des Herrn Grafen zu machen; vermittelst dieses hohen Pfandes gedenkt er Ihre Excellenz zu leiten, wohin er will. So lauten seine eigenen Ausdrücke. Da er mich aber in diesem Punkte kennt, strebt er auf jede Weise, einen Mann, dessen Ergebenheit für Sie keiner Anfechtung erliegt, zu entfernen. Leute, welche Ihnen ergeben sind, waren ihm immer verdächtig. Er weiß nur zu gut, daß ich Gehalt und andere Vortheile aufgab, und daß ich als Mann von Ehre, seiner Befugniß, mich zu verabschieden, trotzte. Aber er fand einen leichten Ausweg: er schiebt den Namen Ihrer Excellenz vor; er setzt voraus, daß ich Ihre Ungnade und eine so furchtbare Verachtung auf mich gezogen hätte, daß mir nur acht Tage gelassen würden, um einen Entschluß zu fassen. Ich bin in der unglücklichsten Lage von der Welt.

Ich flehe Ihre Excellenz unterthänig an, zu glauben, daß ich durchaus nicht daran gedacht habe, den Herrn Grafen zu verlassen und daß die größte Gnade, welche ich von Ihnen erbitte, die ist, mir zu verstatten, meine Sorgfalt, meinen Fleiß, meine Jugend und alles, was an mir ist, Ihnen zu widmen. Die Ehre, Ihrer Excellenz zu dienen, genügt mir, denn ich habe kein anderes Ziel, als Ihnen zu gefallen und Ihre Achtung, Ihren Beifall zu verdienen. Ich flehe Sie mit allem Eifer und möglicher Verehrung, mich Ihres Schutzes zu würdigen und überzeugt zu sein, daß es mir beständig zum Ruhme und zur Ehre gereichen wird, Ihnen anzugehören. Ihre Hoheit ist von so unverletzbarer allgemein anerkannter Gerechtigkeit und Lauterkeit, daß sie Unglückliche, welche den Verfolgern nur Schuldlosigkeit und Treue entgegenzusetzen haben und dadurch in das größte Elend gerathen, nicht verlassen.

Ich bin bei der Absendung dieses Briefes an Ihre Excellenz in großer Unruhe. Herr Delorme ist auf meine Briefe so aufmerksam, daß er sie in meinem Namen von der Post zurückfordert, wenn er ahndet, daß ich an Ihre Excellenz geschrieben habe. Indem ich Sie bitte, mich mit Ihrer Antwort zu beehren, bin ich in völlige Abspannung versunken. Damit jene an mich gelangt, bitte ich, dieselbe mir vermittelst Umschlag zuzuschicken.

Seit Ihrer Abreise ist der Herr Graf nicht ausgegangen, worüber ich in Verzweiflung bin, da ich von einem Vertrauten Delorme's erfahren, daß er eine große Gesellschaft in einem Garten gab, wohin ich, nach seinem Vorgeben, den Herrn Grafen führen sollte, der aber nicht erschien. Ihre Excellenz ersehen, welche Mittel der Mensch aufbietet, um mir in Ihrer Meinung zu schaden. Er hat auch ferner jenem Freunde vertraut, daß er Alles so eingeleitet habe, daß ich mich aus dem Labyrinthe nicht herauswickeln könne. „Ich gängele," äußert besagter Großsprecher öffentlich, „die Königsmark nach Belieben; eine Frau ihrer Umgebung ist mir ganz ergeben und in meinem Solde." — Nicht Rachsucht ist es, Madame, die mich hier solche Unwürdigkeiten berichten heißt; ich bezeuge

vor Gott, es ist allein Dienstergebenheit für Ihre Excellenz, welche mich zu solchen Schritten bringt und mich nöthigt, mein Gewissen und meine Ehre zu retten. –

Delorme an die Gräfin Königsmark.

Leipzig, den 25. December 1703.

Ihre hochherzige Gesinnung bleibt dieselbe und zeigt sich fortdauernd gleich edelmüthig. So Madame! sage ich Ihnen unterthänigen Dank für das mir zugedachte Neujahrgeschenk, und um diesem einige Erkenntlichkeitszeichen beizugeben, muß ich hinzufügen, daß die edle Art, womit Ihre Excellenz geben, den Werth aller Geschenke übertrifft. — Aus meinen Briefen werden Sie ersehen, daß ich in diesen kurzen dunkeln Tagen nicht im Stande bin, Ihnen etwas Gutes zu liefern; jedoch hoffe ich bis zu Ihrer Ankunft besser vorschreiten zu können. — Ich vernehme, wie immer, mit der Ehrfurcht, welche ich Ihrer Excellenz schuldig bin, alles, was Sie in Ihrem letzten Briefe in Betreff d'Alencon's geschrieben haben. Seine Verzweiflung ist so gewiß, als meine Reise nach Berlin, und eben so wahr ist, daß ich dort von irgend jemandem hörte, daß ich diesem Lehrer Ihre Ungnade zugezogen hätte. Ich aber habe mich gegen d'Alencon auf das verbindlichste und ehrenwertheste betragen; wäre er nicht so ehrsüchtig und dankbarer für die ihm von mir bewiesene Zuneigung, so würden seine Freunde anders reden.

Es scheint, als wollten gewisse Leute unsere Verhältnisse stören. Ihre Excellenz wissen, welche Ordnung und Sanftmuth (bei der Erziehung des Gr. v. Sachsen) seit einem Jahre obgewaltet hat; Sie wissen am besten, wie ich es in keinem Stücke an Folgsamkeit und Pünktlichkeit für Ihre Befehle fehlen lasse. Der Lehrer sagte mir ehegestern nach dem Empfange des Briefes von Ihrer Excellenz auf hochfahrende Art, er habe ausdrückliche Befehle zu bleiben, er sei nicht von mir, sondern von Ihrer Excellenz abhängig. Hierin hat der junge Mensch

recht; aber ich durchblicke recht gut die Rathschläge der Leute, welche Unordnung in unsere regelmäßige und friedliche Einrichtung zu bringen trachten. Haben Sie die Gnade zu erwägen, daß ich die Ehre genieße, von Ihnen auserwählt zu sein, unter der von Ihnen bewirkten Zustimmung des Königs. Ich habe die Verpflichtung, für das Liebste, was Sie auf der Welt besitzen, übernommen, da Sie mich mit Ihrer Achtung und Ihrem Vertrauen beehrten. Kann es mir hiernach angenehm sein, solche Begrüßung zu erhalten von einem jungen Menschen, welchen ich selbst anstellte! Ihre Excellenz wissen ferner, daß, ob Sie mir gleich eine meiner Stellung entsprechende Wirksamkeit verliehen haben, ich keine Schritte that, ohne sie Ihren Einsichten und Beistimmungen zu unterwerfen; daher nehme ich keinen Anstand, hier wie immer, Ihnen zu gehorsamen. Es genügt mir, Ihnen die Ueberzeugung zu geben, daß ich nicht nach Laune, noch nach Ungunst handle. Ich habe keinen Zweck als den, Ihre Zufriedenheit zu gewinnen, und die Erziehung meines geliebten Grafen so zu fördern, daß ich darüber Ihrer Excellenz und dem Könige, erforderlichen Falls, Rechenschaft ablegen kann. Dieses erheischt Ihren Beistand, Ihren Schutz und Befugniß, nöthigenfalls kleine Veränderungen zu treffen; denn ohne diese wäre ich tausendfach dem Hohne der Subalternen ausgesetzt. Ich habe nichts dagegen, daß man es schwierig findet, einen Lehrer, welcher alle erforderlichen Eigenschaften besitzt, zu treffen. Er muß duldsam, höflich, fleißig und gewandt sein; doch wo ist ein solcher zu finden? Mithin sieht sich ein Gouverneur, welchem die Erziehung eines jungen Herrn übertragen ward, dem ausgesetzt, mit jenem zu wechseln. Mit d'Alencon habe ich keinen Kontract gemacht, als den, daß, so lange er im Dienste ist, so lange wird er bezahlt, mit dem Versprechen, daß, wenn sich gelegentlich für ihn Etwas thun ließe, ich dazu die Hand bieten wollte. Dieses ist noch nicht der Fall gewesen. — — Ich schließe diesen Bericht mit der Versicherung, daß ich für Ihren und des Herrn Grafen Dienst Muth gewinne, durch die mit Ihnen, bei meiner Berufung getroffene Uebereinkunft; in dieser spricht sich Ihr alles durchblickender scharfsin-

niger Geist aus, denn dort haben Sie die Gewogenheit, mich zu vergewissern, daß alle Zuträgerei und mündliche oder schriftliche Anfeindungen nur dazu dienen sollten, das Vertrauen und die Uebereinstimmung, zu unserer Zufriedenheit und zur Zuneigung des lieben Grafen zu befestigen. Gestern nahm ich den geliebten Grafen mit in die lutherische Kirche. Er war bei Anhörung des Wortes Gottes entzückt, denn er fängt an, Geschmack für das, was ich ihm in dieser Beziehung sagte, zu gewinnen. Er verlebt seine Tage aufs angenehmste und auf das zweckdienlichste zur Ausbildung seines Geistes. Ich vermische freudige Unterhaltung mit dem Ernsten und Nützlichen. —

Kurz, Madame! Er wird täglich liebenswürdiger und redet täglich besser. Ich spare keine Sorgfalt und nichts in der Welt, zur Erfüllung meiner Pflicht und um meiner Zärtlichkeit zu genügen. — Die Leitung der Ausgaben hat die treue Annelise, die sich ganz meinem Dienste widmet, da sie einsieht, daß alles darauf abgesehen ist, der Sorge für den Königssohn (wenn gleich incognito) zu genügen. Auch für die Annelise habe ich in der lutherischen Kirche eine Stelle ausgemittelt. — Ihre Excellenz würden erfreut sein, wenn Sie sähen, wie froh der Herr Graf lebt, wie gut er sich ausbildet. — Er läßt für Alles Dank sagen und umarmt Sie mit der Freiheit, wie ein Sohn seinen Vater umarmt. —

Basset an die Gräfin Königsmark.

Wenn der Herr Graf Fleiß anwenden wollte, mehr als bisher, so würde er ohne Zweifel Fortschritte machen. Man hat alles angewandt, um ihm die Lektüre zu erleichtern, und seine Aufmerksamkeit zu fesseln, doch mit geringem Erfolge. Die Kupferstiche zu den Verwandlungen Ovid's, die Bilder von Blazon und Landkarten, welche man gebrauchte, haben den gewünschten Erfolg nicht herbeigeführt, die Jugend läßt ihn allein darauf achten, was in die Sinne fällt und alles

andere übersehen. Herr Delorme, der öfter bei den Unterrichtsstunden gegenwärtig ist, ihn auch wohl selbst lesen läßt, wird Ihnen sagen, daß man alles Mögliche aufbietet, um ihn zum Lesen anzuhalten. Sein freundliches sanftes Benehmen gegen den Herrn Grafen bezaubert mich; es kann nicht weiter getrieben werden. Vermöge meines Eifers für Ihre Dienste wünsche ich, daß der Herr Graf immer einen ihm gleichen Gouverneur haben mag. Ich habe besonders Ursach, ihn zu loben. Dieser ganze Brief beschäftigt sich mit dem Herrn Grafen; Herr Delorme hat aber keinen Theil daran. —

Bruchstücke von Briefen des Herrn Klemm an die Gräfin Königsmark.

— Gestern ließ mir der König sagen, der Herr Graf (von Sachsen) solle, wenn er zu ihm käme, den großen Diamant nicht tragen, wie er überall denselben nur selten tragen möchte. Unbezweifelt ist dieses durch die in meinem vorigen Briefe erwähnte Nachricht veranlaßt. Gestern und heute habe ich dem Herrn Grafen eingeprediget, wie er sich, wenn er zum Könige geht, um demselben zu gefallen, benehmen müsse. So hoffe ich wird er sich gut aus der Sache ziehen und man wird mir nicht mehr vorwerfen, zu sanft zu sein; denn wahrlich, ich verzeihe ihm nicht den geringsten Fehler. Ich bin überzeugt, Ew. Excellenz werden ihn, wenn Sie ihn zu Ostern sehen, sehr zu seinem Vortheile verändert finden. —

— — Das Lernen des Herrn Grafen geht noch gar langsam, ich habe ihm die Stelle Ihres Briefes, welche darauf Bezug hat, vorgelesen, worauf er sich sehr willfährig zeigte. Ich thue alles Mögliche, ihn von der Nothwendigkeit zu überzeugen, das für seinen Stand Erforderliche zu lernen, und sich überall beliebt zu machen; doch werde ich beständig

widersprochen, und es scheint, daß meine Weisungen weniger Eindruck auf ihn machen. In der Religion ist er hinreichend unterrichtet, um kommuniciren zu können; es bedarf deshalb nur Ihrer Befehle, welche ich schon in meinem letzten Briefe erbat. — Herr Poitier hat versprochen, wöchentlich dreimal zu kommen. Der Fechtmeister ist verreist; doch kommt er in den nächsten Tagen wieder. Den Montag nach dem Feste wird der Lehrer der Befestigungskunst den Unterricht beginnen. Der italienische Sprachmeister kommt auch regelmäßig; so ist alles gut besetzt. Dresden wird bald verödet sein, denn Alles zieht sich aufs Land. —

— Der Herr Graf hat Ihnen gesagt, welche Meinung man hier von der Gräfin C. (Cosel)) hat. Das Gerücht ist gegründet, daß sie fast alle Kostbarkeiten mit sich genommen hat; doch kann man darüber noch nichts Gewisses sagen. — Meine Sorgfalt für Alles, was Sie betrifft, ist immer zuverlässig, wie gern feindselige Spione solche auch zweifelhaft und verdächtig machen wollen. Ich bin glücklich, daß Ihnen dieselben nur Unwahres berichten. — Nie that ich irgend etwas, wodurch ich mein Unglück verschuldet hätte, und beging ich ja einen Fehler, so kennen Sie dessen Quelle. Weder Schlechtheit noch Bosheit, weder schlechter Wille noch Undank haben Theil daran. —

Die Theilnahme der Gräfin an der Erziehung ihres Sohnes war fortwährend abhängig von Intriguen, welche den König August umringten, die Umgebung des Kindes der Liebe wechselte hiernach; er ging aus der Hand eines Erziehers in die andere, wovon in der Lebensbeschreibung des so berühmt gewordenen Marschalls von Sachsen Vieles erzählt werden kann. So schreibt ein Vertrauter der Königsmark, welcher Bedenken trug, dem Briefe seinen Namen zu unterzeichnen, aus Leipzig unterm 3. September 1704.

— — Er (Delorme, damaliger Gouverneur des Grafen

von Sachsen) hat es mir oft gar vernehmlich zu hören gegeben, daß wir Alle, nur von ihm abhängig zu sein, einsehen müßten, daß er nur unter dieser Bedingung die Gouverneurstelle angenommen und daß der König ihn zum unumschränkten Herrn alles dessen, was den Herrn Grafen beträfe, gemacht habe. Soll ich diesem einige noch stärkere Dinge beifügen? Ja, Madame! ohne Undankbarkeit darf ich sie Ihnen nicht verhehlen. Gleich bei meiner Ankunft hierselbst, sagte er mir, daß Alles allein vom Könige, nicht von Ihnen abhinge, und daß, wenn er aus Rücksichten für Sie manche Schritte, welche einige Abhängigkeit vermuthen ließen, thäte, so geschähe solches mehr aus wohlwollender Geneigtheit, als aus Pflicht. Hat diese herrische Haltung, die er annimmt, keinen Rückhalt? — Ich glaube nicht allein mit Ihrer Excellenz, daß er bei der — — (La Pot camorge) Ränke spinnt, um einer Benachrichtigung, welche sie dem Könige geben könnten, zuvor zu kommen, sondern daß er bereits nach seiner Weise genug gethan hat, um seinem Zwecke gemäß zur beabsichtigten Unabhängigkeit zu gelangen. Ich kann mich irren, aber der Verlauf ist mir sehr wahrscheinlich.

Wollen Sie, daß ich fortfahre, offen gegen Sie mich auszusprechen? — So lange er besorgt, daß Sie seine Handlungsweise beobachten, sind Sie seine Heldin nicht; er wird aus allen Kräften dahin streben, das sanfte und leichte Joch Eurer Excellenz abzuschütteln, um die Freiheit zu erlangen: Alles nach Gutdünken zu ordnen. — Der König ist ein wohlwollender und edelmüthiger Herr, der sich ein Gewissen daraus macht, irgend ein Gnadengesuch abzuschlagen, so daß, wenn Herr — — einen guten Beschützer in der Nähe Sr. Majestät hat, er mühelos zu günstiger Stunde seinen Zweck erreichen kann, und Sie, Madame! werden schmerzlich empfinden, daß meine Besorgnisse nur zu gegründet waren. — Uebrigens zeigt der Herr Graf für Sie beständig dieselbe Zärtlichkeit. —

Delorme an die Gräfin Königsmark.

Utrecht, den 21. October 1704.

— Mit dem lieben kleinen Manne geht es täglich besser, wie der Augenschein lehrt. Nach den Unterrichtsstunden in der Erdbeschreibung, Geschichte, Unterhaltung, im Tanzen u. s. w., lustwandeln wir zu Fuß, nach Landessitte. Alle Welt findet ihn allerliebst; er fesselt jeden, der ihn sieht, durch Geist und feines Betragen. —

— Der Herr Graf bereitet sich vor, Ihnen bald zu schreiben; er sendet Ihnen tausend Küsse und beschwört Sie, ihn nicht zu vergessen; denn er hat nur Sie auf der Welt. —

Utrecht, den 2. December 1704.

— Wenn Sie von Dresden nach Breslau gegangen sind, so werden wir die Angelegenheiten des lieben Grafen leichter vor den König bringen können. Halten Ihre Excellenz es für nöthig, so werde ich mich sogleich in Sachsen einfinden, um Ihre Befehle entgegen zu nehmen, wenn Sie sich überzeugt haben, daß es für das geliebte Kind vortheilhaft ist, sich zu näheren. Wir können dieses leicht ins Werk richten, zumal nach überstandener Regenzeit und nach dem Eintritte des Frostes. Auch für mich ist es gar dringend, daß Sie das liebe Kind, wie dasselbe es verdient, Ihren Wünschen entsprechend finden. —

Ueber mehrere Orte gehen hier betrübte Nachrichten von Polen ein; der Himmel erhalte nur den König. Ihre Excellenz schreiben mir nichts von der Abtei (Quedlinburg); ich wollte, daß sich dieses zu Ihrer Zufriedenheit entschiede. Aus vollem Herzen wünsche ich solches, denn ich weiß, wie sehr Sie es verdienen.

Der Herr Graf stattet den Damen seinen Dank ab für ihr Andenken. —

Delorme an die Gräfin Königsmark.

Utrecht, den 16. December 1704.

Ich habe Ihre Befehle empfangen und halte mich fertig, wenn Sie es verlangen, abzureisen. Um meinem kleinen Herrn Ehre zu machen, habe ich mich neu gekleidet, denn ich weiß, wie bei gewissen Leuten der Rock Alles thut. Ich zweifle nicht, daß unser Solon nach seiner Redensweise uns verpflichten wird, zumal wenn er darum gebeten ist. Er hat einen Vorwand: der Ruhm des Königs verlangt, daß seinem Sohne im Auslande die erforderliche Hülfe geleistet werde, besonders da das erlauchte Kind bekannt ist. —

Hier, Madame! ist meine Rechnung bis zum 9. dieses Monats; ich bezweifle, daß man besser haushalten kann und wage die Aeußerung, wie ich es so gut eingerichtet habe, daß wenige Herrschaften so vornehm als wir leben. Alles beruhet darauf, die Zeit zu nutzen und geschickt die Gelegenheit zu Verschwendungen zu vermeiden, ohne die geringste Kargheit sichtbar werden zu lassen. Ich habe zwei wichtige Vorwände, die Unglücksfälle des Königs und die große Jugend meiner kleinen Herrschaft, die mich zur Beschäftigung mit ihm verpflichten und zwingen, früh zu Bette zu gehen.

Er umarmt Sie und befindet sich erstaunlich wohl. Er schickt sich an, vier Zeilen an den König zu schreiben, die ich ihm gab, um demselben meine Theilnahme zu beweisen. Ich werde die Ehre haben, Alles mit Ihnen zu besprechen und einzurichten nach Ihren Ansichten und Befehlen.

— Ihre Excellenz haben während meiner Abwesenheit nichts für den Grafen zu fürchten. Die Einrichtung ist getroffen und dahin angeordnet, daß er bei Tag und Nacht nie allein ist. — Befehlen Sie daher nach Gefallen. — Nach Solon's Weise zu reden, würde ein guter Unterhändler zu Berlin bei der Gräfin von Wartenberg nicht übel sein. —

Hier tritt eine Reihefolge von Briefen an die Gräfin Königsmark (damals in Hamburg) ein, deren Verfasser sich immer de St. unterzeichnet und an den bald aufgeführten Herrn von Stöteroggen erinnern könnte, wenn nicht die Vergleichung der Handschriften verschiedene Personen vermuthen ließe. Daß er Führer, Erzieher und Gouverneur des Grafen von Sachsen war, vergißt man fast über die sehnsuchtsvolle Verehrung, mit welcher er der Gräfin Königsmark huldiget, wahrscheinlich anfänglich nicht ohne Gunsterwiederung, dann aber mit Ernst zurückgewiesen. —

1.

Hannover, den 29. August 1705.

Ich kam mit Extrapost in Peine an; es war Mitternacht, mein Herz beklommen, weshalb Ihre Excellenz gnädigst entschuldigen wollen, wenn Sie einen unordentlichen geistlosen Brief erhalten. Ich reiste von hier nach Peine, um Sie in Braunschweig zu treffen, als Frau von Hammerstein mich zu sich einladen ließ, mit dem Versprechen, mich, wohin ich wollte, fahren zu lassen; welches Anerbieten ich bei der Nähe des Wohnortes annahm, in der Absicht nur kurze Zeit dort zu bleiben. Doch meine Abreise wurde durch die verspätete Ankunft des Herrn General-Majors verzögert und gerechter Himmel! wie groß war mein Schreck, als ich durch ein Billet des Herrn Schelle die Abreise des Herrn Grafen nach Hannover und die Trauerpost von Ihrer Abreise erfuhr. Eine Abhülfe des Unsternes war unmöglich, deshalb beeilte ich mich nur, den Herrn Grafen zu erreichen, wie Sie aus diesem Briefe ersehen. Wir hoffen morgen von hier abzureisen. — Nichts gleicht meinem Schmerz darüber, daß ich Sie verfehlte; tausend Sorgen quälen mich; ich weiß nicht, wie dies enden wird. Ich habe Ursach zu fürchten, daß Ihre Excellenz wider mich aufgebracht sind und mich so strafen wollen, da Sie den Erfolg wissen muß-

ten. Ich konnte es mir wohl vorstellen, denn mit einem Herzen, mit Empfindungen, wie die meinigen, kann man nicht glücklich werden; doch eine so große, mich überwältigende Ungnade habe ich nicht gefürchtet. In tausenderlei Vorstellungen suche ich die Ursach zu dem grausamen, mich verfolgenden Unglücke. Soll es mich nicht tödten, so lassen Sie mir wenigstens den Glauben an die gerechte Anerkennung, daß ich derselbe bleibe, mein Eifer, meine Treue werden mich stets rechtfertigen; ich will lieber unglücklich sein, Unrecht erleiden, als meine Gesinnung ändern. Ich erkenne meinen Unstern und mache mir tausend Vorwürfe, nach Hannover zurückgegangen zu sein, anstatt Alles aufzugeben, um nur nicht das Glück, Eure Excellenz noch einmal zu sehen, zu verlieren. Doch Sie wollten es so und ich unterwerfe mich mit ehrfurchtsvollem Gehorsame, wenn gleich auf Kosten meiner Ruhe. Haben Sie die einzige Gnade, sich die Lage zu vergegenwärtigen, in welche Sie mich versetzen, so bin ich getröstet; aber darum beschwöre ich Sie, als um ein Werk der Barmherzigkeit. In dieser Hoffnung bin ich so dreist, Ihnen ein Kistchen der auserlesensten Essenzen, die ich in Italien finden konnte, anzubieten. Ich flehe um die Ehre, sie anzunehmen und für sich zu gebrauchen, denn ich weiß, daß sie ächt sind und sich halten. Meine Dreistigkeit geht so weit, daß ich für Sie auch eine Büchse zelleschen Balsam und zwei Flaschen englisches Salz beilege; letzteres ist gut gegen Kopfschmerzen; wenn Sie wollen, können Sie Eine davon an Madame Bersonville geben. Um diese Dreistigkeit, die allein auf die Gnade Ihrer Excellenz berechnet ist, zu entschuldigen, folge ich den Gedanken eines italienischen Schriftstellers:

„Das Geschenk ist klein, die Gabe nichts; aber das Kleine verleihet dem Großen Glanz und das Nichts ist die Grundlage der größten Werke des Schöpfers." I. E. werden in dem Kästchen eine Chiffer finden, deren wir uns zu Zeiten bedienen können.

— — Wenn Sie mich Ihres Wohlwollens nicht völlig unwürdig halten, so bin ich am Ziele meiner Wünsche. Sie dürfen auf meinen Eifer, auf meine Treue rechnen. Treue

und Dasein sind mir gleich werth, und ich würde lieber mein Leben daran geben, als Ihnen entgegen zu wirken; davon, ich beschwöre Sie darum, seien Ihre Excellenz überzeugt. Eine große Widerwärtigkeit war es für mich, bei meiner Ankunft zu Peine, das schöne Bildniß, welches mir so oft zum Troste gereichte, zu vermissen. Ich war mehrere Male auf dem Punkte, deshalb mit Postpferden nach Braunschweig zurückzugehen, doch die Berufspflicht überwältigte mein Verlangen. Auch schmeichle ich mir, daß ich es morgen noch finde; doch sollte durch ein Unglück dieses nicht der Fall sein, so bitte ich Sie dringend, nach Braunschweig schreiben zu lassen, daß es nicht verloren geht, sondern mir gnädigst nach dem Haag nachgeschickt werde. —

2.

Hannover, den 1. September 1705.

Wie bin ich zu beklagen! Ihre Excellenz selbst müssen es zugestehen. Von Peine am Sonnabend bis zum Tode niedergeschlagen hier angelangt, giebt es mir am folgenden Tage einigen Trost, zu erfahren, daß Sie in Zelle sind und dort der Nachricht von unserer Abreise entgegensehen. Sonntags spät morgens mache ich mich auf den Weg nach Zelle, einzig die Freude, Sie wieder zu sehen, im Auge. Vor Zelle angekommen, glaube ich vom Blitze getroffen zu werden, als man mir sagt, daß Sie an demselben Morgen wieder abgereist sind. Wenn I. E. mein Herz auch nur etwas kennen, so werden Sie mein unglückliches Schicksal würdigen, indem Sie gewissermaaßen vor mir fliehen. Ich verstehe meine Schwäche, wenn ich den von Ihnen eingeschlagenen Weg gewiß wußte, wäre ich in der Nacht auf Courierpferden Ihnen gefolgt, um Sie des Morgens vor der Ausfahrt im Gasthofe zu überraschen; doch die Furcht vor neuerm Mißglücken des Zusammentreffens und Berufserfüllung hielten mich zurück, so daß ich gestern sehr niedergeschlagen hier wieder eintraf. Eini-

germaßen richtet mich J. Excellenz lieber Brief auf, die gnädige Versicherung der Fortdauer Ihres Andenkens tröstet mich mehr als Alles. Wie dankbar bin ich für diesen so bedürftigen Trost! Sie dürfen nicht allein auf meine Beständigkeit, auf die Sorgfalt, welche Sie mir zu empfehlen geruhen, rechnen; ich versichere bei meinem Heile, daß nie jemand mit mehr Eifer, Freude und Treue gedient hat, als ich thun werde. — — J. E. dürfen versichert sein, daß ich Ihre Gunst nicht gegen das ganze Weltall vertauschen möchte, und darauf rechnen, daß dieses keine Uebertreibung ist. —

Nachschrift. Ich bin etwas verwundert, daß Madame Bersonville mir nichts von den dreißig Thalern, die ich ihr hier lieh, schreibt. Sie mußte dieselben wenigstens erwähnen; Eigennutz ist zwar meine Sache nicht, aber auf solche Weise lasse ich mich nicht ums Geld bringen. Ohnehin kann sie mit mir zufrieden sein. Ihre Reise von hier hat ihr nicht einen Heller gekostet; selbst die Rückfahrt nicht, die ich bezahlte, ohne anderer Artigkeiten, die ich ihr erwies, zu gedenken. Die Gute irrt sich, wenn sie glaubt, es geschähe aus Rücksichten für ihre Person, daß ich alles Jenes that. Auch weiß ich seitdem, daß, wenn sie von mir redet, sie gewisse Mienen macht, die darauf hindeuten, als läge ein gewisses Verhältniß im Hinterhalte. J. E. werden die Gnade haben, einer Frau, der Verläumdung nichts kostet, zu mißtrauen. Ich bitte Sie nur um Verzeihung wegen dieser kleinen Nachschrift. — In der That glaube ich, daß sie es ist, die J. E. so sehr zur Abreise trieb; doch will ich eidlich erhärten, daß ich gern das gescheiterte Vergnügen für jenen Preis erkauft hätte. — Uebermorgen zu guter Zeit reisen wir ab. Von Osnabrück werde ich wieder das Vergnügen haben, an J. E. zu schreiben.

3.

Osnabrück, den 6. September 1705.

Ich weiß nicht, ob Pflichtgefühl oder einige Zuneigung mich veranlaßt, J. E. diesen Brief zu schreiben; doch wenn Sie mir die Gnade erweisen, beide darin zu erkennen, so können Sie versichert sein, daß Sie mir Recht angedeihen lassen. — Wir sind von Hannover vergangenen Dienstag abgereist und gestern hier angekommen, um heute den Weg nach Holland fortzusetzen. Unser Mars befindet sich vollkommen wohl und Sie können glauben, daß ich ihn in seiner Liebenswürdigkeit von ganzem Herzen liebe. Dieses bringt ihm keinen Nachtheil, denn meine Liebe ist nicht blind; wäre sie etwas kurzsichtig, so ergiebt sich daraus kein anderer Erfolg, als der von J. E. verlangte: nämlich der der dankbarsten Geduld mit seiner großen Lebendigkeit, die ihn so sehr über das Alltägliche erhebt. Haben Sie die Gnade, sich darin ganz auf mich zu verlassen, und glauben Sie, daß mich eine geheime, mir selbst unbewußt wirkende Triebfeder treibt. Ich bin nicht so unbescheiden, dafür den Namen zu suchen; doch ich verspreche mir alles von der Zeit, welche meine Gesinnung offenbaren wird. Was Anderen ein Heilmittel ist, wird mir ein Dolchstich, und doch weiß ich nicht, wie ich den Schmerz über Ihre Abreise ertragen soll, ohne jene Hoffnung. Ich kann nie aufhören, wenn ich diesen mich so sehr angreifenden Gegenstand berühre; doch ich will das Stillschweigen den schwachen Ausdrücken vorziehen und jetzt J. E. allein bitten, des geliebten Bildnisses sich zu erinnern, daß es nicht verloren gehe. —

4.

(Aus dem Italienischen übersetzt.)

Utrecht, den 11. September 1705.

— — Unser theures Geheimniß befindet sich fürtrefflich, und dieses macht mich so glücklich. Wir sind gestern hier an-

gekommen und werden uns, um den Pferden Ruhe zu geben, zwei oder drei Tage hier aufhalten.

— Sie können überzeugt sein, daß ich ein unendliches Vergnügen darin finde, Ihnen meine Dienste zu widmen, wie es die herrlichen Vorzüge J. E. mit sich bringen. Da die Natur so verschwenderisch war bei Ihrer Ausstattung, so treibt mich ein unbekanntes Etwas, Sie zu bewundern. Doch ich rede nicht davon, da die hohe Verehrung, je größer sie ist, auch um so schweigsamer sich zeigt. Ich bitte dieses nicht für Lobeserhebung oder Schmeichelei zu halten.

Nachschrift. Um Gotteswillen, vergessen Sie Ihren armen Sclaven und das schöne Bildniß nicht; wogegen Sie ein unübertreffbares Herz finden, das Ihnen bis zum Tode mit nur zu kühner Glut dient! —

5.

Haag, den 18. September 1705.

Die Nachricht von unserer glücklichen Ankunft zu Utrecht theilte ich Ihnen bereits mit; jetzt habe ich das Vergnügen, Ihnen unsere Ankunft im Haag zu melden, worüber ich außer andern Gründen besonders deshalb hocherfreut bin, weil, wie J. E. wissen, wir hier geliebte Nachrichten von Ihnen erhalten können, mit welchen mich zu beehren ich Sie dringend ersuche.

Bei unserer Ankunft sind wir im Marschall Turenne abgetreten. Meine erste Sorge ging dahin, eine dem Herrn Grafen anständige Wohnung zu finden. Ich besah mehrere und zwar in Gegenwart des Herrn Sch. (Schelle), um mit ihm in vollkommener Uebereinstimmung zu bleiben. — Man forderte überall bis auf 300 holländische Franken monatlich. Da ich seit länger Zeit unsere Wirthsleute, eine alte gute Wittwe, eine Französin, kenne, und wir hier nicht schlecht aufgehoben sind, so versuchte ich hier zu bleiben. Sie zeigte

sich äußerst billig, und wir haben gestern abgeschlossen. So logiren wir im Marschall Turenne in der korte Hout-Straet und zahlen monatlich 196 Livres für Tisch und Zimmer. Wir erhalten Mittags vier, Abends drei gute Schüsseln, ohne das Nachessen, täglich reines Gedeck, wie auch Frühstück und Anbiß für den Herrn Grafen.

Wein, Licht und Heizung sind besonders, die Dienerschaft erhält Kostgeld. — Ich habe einen guten Lehrer der (französischen) Sprache angenommen, der täglich drei Stunden mit dem Herrn Grafen liest und spricht, um ihm eine gute Aussprache beizubringen, und auch schreiben lehrt. In diesem und jenem ertheilt Herr Sch. Unterricht in deutscher Sprache und sorgt für sein Christenthum. Montags kommt der Tanzmeister, der Vater des berühmten Ballon aus Paris. So kommen wir nach und nach in Gang. Mein einziger Genuß ist, an J. E. zu denken; je weiter ich mich von Ihnen entferne, um so mehr ist mein Geist mit Ihnen beschäftigt, gleich dem Knoten, welcher sich um so fester schließt, je weiter sich die schürzenden Hände von einander entfernen. — Verzeihen Sie, wenn ich Sie nochmals an das holde Bildniß erinnere. —

6.

Den 2. October 1705.

(Wiederholung der öfter wiederkehrenden Nachrichten aus dem pädagogischen Lebenskreise.)

— — Ich nehme mir die Freiheit, E. E. hier eine Cantate zu überreichen, welche ich selbst nachbildete, da sie in Italien, woher ich sie mitbrachte, von Kennern gelobt wird. Geruhen Sie, dieselbe anzunehmen und sich dessen zu erinnern, was ich Ihnen hinsichtlich Ihrer wunderschönen Augen versprach. Die Eigenliebe hat dieses Mal alle andern Mittheilungen, die nachkommen sollen, zurückgeschoben. — In Ihren

Briefen, in den Beweisen Ihres Andenkens finde ich den einzigen Trost für die Trennung.

Eine Nachschrift in Zahlenchiffern enthält, nach dem in dem Briefe vom 29. August mitgetheilten Schlüssel, die Worte: „Ich beschwöre Sie, meine Angebetete, mich zu lieben und eingedenk zu sein des holden Bildnisses." —

7.

Haag, den 13. October 1705.

— — J. Excellenz wenden sich auf das Versprechen eines Wechsels, als ob wir denselben so nöthig hätten. Ich glaube gern, daß das ein Gegenstand ist, an welchen man Sie gewöhnt hat; doch Gott sei gedankt, wir treiben es nicht so schnell, und wenn ich auch von Ihnen Antwort wünschte, so geschah es nicht aus dieser Ursach. Dem Herrn Grafen geht nichts ab. — Wenn ich die Uebersendung eines Kreditbriefes vorschlug, so haben wir solchen doch nicht nöthig, und warum wollen Ihre Excellenz in einer Sache, die ich gar nicht beeile, so schnell sein. — Hiernächst haben Sie die Gnade, sich des Bildnisses zu erinnern, doch auf eine mir sehr auffallende Weise. Dasselbe machte mir gar große Freude und ich nenne es ein Schicksal, was Ihre Excellenz als ungeschicktes Betragen bezeichnen. — — Mit einem Worte, der ganze Erfolg läßt mich das begangene Unrecht erkennen, von Ihnen etwas erbeten zu haben, was ich nicht verdiente, und ich muß gestehen, daß ich untröstlich bin, in dem Gedanken, unbescheiden von Ihnen ein anderes Pfand der Gnade erbeten zu haben. Ich wage nicht, zu sagen, was mich so tollkühn machte; doch war es nicht verzeihlich, Madame! da ich wußte, daß sich schon vor mir jemand dergleichen rühmen konnte und die Ueberzeugung hatte, daß mein Eifer und meine Treue mit Zuversicht erbitten durfte, was ein Anderer vielleicht aus Eigennutz zu erlangen suchte? Im Allgemeinen bleibt es wahr, daß die

Einmischung verschiedener Leute auch die Sache selbst verändert. Die Geschichte mit der Medea, wie Ihre Excellenz sie nennt, mußte enden, wie sie geendet hat. Es ist aber eine Medea der italienischen Bühne, auf welcher Harlekin den Jason darstellt, und auf demselben Theater ist der Unterschied zwischen Harlekin und dem Doktor nicht groß.

Bisher habe ich von Dresden keine Briefe erhalten, was mich übrigens nicht wundert, da es der Gewohnheit jenes Landes entspricht. — Ich habe heute Sr. Majestät geschrieben — und werde Ihnen, wenn Sie es verlangen, die Abschrift des Briefes überschicken. Nach Ihrer Aeußerung bin ich nicht umsichtig genug; willig werde ich Alles, was mißfallen könnte, vermeiden. Möge Ihre Excellenz den einzigen Fehler, welchen Sie mir vorwerfen, verzeihen; ich verspreche, nie wieder in denselben zu verfallen. Auch bitte ich um Vergebung, wegen der von hieraus geschriebenen Briefe, indem ich mir in denselben etwas zu viele Freiheit erlaubte. Sie sollen nie wieder Ursach haben, hierüber unzufrieden zu sein. Es ist hinreichend, daß Sie es mir als Versehen anrechnen, Ihnen einige Zeilen in Chiffern geschrieben zu haben, um Ihnen ein Geständniß zu machen; doch Ihre Excellenz sagen mir: ich hätte mich dort über Sie lustig gemacht. Ich kann eidlich versichern, daß mich nie etwas so tief kränkte. Könnte ich rechtfertigen, was Sie verdammen, so würde ich sagen, daß etwas mehr Vorsicht, besonders da ich von der richtigen Abgabe der Briefe keine Gewißheit hatte, mich gegen so große Ungnade sicher gestellt haben würde; doch ich gestehe unumwunden meinen Fehler und bitte tausendmal um Verzeihung.

Ihre Excellenz fahren fort: ich könnte zurückkommen, wenn ich mich klüger betragen wolle, als bei meiner Abreise. Ich erinnere mich nicht, irgend etwas Unverständiges oder der Ehrfurcht zuwider Seyendes gethan zu haben. J. E. waren in guter Gesellschaft, als ich anstatt jedes Abschiedes, die Ehre hatte, Ihnen die Hand zu küssen. Ich weiß nicht, ob ich dieses richtig beurtheile; doch nach meiner Empfindung fürchte oder wünsche ich vielmehr nicht — Gott ist mein Zeuge! — jemals zurückzukehren. Unter tausend Versuchen, nicht mich zu

trösten, denn dieses kann nur durch Sie geschehen, sondern nur meinen Geist etwas zu beruhigen, nahm ich die Zuflucht zur Lectüre, und da bin ich so frei, Ihnen eine kleine Stelle, welche ich bei einem der ersten Schriftsteller dieses Jahrhunderts fand, mitzutheilen. „Die Liebe," sagt er, „ist ein zuverlässiges Zeichen eines ehrenwerthen Mannes, weil der Liebende nichts so sehr sucht, als geliebt zu werden. Hierzu ist es erforderlich, daß er sich liebenswürdig beträgt, und wer sich liebenswürdig beträgt, ist ein ehrenwerther Mann." — Es wäre unrecht, nicht hinzuzufügen, daß Mancher zu beklagen sei, denn um Glück zu machen, muß man ein Betrüger oder ein Schelm sein. Nach den Beweisen Ihres Unwillens bricht Ihr Brief ab, ohne sich mir zuzuwenden mit erneuerter Gnadenversicherung. Ich darf nicht zweifeln, daß dieses absichtlich geschah, und ich ergebe mich in Ihren Willen und nehme es so, wie Sie es beabsichtigen. Ich erkenne recht gut, daß die Leute nicht fehlen, die sich ein Vergnügen daraus machen, mein Betragen anzuschwärzen, worüber ich, wenn ich nicht die Ehre hätte, in Ihren Diensten zu stehen, gleichgültig sein würde, da ich mir nichts vorzuwerfen habe. Gott kennt meine Gedanken; — so aber betrübt es mich bis zum Tode. Ich fürchte in keiner Beziehung die Wahrheit; aber Lüge und Schmähsucht finden überall offene Thüren. Ich rede nicht von den Leuten hier; wolle Gott, sie berichteten Alles, wenn sie nur Wahrheit schreiben. —

Für die Zukunft verheiße ich, Ihnen nichts zu berichten, als was meine Pflicht mir auferlegt. War ich hierin etwas zu dreist, so lag dazu die Veranlassung in der Gewogenheit, womit Sie mir von Zelle schrieben. Ich füge mich mit völliger Unterwerfung, weil Sie es so wollen. Doch um meinem Versprechen nachzukommen, und da Sie specielle Nachrichten von dem Herrn Grafen verlangen, so freuet es mich, Ihnen sagen zu können, daß er sich vollkommen wohl befindet, und daß Alles anfängt, in erwünschtem Gange vorzuschreiten. — Morgens nach dem Gebete erhält er seine Lehrstunden, welches bis Mittag fortgeht, nur unterbrochen von einer halben Zwischenstunde zum Frühstücken. Alles dieses macht

sich erfreulich, da Verheißung von Spaziergängen und andern schuldlosen Erheiterungen zum Hebel dienen. Nach Tische kommt der Tanzmeister, dem ich täglich predige, daß er vorzüglich auf gute Haltung zu sehen hat. Um vier Uhr tritt der Sprachmeister ein, der mit gutem Ausdrucke lesen lehrt und Sprachfehler, wenn sie vorfallen, verbessert. — Alles geschieht ohne Zwang; doch bin ich auch Mann vom Worte, was um so nöthiger ist, da es von gutem Charakter zeugt, sich auf solche Weise leiten zu lassen. Zu den Vergnügungen zähle ich, zuweilen einen Bekannten oder Lehrer zur Tafel zu ziehen, spazieren zu gehen, Besuche zu machen und Billard zu spielen, wobei ich ihn nie verlasse. — Ihre Excellenz thun mir unrecht, wenn Sie glauben, daß ich je die geringste, zu meinem Amte gehörige Sache vergäße. — Ich bitte Sie, die Titel zu sparen, welche Sie mir geben. — Jener Mann, der Hoffnung das Brod der Unglücklichen nennt, hat nicht unrecht; doch welcher Mann bezeichnet denjenigen, dem man selbst dieses Brod geraubt hat? —

8.

Haag, den 13. October 1705.

— — Dank Ihrer Güte! Ihre Excellenz geben mir etwas Leben wieder; Sie dürfen aber auch darauf rechnen, daß ich mich Ihnen auf jede Weise verpflichtet halte. Nie glaubte ich meinen Geist einer so schnellen Veränderung fähig; doch es ist besser, ich rede nicht davon. Ich beschwöre Sie, überzeugt zu sein, daß ich für das liebe Geheimniß alle mögliche Sorgfalt hege; ja ich verspreche Ihnen eidlich, daß mein Geist nur damit beschäftiget sein soll. Glauben Sie nicht, daß um Ihnen den Hof zu machen, dieses geschieht; ich versichere Sie, ich verehre ihn, als wäre er mein Vater, und liebe ihn, wie meinen Sohn. Ich weiß, daß er mich auch etwas mit seiner Liebe beehrt, und daß er mich fürchtet, ohne dazu irgend Veranlassung zu haben. — Finden J. E. Einiges zu erinnern, so

bitte ich Sie unterthänigst, mir nichts zu verschweigen, sondern meinem, — ich weiß nicht, guten oder schlechten Beispiele zu folgen. Um auf die Fehler des vielgeliebten Geheimnißvollen zu kommen, will ich sie benachrichtigen, daß es in Wahrheit nur die der Jugend sind; er ist ein wenig zu aufgeweckt und folglich zerstreut; doch für diesen geringen Mangel entschädigt er durch Liebenswürdigkeit, welche jeden sich ihm Nähernden bezaubert. — —

9.

(Gleichzeitig.)

— Ich danke gehorsamst für Ihre liebe Zuschrift vom 23., wie auch für die Zugabe, vermittelst welcher Sie den Preis derselben um so mehr erhöhen, da gerade die Wahl mir auf die überraschendste Weise so große Freude macht. *)

Hätte man mich befragt, als der Stecher, den ich recht gut kenne, es unternahm, so läse man unter demselben vielleicht wahrsagende Verse; doch was kann man von Ihrer Excellenz in vier Zeilen sagen? — Auffallend war mir das cum privilegio, da Apelles allein würdig befunden ward, den großen Alexander zu malen. — Ich genieße die Freude, jenes Geschenk beständig vor mir zu haben und zu wissen, daß es von Ihrer Excellenz kommt. Auch zahllose Danksagungen für die Güte, mit welcher Sie sich auf mich und meine Treue verlassen. Ihre hohe Gesinnung hat mich immer hoffen lassen, daß Sie der Schmähsucht nicht Ihr Ohr darleihen dürfen.

---

*) Dem Briefe war wahrscheinlich das in Kupfer gestochene Bildniß der Gräfin beigefügt. — Wer doch dem Herausgeber dieser Denkwürdigkeiten diesen Kupferstich nachwiese!

10.

Haag, den 10. November 1705.

— — Herr Sch. (Schelle) ist ein recht ehrlicher Mann, der, was ihm obliegt, thut, aber er hat, wie es mir scheint, eine finstere melancholische Gemüthsstimmung; außerdem ist er verstimmt und mißtrauisch, wie gewöhnlich die Leute, welche in der Einbildung leben, daß ihre Verdienste nie genugsam anerkannt werden. Dieses schließe ich auch aus seiner Verschlossenheit, indem er sich selbst in seinen Zimmern, wie in eine Schachtel einschließt. — Er hätte sehr unrecht, wenn er mit mir unzufrieden wäre, denn ich kann beschwören, daß ich nicht allein um Frieden in unserm kleinen Haushalt zu haben, mit ihm auf ganz gleichem Fuße umgehe, sondern ihm auch, um vollkommene Uebereinstimmung zu erhalten, auf jede Weise zuvorkomme. Er kann sich über nichts beklagen, als über die Bedienten, in welchem Stücke er tausendmal empfindlicher ist, als ich es bin. —

11.

Haag, den 24. November 1705.

Um Ihnen die Freude, welche mir der Empfang Ihrer lieben Briefe bereitet, anzudeuten, gebrauche ich den Gedanken eines Schriftstellers, welcher die meinigen so richtig ausdrückt: „habe ich Ihre Zuschriften eingesehen, so halte ich mich fähig, Uebernatürliches zu leisten. Worin dieses bestehe, darüber wage ich nicht, mich zu erklären.“ — Ich kann J. E. versichern, daß nichts mehr als Ihr Wohlwollen mich an meine Pflicht zu erinnern im Stande ist, und wenn ich gegen dieselbe fehlte, nichts mich so zuverlässig zu derselben zurückführt, als Ihre geliebten Briefe. — Das, was ich Ihnen vom Herrn Sch. schrieb, darf Sie nicht beunruhigen, da ich überzeugt bin, daß ich sein Mißvergnügen durchaus nicht veranlaßt habe.

Selbst, wenn ich im irrigen Verdachte schwebte, so würde ich gern davon zurückkommen, um ihm durch Zuvorkommenheit zu beweisen, daß er Unrecht hat. — Es ist mir hinreichend, daß das liebe Geheimniß es nicht leiden kann, wenn wir uneinig sind, und schon dieserhalb bin ich zu Allem erbötig. — Der Herr Graf wird durch die Aussicht auf Vergnügungen mehr zum Fleiße gebracht, als durch alles Andere. Diesemnach gebe ich ihm, wie Sie ersehen werden, wöchentlich einen Gulden zu seinem Belieben. Zuvor bat er mich alle Augenblicke um Geld, und oft mußte ich es ihm abschlagen; doch jetzt muß er selbst haushalten, was ich in der That für nützlich erachte. — Außerdem hat er sich erboten, künftig mit seinem Lehrer, anstatt zwei Seiten, drei zu lesen, wenn ich ihm für die Stunde einen Schilling gebe. Dabei ist erforderlich, daß ich immer gegenwärtig sei, denn sonst ist nichts mit ihm zu machen. — Was J. E. von unserer Wohnung sagen, beruhet auf unrichtigen Nachrichten. Der Herr Graf kann nicht besser aufgehoben sein, als hier in dem ruhigsten und friedlichsten Gasthause im ganzen Haag. — Wäre der Herr Graf in dem Alter, in Gasthäusern an der Tafel, wo man Leute hohen Standes findet, zu essen, so würde ich Sie bitten, uns eine Privatwohnung beziehen zu lassen, um speisen zu können, wo wir Lust haben. Doch für jetzt können wir keine bessere, selbst friedlichere Wohnung finden. — Die Aussicht zu einer Reise nach Sachsen begeistert mich zu hoher Freude, ganz abgesehen von meinem eigenen Vortheile.

12.

Leipzig, den 4. März 1708.

Ich bin in Verzweiflung, von J. Excellenz den Brief nicht erhalten zu haben, den Sie mir zu schreiben geruheten. Auf Befragen habe ich ermittelt, daß eine gewisse Person sich die Mühe gegeben hat, denselben zurückzubehalten. Als ich nach vier oder fünf Posttagen nichts erhielt, gab ich alle Hoffnung

auf und glaubte, Sie hätten den Fingerzeig, welchen ich so frei war, Ihnen zu geben, unbeachtet gelassen. Wenigstens trug ich Bedenken, auf die Post zu schicken.

Wenn J. E. auch keine Veranlassung haben, auf jenen Fingerzeig zu achten, so habe ich doch meiner Verpflichtung nachkommen wollen und Erkundigung eingezogen. Der bewußte Mann ist noch immer hier. Er sagt nichts von seiner Abreise und zeigt mir nicht mehr die vorige Offenheit. Ich weiß nicht, ob dieses von den mit ihm gehabten Gesprächen herrührt, oder ob der Baron von Horn ihm den Brief Ihrer Excellenz gezeigt hat, wodurch einiger Verdacht wider mich hat entstehen können. Ehe ich nicht Ihre Willensmeinung weiß, will ich nicht damit vorschreiten, ihm zu eröffnen, wie meine Ehre mich der Verpflichtung entbinde, das mir von ihm vertraute Geheimniß zu bewahren, sondern daß ich entschlossen sei, solches Ihrer Excellenz, ja aller Welt mitzutheilen, wenn er mir nicht schwören wolle, von einem so schändlichen Beginnen abzustehen. Ich zweifle nicht, daß er in der Furcht es verspricht, daß er mich aber nach Möglichkeit verschreien wird; jedoch wird er dann nicht wagen, irgend etwas wider Ihre Excellenz zu unternehmen, und angenommen, er wolle in seiner Tollkühnheit mich angreifen, so halte ich mich für hochbeglückt, die ehrenvollste That meines Lebens zu begehen. Ist es erlaubt, hierbei Scherz zu treiben, so darf ich versichern, daß Don Quixote nie mit willigerm Herzen ein Abenteuer bestand, ob jetzt gleich keine Hoffnung gleiches Ruhms damit verknüpft ist. Wie es auch kommt, er wird nicht so thöricht sein, die Veranlassung unserer Ehrensache bekannt zu machen; daraus könnte ihm nur Schande erwachsen, und ich werde gegen Jedermann darüber schweigen. Eure Excellenz bitte ich gehorsamst, gleiche Vorsicht zu beobachten, obgleich er, nachdem ich ihm die zugedachte Begrüßung habe machen lassen, keine weitern Schritte wagen wird. — Uebrigens erwarte ich Ihre Befehle, und obgleich mich Geschäfte anderwärts hinrufen, so werde ich doch Leipzig nicht verlassen, bis ich dieselben erhalten habe. —

Das Bruchstück eines Briefes von derselben Hand enthält folgende Stelle: „Ich trage (für den Grafen v. S.) alle erdenkliche Sorgfalt, und wenn ich nicht mehr die Ehre habe, Gouverneur zu sein, so mache ich mir doch zur Pflicht, mich als treuer Diener zu zeigen. J. E. können ganz über mich verfügen: ich bin nicht im Stande, Ihnen irgend Etwas abzuschlagen. Bei einigem Vertrauen weiß ich selbst nicht, was zu leisten ich im Stande wäre. — Herr Schelle versucht jedes Mittel, hier ins Haus zu kommen. Er führt unter andern an, daß ihm sein Gesuch würde abgeschlagen werden, wenn man seine Entfernung aus dem Hause des Herrn Grafen erführe. Sobald aber seine Angelegenheit entschieden ist, lasse ich ihm wissen, daß er hier keine Schlafstätte mehr fände. — Eine französische, in Holland gedruckte Zeitung, die heute angekommen ist, erzählt unter dem Artikel Leipzig, daß Se. Majestät dem Sohne der Frau Gräfin Königsmark einen Diamanten von großem Werthe geschenkt, ihn zum Grafen von Sachsen ernannt und zum Kammerherrn gemacht habe? — — — (Nach Joseph I. Tode, 1711.)

Auf die Berichte der Gouverneurs und Untergouverneurs scheint sich die Mutter nicht verlassen zu haben, sondern sie unterhielt noch besondern Briefwechsel mit der Dienerschaft, vorzüglich mit einem Bedienten, Namens Leopold, nach dessen Benachrichtigungen das Betragen der mit der Erziehung des jungen Grafen Beauftragten nicht so lauter und tadellos, als sie sich selbst schildern, sein mußte. So schreibt Leopold *):

Aus Utrecht, den 9. November 1704.

„Ich habe den Brief von Fräulein Knesebeck **) vom 26. October und 6. November wohl erhalten und berichte, daß der Herr Graf, Gott zu danken, noch gesund und wohl ist.

---

*) Das Original ist deutsch, nur die Rechtschreibung ist verändert.

**) Wahrscheinlich dasselbe Fräulein, von dessen Schicksalen nach der Ermordung des Grafen Königsmark oben Manches erwähnt ist.

Ehegestern sind wir spazieren gewesen, und dann in einem französischen Hause bei Madam Barbi. Gestern ist eine französische Compagnie bei uns gewesen; sie bestand in acht Personen und wurde tractiret mit Kaffee, Konfekt und gutem Weine. Ich glaube nicht, daß es des Herrn Grafen halber geschieht, sondern nur um sich groß damit zu machen; aber es geht Alles auf Ihre Hochwürden Rechnung. Der Herr Hofmeister giebt sich hier große Airs, er macht sich ziemlich bekannt mit hübschen Weibern. Des Morgens um sieben Uhr geht er aus, und wenn Zeit zur Tafel ist, dann findet er sich wieder ein. Nach Tische geben ihm die Männer der Frauen wieder Visite. Diese gehen wieder zusammen aus und dann sehe ich ihn nicht eher wieder, als Abends um sieben Uhr. Der Herr Graf ist einst mit in Gesellschaft gewesen, da waren alle die Weiber zusammen.

Ehe Ihre Hochwürden geschrieben hatten, waren sie sehr verwundert, daß sie keine Briefe bekämen. Sie haben mich gefragt, wie das doch käme, daß sie keine Briefe erhielten? Ich gab zur Antwort, daß sie es vielleicht danach gemacht hätten; da schwiegen sie still. Ob sie es verstanden haben, weiß ich nicht. Er hat sich öfter eingebildet, daß Ihre Hochwürden krank oder wohl gar todt wären. Er hat alle Zeit wollen fortreisen nach Ihre Hochwürden; ich habe ihn aber aufgehalten, bis endlich Brief und Geld angekommen ist. Nun haben sie wieder Muth bekommen. Sie haben mich so lange geplagt, bis ich mußte nach Amsterdam gehen und sehen, ob dort Briefe waren. Sie haben auch haben wollen, daß ich sollte nach Hause reisen; aber ich gab zur Antwort, daß ich keine Ordre hätte, solches zu thun; wohl aber bin ich nach Amsterdam gewesen. Ich ging den Abend weg und den andern Abend war ich wieder zu Hause, und fand den Herrn Grafen allein zu Hause. Der Herr Hofmeister und Informator waren alle Beide in Compagnie. Weil ich aber zu Hause kam und brachte keine Briefe oder Geld mit, da wollte er sich gleich auffsetzen und reisen. Aber ich sagte, daß mir geträumt hätte, daß wir Geld und Briefe bekommen, und den andern Tag bekam er auch den Brief mit den Dukaten. Ich bin in dem Hause logirt, wo der Herr Graf ist und denke nicht,

daß sie darin etwas Apartes sollen vornehmen. — — Ich berichte auch an Ihre Hochwürden, daß ich habe einen Hochdeutschen Mann gefunden, der den Herrn Grafen informiren soll im Lesen und Schreiben. — — Es ist auch ein Krieg in unserm Hause gewesen zwischen einem Schweden und Sachsen, welche sich brav geschlagen haben. Der Schwede ist mit dem blutigen Kopfe davon gegangen. Ich melde auch an Ihre Hochwürden, weil wir den Abend bei Madame Barbi waren, fanden sich da vier dänische Herren. Der Herr Graf hat mit ihnen gespielt in dem Garten. Es war einer darunter, der hatte eine große Nase. Da sagten sie dem Herrn Grafen, daß es ein Schwede wäre; es war aber keiner; doch der Herr Graf nahm ihn bei der Nase und zog ihn herum und nahm einen Stock und wollte ihn über den Kopf schlagen, aber ich hielt ihn davon ab. So fragte ich ihn: ob er den Schweden nicht gut wäre? Er sagte: Nein, darum daß sie den König von Polen so verfolgen. Ich will mich noch an sie rächen. — Vor dasmal weiß ich nichts mehr zu melden.

Utrecht, den 25. November 1704.

(Den Anfang machen Nachrichten über Geldangelegenheiten und Lohnzahlung.)

— — Ich habe die Rechnung von der ganzen Reise gehabt; aber der Herr Graf kommt unversehns bei meine Tasche und kriegt justement die Rechnung und braucht sie wozu, das ich justement nicht schreiben darf. — Melde auch, daß der deutsche Lehrmeister nun schon 14 Tage zu dem Herrn Grafen ist gekommen; aber er hat in den 14 Tagen nur vier Lectionen gehabt. Der Mann kommt wohl alle Tage, aber dann haben sie Gesellschaft oder dann müssen sie ausgehen, also, daß alle Zeit was daran fehlet. Der Herr Hofmeister und Informator bedienen sich des Spielens fleißig, einen Abend in unserem Hause und den andern Abend in einem andern Hause. Es ist Einer hier, der heißt Monsieur Marschall; er ist aus Berlin und fast alle Tage da und hat ein maler sechs bei uns gespeiset, u. s. w.

Der Sous-Gouverneur Schelle an die Gräfin Königsmark.

Haag, den 3. Juli 1706.

Vergangenen Sonntag begegneten wir dem König von Preußen auf der Promenade. — Von seinem Gefolge hat uns Niemand besucht. —

— Montags führte ich den Herrn Grafen zu einigen Fräulein in einer Erziehungsanstalt, wo er sich sehr gefiel. — Er herzt oft das Bildniß Ihrer Excellenz und küßt weinend mit unendlicher Zärtlichkeit Ihre Briefe, wenn ich sie ihm, wie täglich geschieht, zu lesen gebe. Er beträgt sich sehr gut und läßt sich Uebungen und Unterricht angelegen sein. Unsere Wirthin macht uns die unerhörtesten Rechnungen. — Ihre Excellenz darf nicht verwundert sein, daß unsere Hausleute vollständig die Einnahme und Ausgabe des Herrn Grafen kennen. Herr von Stöteroggen pflegt beständig der Schenkwirthin die Briefe mitzutheilen, mit denen Ihre Excellenz ihn beehren, und sich etwas zu wissen mit Stellen derselben, welche er an der Wirthstafel wiederholt vorliest. Leopold, der gewöhnlich mit der Wirthin ißt, hat es gehört. — In diesem Augenblicke wird die Prinzessin von Friesland hier erwartet. Man meint, daß die zwischen ihr und dem Könige von Preußen obwaltenden Streitigkeiten durch eine Heirath geschlichtet werden können. —

Haag, den 13. August 1706.

— Am letzten Montage kam der König von Preußen hierher zurück. Die Prinzessin von Friesland hat ihn noch nicht gesehen, und man glaubt nicht, daß sich die Zwistigkeiten auf die früher gehoffte Weise ausgleichen werden. Der König hat sich sehr bestimmt über die Prinzessin ausgesprochen, und diese Dame erklärt sich gleichfalls ganz trocken. Wir ver-

mieden, ihm zu begegnen. Doch haben wir unsere Zeit eben so nützlich als angenehm zugebracht. Da sich der Herr Graf fleißig dem Unterrichte und Uebungen widmet, so macht er mir zur Pflicht, für ihn auf alle Arten nützlicher Erholungen bedacht zu sein. — Ich habe die Freude, ihm um so mehr zu gefallen, als er von der Redlichkeit meiner Absichten sich überzeugt, indem ich zuvor suchte, ihn durch Furcht von schlechter Gesellschaft abzubringen und ihn zu Studien, die er bis dahin für unnöthig hielt, anzuhalten. Jetzt ist er zufrieden und im Stande, ohne Beihülfe den Inhalt dessen, was er liest, wieder zu sagen und seine Gedanken schriftlich vorzutragen. Ich bin sehr beflissen, seine Lust zum Lateinischen zu wecken und trage möglichste Sorgfalt dafür, daß er gute Gesellschaft hat. Er besitzt das beste Herz von der Welt, ist charakterfest und heiter, so daß er überall gefällt. Ich hoffe, Herr von Stöteroggen soll bei seiner Rückkehr seinem höchst liebenswürdigen Zögling im erwünschtesten Zustande finden.

Utrecht den 15. April 1707.

Mit wahrem Vergnügen erfahre ich aus Eurer Excellenz letztem Briefe Ihre Willensmeinung in Betreff des Lateinischen. Es ist wahr, daß ich mir alle Mühe gegeben habe, dasselbe dem Herrn Grafen spielend beizubringen, während wir uns natürlich gewöhnlich der französischen und deutschen Sprache bedienen. Doch darf ich nicht verschweigen, daß, so glücklich ich auch war, auf seinen Geist erwünschten Einfluß zu gewinnen, ich mit dem Lateinischen nicht zum Ziele gekommen bin, ob ich gleich Alles, was ich nur konnte, aufbot, und nach dem Fingerzeig des Herrn von Stöteroggen nur darauf hinarbeitete, dem jungen Herrn eine oberflächliche Kenntniß jener Sprache zu verschaffen. Seit ich ihm indeß Ihren Brief mittheilte, hoffe ich, daß er sich gefälligst den Unterricht, wenn er auch nur spielend ist, etwas wird angelegen sein lassen. Ich war nie dafür, einen so lebendigen Geist wie den seinigen, nach

Regeln zu unterrichten, oder auf Beredtsamkeit und den Stil Cicero's hinzuarbeiten. —

— Am Sonntage ritten wir aufs Land zum Prinzen von Kulmbach; dort wurde gefochten, und der Herr Graf that es Allen zuvor; ich versichere es ohne Schmeichelei. Dieses giebt seinen herrlichen Eigenschaften neuen Glanz. Man darf sich nicht wundern, hieß es, als er die bewunderungswürdigsten Hiebe ausführte: er ist der Sohn August's. — Sollte der König hierher kommen, so stehe ich dafür, daß er uns in guten Verhältnissen findet, denn ich vernachlässige nichts, was dazu beitragen kann. —

Haag, den 7. September 1707.

In dem Briefe des Herrn von Stöteroggen an Herrn von Gersdorf habe ich die Stelle gelesen, worin er sich über mich beschwert, daß ich eine Veränderung der Wohnung vornehmen will. Er will nicht glauben, daß ein Haus, welches zu seiner Zeit in gutem Rufe stand, seit seiner Abreise Veränderung erlitten hat. Herr von Gersdorfs Antwort ist, daß unser Gasthaus zur Zeit des Herrn von Stöteroggen recht anständig war; indeß dürfe er nicht verschweigen, wie einige Komödiantinnen und andere zweideutige Leute, wie auch das unregelmäßige Leben der Wirthsleute selbst, das Haus seither verdächtiget haben; er habe darüber an mehreren Orten sprechen hören und wich selbst. Dem Herrn Graf wären beim Besuche hoher Gesellschaften darüber Spöttereien gesagt. Er sei überzeugt, daß nach Maßgabe des vorschreitenden Alters des Herrn Grafen, derselbe in guter Gesellschaft zu speisen, wünschen mußte.

— Die Trauerpost von dem Zuge des Königs von Schweden nach Sachsen macht hier Lärm. In den Köpfen der Holländer waltet große Unruhe ob. Die Herrn Staaten haben dem Herrn von Gersdorf, als er gestern mit ihnen eine Berathung hatte, die Versicherung gegeben, sie würden dem Könige von Schweden durch eine ernste Zuschrift wissen lassen,

daß, wenn er das Geringste gegen Sachsen unternähme, sie mit ihrer Flotte, welche zu Unternehmungen bereit sei, Stockholm einen Besuch abstatten würden. —

Utrecht, den 1. November 1707.

— Was die Reise nach Sachsen betrifft, so werden wir Weg und Fuhrwerk nach Ihren Befehlen einrichten. Da Herr Grasmar *) noch einen Abstecher nach dem Haag zu machen wünscht, — so wünschte er, daß ich, wie bisher, den Herrn Grafen führe. Mit Vergnügen unterziehe ich mich dieser Mühwaltung, aus Gefälligkeit für Herrn Grasmar, mit welchem ich in bestem Einverständnisse zu leben wünsche, welches, wie ich glaube, für unsern geliebten Zögling recht vortheilhaft sein wird.

Ihr letzter Brief setzt mich wegen meiner Anstellung in Sachsen in Besorgniß, indem der Lehrstuhl der Philosophie (in Leipzig), welcher vielleicht schon erledigt ist, schon einem Andern ertheilt sein kann, ehe Herr von Stöteroggen zurück ist, und ehe wir in Sachsen eintreffen. So würde ich in der That Alles verlieren, was ich mir in meinem Vaterlande versprechen kann. Jedoch vertraue ich der göttlichen Vorsehung und wage Eure Excellenz in tiefster Unterwürfigkeit zu bitten, mir gegenwärtig Ihren Schutz nicht zu entziehen. —

Der Graf von Sachsen an seine Mutter.

Madame!

Ich thue mein Mögliches, um Ihre und des Königes Zufriedenheit zu erlangen, und entbehre der Vergnügungen auch nicht. — Der Prinz von Merseburg ist von hier abgereist und hat mich vorher besucht, was ich erwiedert habe.

---

*) Wie es scheint, ein neuer Gouverneur des Grafen von Sachsen.

Gestern war ich mit den Herrn Dankelmanns auf der Jagd und am vergangenen Sonnabend machte ich Besuche bei den Herrn Grafen Serin und Hamilton, der folgenden Tages bei mir war. — Ich wünsche, Amsterdam zu sehen, ehe die große Anzahl Schiffe, welche jetzt dort ist, in See sticht. Hoffentlich werden Sie mir die gnädige Erlaubniß dazu nicht versagen.

Lebenslänglich bin ich
Madame
Ihr

Utrecht den 22. April 1707.

getreuer
Moritz Graf von Sachsen.

Herr von Stöteroggen (wie er sich eigentlich schreibt), Gouverneur des Gr. v. Sachsen, an die Gräfin Königsmark.

Am 13. September 1707 aus Dresden.

Ist es möglich, daß Ihre Excellenz jemals den Fuß nach Sachsen setzen, ohne Ursach zu Klagen zu finden? Kaum habe ich mich hier sehen lassen, so ist mir fast die Hälfte meines Gehaltes genommen. Man sagt mir: dieß sei ein alle Welt treffender Unfall; doch daran zweifle ich. Ich halte es für eines der Uebel, welche nur Ausländer treffen, oder solche, die an die hiesige Luft nicht gewöhnt sind. Ich darf mich darüber nicht wundern, da es dem theuren Grafen nicht besser geht. Es ist das Loos der Abwesenden, immer unrecht zu haben. Alles, was ich sagen kann, ist, Ihre Excellenz zu beschwören, die Gelegenheit, den Herrn Grasmar zu gewinnen, nicht zu versäumen. Ich weiß, daß er ein Ehrenmann ist, der alle Talente zur Erziehung eines jungen Herrn besitzt. Gott ist mein Zeuge, daß ich ohne Absichten spreche, nur die für das Beste des lieben Geheimnisses habe ich. —

Das Mißgeschick hat gewollt, daß ich den König seit dem Empfange Ihres Briefes nicht sprach. Wenn ich nichts zur Unterschrift vorzulegen habe, weiß ich nicht, wenn ich recht komme. — Ich verspreche Ihrer Excellenz, daß ich bei Sr. Majestät nach Möglichkeit wegen der Jahrgeldszahlung mich verwenden werde. Lassen Sie mich nur wirken; der König weiß Alles, wäre es möglich, daß ein edelmüthiger und gnädiger Fürst sein eigenes Blut verleugnete? Ihre Excellenz sind unfähig, ein so liebes Kind zu vernachlässigen, selbst wenn solches jener Seits, woher ihm Unterhalt und Glück kommen sollte, geschähe! —

Der Graf von Wackerbarth an die Gräfin Königsmark.

Danzig, den 2. November 1710.

Den Brief, mit welchem Ihre Excellenz mich von Quedlinburg aus beehren, habe ich richtig erhalten, und mich sogleich Ihrer Befehle entledigt. Der König hat sich entschlossen, den Grafen Moritz zurückkommen zu lassen. Ich werde die Ausfertigung der hierauf Bezug habenden Befehle besorgen. Doch Se. Majestät hat sich in Betreff der Universität Genf noch nicht entschieden. Bei seiner Ankunft in Sachsen wird sich die Sache ins Reine bringen lassen, wozu ich mit Vergnügen meine Dienste anbiete. Der Ton Ihres Briefes ist so fromm, daß man Häuser darauf bauen könnte, doch ich bin noch zu sehr ein armer Sünder, als daß ich, ohne mir Gewalt anzuthun, daran Geschmack finden könnte. Ein so offenherziges Geständniß muß Ihnen die Zuverlässigkeit beweisen, mit welcher ich immer ehrfurchtsvoll sein werde

E. E. u. s. f.

Der Graf von Sachsen an seine Mutter.

Madame!

Ihr Brief hat mich angenehm überrascht, denn wenn mein Ihnen mit letzter Post zugeschickter Brief seinen Zweck erreichte, so hätte ich Ihr Stillschweigen sehr beklagen müssen. Gegen alles Nachtheilige, was man Ihnen von mir hinterbracht hat, protestire ich; ich habe nichts verschuldet, als einige Lebendigkeit (vivacité), die, was man Ihnen auch einreden will, in meinem Alter nichts Ungewöhnliches ist.

Vergangenen Dienstag machte ich Seiner Majestät meine Aufwartung, in Gegenwart der C. C. (Comtesse Cosel), welcher ich auch meine Verehrung bezeigte. Ich beschwöre Sie, versichert zu sein, daß ich ganz bin

Dresden, Ihr u. s. f.

den 8. März 1709.

Desgleichen.

Da Herr von Stöteroggen nach Hamburg reist, will ich nicht ermangeln, Sie mit dieser Gelegenheit meiner gehorsamsten Verehrung zu versichern, und Ihnen zu sagen, daß es mir erfreulich sein wird, wenn ich die Ehre haben kann, Sie auf der (leipziger) Messe zu sprechen und Ihnen zu zeigen, wie sehr ich bin u. s. w.

Dresden,

den 20. März 1709.

Ich ersuche Sie, zur Messe zu kommen, denn solches ist meine einzige Freude. Ich sehe recht gut, daß Herr von S.

mich bei Ihnen anschwärzt, doch hoffe ich, an Ihnen eine vielgeliebte Mutter *) zu haben.

Dresden,
den 22. März 1709.

Der Graf von Sachsen an seine Mutter.

Sonst beehrten Sie mich immer mit Antwort auf meine Briefe; Ihr jetziges Schweigen erachte ich für eine kleine Ungnade. Uebrigens schreibe ich heute zum letzten Male, da der König befiehlt, daß ich in diesem Jahre den General Schulenburg ins Feld begleite. Noch heute werde ich den König sprechen, um Abrede zu treffen. Leben Sie wohl, Madame! Ich ersuche Sie, der ganzen Familie meine Grüße mitzutheilen.

Den 1. April
1709.

Desgleichen.

Mit großem Vergnügen erhielt ich Ihre Briefe; ich werde nicht unterlassen, Alles, was Sie mir schreiben, wahrzunehmen. Herr von Stöferoggen wird Sie von Allem, was sich auf dem Wege ereignete, benachrichtigen.

Aber, Madame! lassen Sie mir eine anständige Einnahme für die kleinen Vergnügungen auszahlen; denn acht Groschen wöchentlich sind zu kindisch. Ich ersuche Sie, mir noch außerdem zwölf Dukaten zu schicken, wie Sie versprochen haben.

Hannover,
den 15. April 1709.

---

*) Dieses ist fast das einzige Mal, wo Moritz die Gräfin seine Mutter nennt.

Ich kann nicht unterlassen, Ihnen zu schreiben. Sie empfehlen mir, daß ich mir die Gunst des Generals Schulenburg soll zu erhalten suchen. Ich werde in dieser Hinsicht mein Möglichstes thun und meine Versprechungen nicht vergessen.

Wenn ich nicht Ihre Ungnade befürchtete, so würde ich Sie zum dritten Male bitten, mir ein Dutzend Dukaten zum Meßgeschenke zu schicken; doch ich weiß recht gut, daß, wenn ich ferner bitte, ich mir Ihre Ungnade zuziehe, deshalb schließe ich mit der Versicherung u. s. f.

Wesel,

den 27. April 1709.

Ich ermangele nicht, Ihnen meine Ehrfurcht zu beweisen und Ihnen zu sagen, daß ich mich, Gott sei gedankt, wohl befinde, daß mir nichts abgeht, da Se. E. der Herr General Schulenburg auf jede Weise für mich und mein Bestes sorgt. Deshalb hat er mich in die Stadt kommen lassen aus dem Lager der Truppen Sr. M. des Königes, wo ich mich während seiner Abwesenheit aufhielt. Er hat mich auch mit in die Assamblée zur Frau Prinzessin von Egmont genommen, wo ich die Ehre hatte, dem Erbprinzen von Hessen und vielen andern Prinzen, Prinzessinnen und Generalen vorgestellt zu werden. —

Brüssel,

den 3. Junius 1709.

(Eine Nachschrift beklagt, daß die Schachtel mit Dukaten und anderen mütterlichen Geschenken, deren Ankunft eingegangene Briefe verhießen, noch nicht angekommen sei.)

Der Graf von Sachsen an seine Mutter zu Hamburg.

Ich nehme mir die Freiheit, auf eigene Hand an Sie zu schreiben, ohne daß Herr von S. etwas davon weiß. Zwar ist es wahr, daß ich gar schlecht schreibe, doch weil Sie es so verlangen, habe ich Ihren Befehlen nachkommen wollen. Es beschämt mich, Ihre Güte zu mißbrauchen, indem ich Sie bitte, mir schleunigst sieben Pistolen zu schicken, um Herrn Oppermann, der sie mir vorgeschossen hat, wieder zu bezahlen.

Den 24. September
1709.

— Ich wäre heute von Brüssel abgegangen, da aber der Feind in Bewegung ist und man glaubt, er werde auf uns heranrücken, so bereitet sich Alles zum Kampfe, und auch ich möchte gern daran Theil nehmen; doch fehlt es uns eben deshalb an einer Begleitung. — Mit Ungeduld erwarte ich Briefe von Ihnen und einen guten Wechsel, welchen wir sehr nöthig haben. —

Den 15. October
1709.

Ein deutscher Brief.

(Genau abgeschrieben.)

Madame!

Auff Befehl meines Herrn Generals soll ich zu weilen auch mit deutschen Briefen aufwarten. Ich wil gehorsahm seyn, ob ich gleich wol weis, das Madame gar nicht vor deutsche Briefe portiret ist; was ich diesen vergangenen Sontag

und mitwochen geschrieben solches recommendire fleisig. Ich verbleibe lebenslang mit allen respect

Madame tout à vous

le 20. October M. C. D. S.

1709.

Desgleichen.

— Sie werden sich erinnern, daß ich Sie in meinem letzten Briefe bat, nicht zu vergessen, daß das Weihnachtsfest heranrückt. Ist es mir erlaubt, Ihnen ganz frei zu sagen, was ich dieses Mal von Ihnen haben möchte, so bitte ich Sie, mir zum heiligen Christe eine englische goldene Taschenuhr zu schicken, denn die meinige, die ich von Ihnen erhielt, ist völlig verdorben und kostet jährlich mehr zu repariren, als sie werth ist. Ich habe beschlossen, sie meinem Gouverneur zum heiligen Christe zu schenken; er trägt sie schon, da sie mir zuwider ist. Ich muß mich entschuldigen, meine liebste Madame, daß ich so offenherzig spreche, da ich wohl weiß, daß Sie Niemanden auf der Welt mehr als mich lieben, und deshalb glaube, Sie werden mir eine so nützliche Sache nicht verweigern, da kein Mensch den Preis Ihrer Wohlthaten höher schätzt, als ich, der mit Eifer die Gelegenheit sucht, zu verdienen den Namen

Ihres

Aus dem Haag u. s. f.

den 3. December

1709.

— Ich erlaube mir, Ihnen den Ueberbringer dieser Zeilen zu empfehlen; er ist der Sekretair des Generals Schulenburg und da er auch sein Günstling ist, so muß man ihm gute Miene machen. Können Sie mir einhundert Thaler

schicken, so bitte ich Sie, mir solche mit dieser Gelegenheit überkommen zu lassen.

Aus dem Haag,
den 10. December 1709.

Das schöne Geschenk, welches Sie mir schickten, habe ich mit Ihrem lieben Briefe vom 26. v. M. erhalten. Das Eine wie das Andere verpflichtet mich zum gehorsamsten Danke. So oft ich den Anzug, das Nachtkleid und die süße Zuschrift erblicke, erneuere ich die Bewunderung Ihrer Güte. Die Mütze und der Muff kommen in dieser Jahreszeit gerade recht. Die goldene Uhr liegt beständig auf meinem Tische, um die Bestimmung meiner Stunden desto besser beachten zu können, denn ich studire jetzt in Einem Tage mehr, als zuvor in einer Woche; doch ungeachtet der Bemühungen, welche ich anwende, muß ich Ihnen frei bekennen, habe ich nie mehr Schwierigkeiten beim Erwerbe der nöthigsten Kenntnisse gefunden, als jetzt; ich hätte es mir nie so vorgestellt. Doch hoffe ich mit Gottes Hülfe durch Fleiß und Geduld Herr zu werden und Ihnen auf solche Weise jedes Mittel zur Zufriedenheit darzubieten. —

Utrecht,
den 7. Januar 1710.

Eben ersehe ich aus Briefen des Generals Schulenburg, daß er bald bei uns eintreffen wird (er war nach Dresden gereist, während der Winterquartiere), was mir viele Freude macht, hinsichtlich des nächsten Feldzuges, aber er erwähnt nichts von den zwei Pferden, welche mir Seine Majestät zum Geschenke macht. In dieser Erwartung bin ich danach hinaus, tüchtig und für eine Anstellung brauchbar zu werden. — Für den mir übersandten goldenen Besatz statte ich den gehorsamsten Dank ab; er ist mir zwar viel zu groß und ich weiß nicht, wie ich ihn für meine Größe soll paßlich machen las-

sen. Tausendmal küsse ich Ihnen die Hände und empfehle mich Ihrer beständigen Freundschaft.

Utrecht,

den 21. Februar 1710.

Mit der Aufschrift:

A Madame

Madame la Comtesse de Königsmark, ma très chere mama.

Gleichzeitig.

— Ich arbeite fleißig, ob es mir gleich viele Mühe macht; doch man muß was wissen; deshalb thue ich mein mögliches, um dem Namen Ehre zu machen

Ihres

Moritz.

Madame!

Ich ersuche Sie, den Besatz zurückzunehmen und mir gütigst an dessen Statt 114 Thaler in Golde an Herrn Egenolf zu schicken, weil Herr von St. mit mir mault, was ich daher glaube, weil er, als ich ihm die Berechnung zeigte, sie zerriß und sagte: ich sei ein Kind. Vor allen Dingen hüten Sie sich, eigenhändig die Aufschrift zu machen und es mit Ihrem Wappen zu versiegeln. Sie wissen, zu welchem Zwecke ich Sie um das Geld bitte; ich werde Ihnen genaue Rechnung darüber abstatten; ich verlange nicht einen Heller mehr; aber ich bitte um diese Gnadenverleihung mit süßen Worten *). —

*) Die ewigen Geldverlegenheiten, welche die Mutter durch das Leben begleiteten, waren auch ein Erbtheil des Sohnes. — Als der General v. der Schulenburg 1710 den sächsischen Dienst verließ und sich 1711 mit dem Könige August berechnete, war ihm der Graf von Sachsen über 2000 Thlr. schuldig, deren Berichtigung der königliche Vater nicht übernahm. Zwölf Jahre später war die Zahlung noch nicht erfolgt; ob sie je statt fand, ist zweifelhaft. —

Der Feldzug beginnt, und Sie wissen, warum ich Sie bitte. —

Utrecht, den 28. Februar 1710.

Diese Mittheilungen ergänzend sind einige Stellen des ersten Bandes der neuerlich erschienenen Denkwürdigkeiten des Grafen Johann Mathias von der Schulenburg, welcher als königlich polnischer General von der Infanterie die kursächsischen Hülfstruppen beim verbündeten Heere befehligte und mit den unsterblichen Feldherrn, dem Herzoge von Marlborough und dem Prinzen Eugen von Savoyen, in einem auf gegenseitige Verdienstanerkennung gegründeten, genauern Verhältnisse lebte. Dort heißt es:

„Wir haben zahlreiche Briefe der Gräfin (Aurora Königsmark) vor uns, die das Gepräge der zärtlichsten Mutterliebe und der edelsten Gesinnungen tragen. Die Königsmark schreibt an Schulenburg unterm 27. Februar 1709:

„„Mißdeuten Sie es nicht, daß ich Sie, mein Herr! an die Stelle der dahingeschiedenen Königsmarks zum Beschützer meiner Familie wähle. Schutzlos, und ohne Stütze einiger Freunde Ihres Werthes, dürfen wir uns keine zuvor gehabte Gunst verheißen."" —

Der Graf von Sachsen machte den Feldzug von 1709 unter dem Generale Schulenburg. Der König hatte ihm ein seiner Geburt und seinen Jahren anständiges Gefolge gegeben; ein Holländer von Nation, Officier in sächsischen Diensten, Namens Stötterrogge, war sein Hofmeister. Der Graf Moritz stand in seinem 14. Jahre und zeigte wenig Neigung zu den Wissenschaften. Die G. Königsmark schreibt unter dem 17. Juni 1709:

„Der Graf von Sachsen ist sehr glücklich, daß Sie ihn von seiner großen Nachlässigkeit abzubringen versuchen; es hat mich schon längst betrübt, daß er so wenig Neigung für Studien zeigt." — Ferner: „Da er mehr Talent hat für den Krieg, als für Wissenschaften, so haben Sie die Güte, ihn in der

Befestigungskunst und in Allem, was auf jenen Bezug hat, Unterricht ertheilen zu lassen.“ —

Graf Moritz war bei der Belagerung von Tournay gegenwärtig; als aber Schulenburg zur Schlacht von Malplaquet abmarschirte, ließ er ihn zurück. Die Gräfin schreibt unterm 30. September 1709: „Wie glücklich preise ich den kleinen Liebling, daß er seine Lehrjahre unter Ihren Auspicien machen kann; tausend Dank sage ich Ihnen, für die ihm bewiesene Sorgfalt, indem ich recht gut erkenne, wie Sie an seine Erhaltung dachten, indem Sie ihn nicht mit in die Schlacht nehmen wollten.“ —

Nach dem Feldzuge wurde Moritz nach Brüssel gesandt, und die Absicht Schulenburgs war, ihn daselbst in das Jesuiten-Collegium zu thun. Diesen Entschluß billigte die Mutter nicht, sondern schreibt darüber an Sch. unterm 29. October 1709:

„„Ich bin überzeugt, daß Ihre Pläne hinsichtlich der Erziehung des jungen Moritz zweckmäßig sind, und ich stimme denselben unbedingt bei, da ich weiß, daß die bisherige Vernachlässigung seiner Erziehung schnelle und zuverlässige Abhülfe erheischt. Die Herrn Jesuiten sind die rechten Leute, um gewandt diese Art von Fehlern auszugleichen, denn sie stehen im Rufe, daß sie sich nach den Talenten zu richten wissen, ohne denselben Zwang anzuthun; sie verstehen es, lehrend sich einzuschmeicheln. Ich bin selbst oft auf den Gedanken gefallen, daß dieses etwas für unsern jungen verirrten Wildfang wäre; doch auf der anderen Seite fürchte ich, daß die Religion Gefahr läuft. Es ist eine Gewissenssache, jede Religionsveränderung, nach meinen Kräften, zu verhindern; daher wage ich, Sie zu bitten, auf einen andern Ausweg zu denken. Der König hat sich über die Religion des Grafen von Sachsen nie ausgelassen. Vielleicht, glaube ich, hat er erst den Gang der Dinge abwarten und sehen wollen, in welchem Lande er sein Glück machen wird; dieses erwartend, hat er verstattet, daß ich ihn in der lutherischen Religion, in welcher er getauft ist, erziehe. Wenn ich ihn den Jesuiten übergebe, fürchte ich den Vorwurf zu verschulden, selbst zu seinem Katholischwerden bei-

getragen zu haben. Ueberall wird man gestatten, daß er den lutherischen Hofmeister, welchen ihm der König selbst gab, behält, da dieser ohnehin versichert, daß er, wenn der junge Graf von dort abgeht, in seinem Amte verbleiben würde. Wenn sich aber Herr von Stötterogge entschließt, mit zu den Jesuiten zu ziehen, in Betracht, daß man dort bessere Wohnung, Kost und in der That vorzüglicheren Unterricht findet, wenn der König hiernach sich entschließt und befiehlt, so bin ich genöthigt, den Kelch zu leeren. Ich bin überzeugt, daß Sie, mein Herr! darüber zu entscheiden haben; der König wird nach Ihren Berichten verfügen. Zeigen Sie daher dem Lutherthume fromme Zuneigung und ordnen Sie diese Angelegenheit auf eine das Gewissen nicht verletzende Weise.““

Die Schlußworte lauten: „„Je vous abandonne le reste, imitant vos généreuses paroles, qui je voudrais être à la besace et voir que mon fils fût un jour bien élevé.““ —

Des Grafen von Sachsen Aufenthalt zu Brüssel kann nur wenige Wochen gedauert haben, schon im December 1709 schreibt er aus Utrecht. In den Trancheen vor Bethune wurde sein Hofmeister verwundet. Der Platz wurde von dem Heere der Verbündeten genommen. Nach kurzem Aufenthalte zu Utrecht wurde der Graf v. S. durch ein königliches Rescript aus Danzig, vom 3. December 1710 nach Sachsen zurückberufen. Aus Leipzig zeigt unter dem 26. Januar 1711 die Gräfin Königsmark dem G. Schulenburg die glückliche Ueberkunft ihres Sohnes an und fügt hinzu: „Ich kann nie die großen Verpflichtungen vergessen, welche mir besonders obliegen, für die liebevolle Sorgfalt, welche Sie ihm, während er mit Ihnen im Felde war, bewiesen.“ —

Wenige Monate später wurde der junge Graf als legitimirter Sohn des Königs förmlich anerkannt. Die Mutter freuderfüllt, meldet es dem General Schulenburg: „Endlich hat der König den Grafen von Sachsen anerkannt durch eine eigenhändig unterzeichnete Ausfertigung für alle Kollegien in Dresden und mitgetheilt dem Geheimenrathe, dem Kabinetsrathe und der Regentschaft. Gleichzeitig hat er ihm eine Grafschaft

von 10,000 Thlr. Einkünften verliehen; (wo lag diese? —) Denken Sie, wie viel Glück mir dieses Mal meine Reise nach Dresden gebracht hat!" —

Herr von Stöteroggen an die Gräfin Königsmark.

— — Ihre Excellenz haben die Genugthuung, einen Gouverneur angestellt zu sehen, von welchem Sie vielleicht zuversichtlich hoffen dürfen, daß er von Ihnen abhängig sei; doch muß dieser Mann seinen Ruf auf mein und meines Bruders Verderben gründen? — Ich wünsche, daß er glücklicher sein mag, als alle seine Vorgänger und daß J. E. nie über ihn sich zu beklagen Ursach haben mag. Aber sein Betragen rücksichtlich meiner ist nicht ehrenwerth, da er wissen muß, daß ich mich für ihn mehr, als für einen Bruder in Dresden verwendet habe. Ich verabscheue jede unredliche und schlechte Handlungsweise, und würde über solche selbst meinen Vater, wenn er derselben schuldig wäre, zur Rechenschaft ziehen. — — Ach! welche traurige Lage ist es, Gouverneur zu sein, man mag sie von einer Seite, von welcher man will, betrachten.

Der Graf von Sachsen an seine Mutter.

Madame!

Ich bin Ihnen sehr verpflichtet, daß Ihnen meine Briefe Freude machen, da ich solche selbst entwerfe. Sein Sie versichert, Sie werden immer Briefe von meiner Komposition erhalten, wenn man mich nicht zwingt, zuweilen von Andern mir diktiren zu lassen. Von meinen Studien will ich Ihnen nichts sagen, denn wenn ich Ihnen zuviel verspreche, werden Sie vielleicht von mir eine schlechte Meinung bekommen, deshalb

will ich davon schweigen; doch die Zeit wird lehren, welche Mühe ich mir gebe. Ich habe Sie worum gebeten, wollen Sie es mir nicht verwilligen, so werfen Sie deshalb keine Abneigung auf mich. Ich will Ihnen die Wahrheit sagen, wie Alles um mir her steht. Sie können nicht glauben, welche Ränke man hier mit Ihren Briefen treibt. Einmal hatten Sie einen solchen schnell geschrieben, da können Sie sich gar nicht vorstellen, wie man sich über Sie lustig machte. Wollen Sie die Herrn St. und Desbordes kennen lernen? Letzterer machte jene Kritiken blos, um Herrn St., der ihm zuweilen Geld giebt, zu gefallen. Was mir vielen Kummer macht, ist, daß ich nur zwei Stunden täglich für mich habe. Aber ich wäre damit zufrieden, wenn man mich nur nicht so kurz hielte. Ich bin leidenschaftlich und jung, doch mit der Zeit giebt sich das. — Ich hätte Ihnen noch Vieles zu sagen, doch kann ich nicht Alles den Briefen vertrauen.

In meinem letzten Briefe benachrichtigte ich Sie schon von der Ankunft des Herrn Generals und von seinem schleunigen Abgange nach dem Haag. Wir erwarten seine Befehle, ihm zu folgen. Aber, meine liebste Madam! das Gehen und Kommen kostet hier zu Lande was. Ich habe Ihnen schon früher gesagt, daß uns das Geld fast ganz ausgegangen ist, daher vertraue ich auf Ihre Sorgfalt und Zärtlichkeit, auf welche ich mehr baue, als auf das Wohlwollen der ganzen übrigen Welt. Mein Betragen soll nie die gute Meinung, welche Sie von mir haben, Lügen strafen.

Utrecht, den 25. März 1710.

Als der Graf von Sachsen 1711 und 1712 in Pommern im Feldlager gegen die Schweden stand, war Klemm sein Führer, wenigstens sein Haushofmeister, dessen Rechnungen auf

der einen Seite großen Aufwand, auf der andern genaue Wirthlichkeit verrathen. Die Zahl der Dienerschaft ist übermäßig: Kammerdiener, Stallbediente, Jäger und Vorreiter u. s. f. erhalten Wochen- und Monatslohn, auch ansehnliches Kostgeld. Der Graf empfängt wöchentlich nur drei Thaler Taschengeld; dagegen kommen Ausgaben vor, als z. B. den 9. September 1711: der Graf 20 Dukaten an den Gen.-Lieut. von Dibitsch und an Ziegler verspielt. — Ferner unterm 23. Jul. 165 Thlr. 6 gr., an Ihre Ex. die Frau Gräfin Vorschuß nach Quedlinburg geschickt. —

Noch einige Briefe des Grafen von Sachsen an seine Mutter, aus dieser Zeit liegen hier vor; sie sind mit geringen Abwechselüngen desselben Inhalts, und wiederholen, Gehorsams- und kindliche Liebesversicherungen, nebst dringenden Bitten um Geldsendung.

Im Jahre 1713 war der Graf von Sachsen nach Dresden zurückgekehrt und warb um die Hand einer reichen Braut, des Fräulein von Löben. Aus dieser Zeit folgende Mittheilungen:

Die Austern waren fürtrefflich und das Halstuch, wie der Ring so geschmackvoll, daß das Fr. von L. (gewiß, Fräulein von Löben) sehr zufrieden damit war. Ich statte Ihnen den gehorsamsten Dank ab für alle mir gewidmete Sorgfalt. Ich habe meinen Landsitz (ma terre) zu Skölen *) gesehen und ihn angenehmer gefunden, als ich mir ihn vorstellte, besonders rücksichtlich der niedern Jagd. Ich bin von dort zurückgekehrt seit der Messe, welche mir unendlich erfreulicher wäre, wenn ich die Genugthuung hätte, Sie hier zu sehen, und Sie münd-

---

*) Skölen, ein Städtchen in Sachsen, mit einem schriftsässigen Rittergute, gehörte damals den Herzögen von Sachsen-Weißenfels. In wiefern der Graf von Sachsen das eine oder das andere sa terre nennen konnte, ist mir unbekannt.

lich versichern zu können, wie ich mit größter Dankbarkeit bin u. s. f.

Leipzig, den 20. Mai 1713.

Desgleichen.

Ich komme eben von — — (d'Otfoique) zurück, wo wir acht Tage mit dem Könige waren und uns sehr vergnügten. Der König hat beschlossen, daß ich mich hier vermählen soll; er will die Hochzeit ausrichten. Das Fräulein hat sich etwas dawider gesetzt, aber es wird sich schon finden. Es hat mich auch gefragt: wie viel Sie der Trütschlern versprochen hätten, und worauf ich erwiederte, ich hätte Sie deshalb nie befragt. —

Warschau, den 12. August 1713.

— Gestern, als ich hier ankam, fragte mich der König, wo Sie jetzt wären? und hat mir viele Gnade bewiesen. Abends trank er bei der Gräfin Döhnhof auf Ihre Gesundheit und war in heiterer Stimmung.

Warschau, den 13. August 1713.

Ich bitte Sie um eine neue Gunstbezeihung, schicken Sie mir doch zwei Schabracken.

— Der König hat mich von neuem equipirt, auch zwei neue, sehr schöne Pferde geschenkt. Das Ganze besteht aus 24 Pferden. — Mein Regiment geht zu dem Ver=

sammlungsplatze nach Sendomir, und ich werde ihm bald nachfolgen.

Warschau, den 17. August 1713.

Ich bin für Sie in großer Besorgniß, da Sie sich jetzt in Hamburg, wo die Pest ist, aufhalten. Ich bitte Sie inständigst, von dort weg zu gehen und nach Dresden zu kommen. Zuverlässig, wenn Sie einige Freundschaft für mich haben, werden Sie diese Bitte um so mehr erfüllen, da ich Sie binnen Jahresfrist nicht sah. Ich wünsche es auch zum Besten des Fräuleins, welches in einem Hause, wo es nur verderbt werden kann, sich aufhält, und wo üble Gesellschaft an der Ordnung ist, was auch auf den Standhaftesten einwirkt. — Der König wird Alles anordnen, was mir sehr lieb ist. In diesem Augenblicke benachrichtiget mich der Rath Langewien, daß der König mein Jahrgehalt um zweitausend Thaler vermehrt hat, unter der Bedingung, daß ich den Grafen von Friese befriedige, was ich hoffe mit 1200 Thalern ins Werk zu richten.

— In dem Augenblicke, wo ich diesen Brief schließen will, benachrichtiget mich der Großmarschall, wie der König bestimmt hat, ich solle mich erst nach dem Feldzuge verheirathen; doch dieser wird bald beendet sein; deshalb bitte ich Sie, baldigst nach Dresden zu kommen.

Warschau, den 6. September 1713.

Hoch erfreuet war ich über Ihren Brief aus Quedlinburg; der König hat ihn gelesen und sogleich den Befehl gegeben, daß man meine Bestallung ausfertige. Ich glaube

nicht, daß Sie sich ferner über ihn beklagen, denn er überhäuft mich täglich mit Gnade und Wohlthaten.

Warschau, den 14. September 1713.

Hier mag die Gräfin Löben (nachher an den Grafen von Sachsen verheirathet) eingeführt werden mit einem Briefe an die Gräfin Königsmark.

Dresden, den 21. September 1713.

Madam!

Sie konnten mir keine erfreulichere Nachricht mittheilen, als die Ihrer glücklichen Rückkehr in Ihre Abtei, denn ich war sehr besorgt, daß Sie in Hamburg, wo die Pest von Tage zu Tage mehr um sich greift, eingeschlossen würden. Mein geliebter Verlobter, der Herr Graf, sagt mir, daß er zu seinem Regimente nach Sendomir gehen werde; doch da der König noch in Warschau und der Feldzug seiner Endschaft nahe ist, schmeichle ich mir, ihn bald wieder zu sehen.

Sie können nicht daran zweifeln, wie sehr ich ihm Glück wünsche, da Pflicht und Neigung dafür sprechen.

Die Frau Gräfin Cosel hat mich sehr kalt aufgenommen; doch darüber tröste ich mich leicht. Ich überlasse es ihr, für ihren würdigen Bruder *) jede beliebige Rolle zu spielen, ohne daran den geringsten Theil zu nehmen, indem ich an ihn so wenig denke, als ob er nicht in der Welt wäre.

Ich benutze die von Eurer Excellenz erhaltene Erlaubniß, Ihnen von Zeit zu Zeit die Versicherungen meiner gehorsamsten Ehrerbietung zu erneuern und Sie unterthänigst um die

---

*) Wahrscheinlich ein Herr von Brocksdorf, wenigstens stammte die Gräfin von Cosel aus dieser Familie. Hatte dieser Bruder vielleicht auch um die Hand der reichen Gräfin von Löben geworben?

Fortdauer Ihrer Gnade, der ich mich würdig zu machen eifrig bestrebe, zu bitten, indem ich in tiefster Ehrfurcht lebenslang sein werde

Madam

Ihre

ganz ergebenste und gehorsamste Tochter de Löbin.

Der Graf von Sachsen an seine Mutter.

Bei Ihren Rathschlägen habe ich mich immer zu gut befunden, als daß ich diejenigen vernachlässigen sollte, welche Sie die Güte haben, mir in Betreff der Heirath zu geben. Ich bin Ihnen dafür unendlich verpflichtet, so wie für die Uebernahme der Sorge, mir ein Hochzeitskleid anzuschaffen. Ich werde mich damit ganz nach Ihrem Geschmacke richten. — Den Brief an den König werde ich sogleich übergeben, und Sie von seiner Antwort in Kenntniß setzen. — Hier ist ein Brief, der mich sehr in Bestürzung setzt *). —

Warschau, den 19. October 1713.

— Mittwochs bin ich nach einer beschwerlichen Reise hier angekommen, und der König, welcher mir folgte, traf ehegestern hier ein. Er fragte mich, ob wir zur Messe kämen? und als ich es bejahte, erkundigte er sich, wo ich mit meiner Frau logiren würde? Als ich ihm sagte, daß ich dieses seiner Bestimmung überließe, äußerte er, daß er mir das

*) Vielleicht enthielt dieser Brief Nachrichten über die Braut, welche schon vor der Verheirathung nicht im besten Rufe stand; — aber sie war sehr reich.

Beuchlingische Haus überlassen wolle, wofür ich ihm meinen Dank abstattete. Er fragte mich auch: ob Sie der Trütschlern irgend etwas versprochen hätten *)? worauf ich ihm versicherte, von Ihnen die Summe von 50,000 Thalern erwähnt gehört zu haben. — Der König überhäuft mich täglich mit neuen Gnadenzeichen. Die polnische Dame und der König wünschen sehr, daß Sie hierher kämen, um mit Ihnen den Karneval zu verleben. —

Dresden, zu Neujahr (1714).

---

*) Stand diese Dame vielleicht mit dem Grafen von Sachsen in Verhältnissen, welche durch Versprechungen abgekauft wurden?

Achter Abschnitt.

Inhalt.

Huldigungen und andere Zuschriften. — Scenen des dresdner Hoflebens. Mézétin. — Alexei Petrowitsch bei der Gräfin Königsmark in Quedlinburg. — Zur Ehestandsgeschichte des Grafen von Sachsen. — Aurora, Dichterin. —

Huldigungen.

(Von einem Ungenannten.)

Euch zum Trotz, ihr grausamen Sterne,
Liebet meine gefesselte Brust;
Den Mund,
So sie verwund't,
Wird sie mit den treusten Küssen
Mir zur Lust,
Doch noch einst zu heilen wissen. —

Trotz den Sternen und dem Schicksale liebe ich Sie mein Lebelang. Schon längst trachtete ich, Ihnen meine Leidenschaft zu offenbaren; geschah es bisher nicht deutlich genug, so hinderte mich die Besorgniß, Sie zu beleidigen. Doch ich

fühle es, ich bin unfähig länger zu leben, ohne Ihnen meine Liebe zu beweisen; erlauben Sie mir daher, Sie zu versichern, daß ich bin und lebelang sein werde

Ihr

getreuer

W.

C. von Horn an die Gräfin Aurora Königsmark.

Leipzig, den 1. März 1708.

Gestern erhielt ich den Brief Eurer Excellenz, mit welchem Sie mich unter dem 22. Februar von Quedlinburg aus, beglücken. Es ist unmöglich, die Gefühle des Dankes Eurer Excellenz auszusprechen für die Gewährung der Gnadenverleihungen, um welche ich Sie zu ersuchen wagte. Erlassen Sie mich einer Verpflichtung, die meine Kräfte übersteigt; aber schenken Sie mir gnädigst Glauben, daß, da mir die Worte zum Danke für Ihre edelmüthige Hülfe mangeln, mein Herz deshalb nicht unempfindlich ist, und daß mein Mund nie schweigen wird, wenn ich Veranlassung finde, Ihre Seelengröße und Ihr Mitleid für Unglückliche kund zu machen. Die von mir erbetenen vierzig Thaler, deren Eure Excellenz erwähnt, sind noch nicht angelangt; sogleich nach dem Empfange derselben werde ich abreisen. Gott sei gepriesen, wenn ich nur erst fort kann aus diesem Lande, welches, wie Sie so treffend bemerken, unserer Nation nicht günstig ist. Mit Schrecken und Abscheu erfahre ich von Ihnen die Nachrichten von dem Betragen Einiger meiner Landsleute. — Man gab mir in Ihrer Wohnung zu Leipzig, als ich mir die Freiheit nahm, Ihnen zu schreiben, um Sie von meiner schlechten Lage zu benachrichtigen, zur Antwort: daß man die Annahme meines Briefes nicht wage, da Eure Excellenz so oft belästiget würden, von gewissen Schweden, die ohne Rücksicht und Ehrerbietung an Sie schrieben, und sich gegen Sie so schlecht betrügen,

nachdem sie möglichst ehrenvoll behandelt wären, weshalb Sie Besuche und Briefe zurückweisen müßten. Hiervon habe ich nichts gewußt, da ich seit der kurzen Zeit meines hiesigen Aufenthaltes selten meine Wohnung verlasse und fast mit niemanden Umgang habe, indem ich mich mit meinen Büchern erheitere, zur Beschwichtigung meines Kummers. Hat man Eure Excellenz nicht vielleicht unwahr berichtet? Wäre es möglich, daß Schweden, welche für Sie so große Hochachtung haben müssen, daß eine Nation, der Sie so viele Ehre machen, niedrig genug zu denken im Stande ist, gegen Sie so, wie Sie in Ihrem Briefe andeuten, zu verfahren? Es wäre schrecklich und verdiente nicht blos exemplarische Strafe, sondern den Abscheu aller rechtlichen Leute und des ganzen Menschengeschlechts. Es bringt mich zur Verzweiflung, einem Volke anzugehören, von dem man so etwas argwöhnen kann; aber ich vergehe vor Schamgefühl, aus Ihrem Briefe ersehen zu müssen, daß der Vorwurf zuverlässig und wohlbegründet ist. Jedoch werden Eure Excellenz mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, mich nicht mit jenen Menschen in eine Klasse zu setzen. Tausendmal lieber wollte ich den Tod erleiden, als so etwas an einem armen, unglücklichen Bürgerkinde (une pauvre, misérable bourgoise) begehen zu können, ob es mir gleich genug Veranlassung zum Mißvergnügen gegeben hat. Doch wennehr hätten Eure Excellenz jemandem, geschadet, Sie die alle Welt mit Wohlwollen überhäufen? — Ich weiß nur zwei Schweden hier, denen man so ehrloses Betragen Schuld geben könnte. Doch will ich weder auf den Einen, noch auf den Andern Verdacht werfen. Der Erste ist mit einer Dame nach Dresden gereist, und ich halte ihn durchaus einer solchen Schandthat unfähig; hätte sie der Zweite, aus Neigung für seinen Onkel, begangen, so würde es mich in Verzweiflung setzen. Er ist ein gar eifriger Verehrer Eurer Excellenz, außerdem ein braver, ehrenwerther Mann und mein bester Freund. — Seit vierzehn Tagen habe ich ihn nicht gesehen; aber ich darf Eure Excellenz versichern, daß, wenn ich ihn zuverlässig jener schändlichen Handlung schuldig wüßte, der Umgang zwischen ihm und mir für immer aufgehoben wäre.

Noch frage ich gehorsamst an, wennehr ich das von Ihnen versprochene Geld erhalten werde, und an wen ich im nächsten Sommer die Wiederzahlung leisten soll? —

— Glasenapp an die Gräfin Königsmark.

Dresden, den 1. April 1708.

Madam!

Nichts in der Welt kann mir besser den tödtlichen Kummer, nicht zur (leipziger) Messe kommen zu können, mildern, als indem ich Ihrer Excellenz schreibe. Wüßten Sie, Madam! wie sehr mich für den Augenblick der Gedanke an Sie und die wenigen Worte, welche ich an Sie zu richten wage, trösten, Sie würden es mir nicht verbieten. Ich thue mein Mögliches, mir dieses vergessen zu machen. Alle Erdenseligkeit und ich glaube auch die des Paradieses liegt in dem einzigen Glücke, Sie zu sehen. Ich bin für einige Augenblicke getröstet. Haben Sie gnädige Nachsicht mit der Freiheit, die ich mir nehme: die Gelegenheit, Ihnen diese Zeilen zu senden, ist zu zuverlässig, als daß ich, sie zu benutzen, nicht wagen sollte.

Göttliche Gräfin! verstatten Sie meine Huldigungen; Alles was ich aufbot, alle trügerische Fassung waren eitle Bemühungen: wie kann ein Herz, das nichts vom Truge weiß, Ihnen gleichgültig sein? Wird, mich zu begünstigen, keine Metamorphose eintreten? — Lieber Bilien (?), wie beneide ich Dein Loos! Könnte ich doch wenigstens die Stelle des Stuhles vertreten, der des Abends zur Erholung von der Tageshitze dient! Giebt es einen bescheidenern Sterblichen, als ich bin, der Sie um Gewährung der geringsten Gunst bittet für einen Mann, wider welchen, ich weiß es, man tausend Ränke aufbot, um ihn bei Ihrer Excellenz zu verläumden! Mein Herz ist großmüthig genug, Ihnen davon nicht die Ursach zu sagen. Zärtliche Befangenheit würde mich verrathen, wenn mir das Glück vergönnte, mich zu Ihren Füßen werfen zu

können. Wie viel leide ich, dieses nicht augenblicklich zu dürfen! Nichts wird mich abhalten, Ihre Befehle, wo es auch sein mag, zu empfangen, ehe wir nach Polen abgehen, wenn ich so glücklich bin, zu erfahren, wohin Sie von Leipzig reisen. Es ist nicht möglich, Ihnen die Ergebenheit, die ehrfurchtsvolle und treue Zuneigung zu offenbaren, mit denen ich ersterbe

Madam

Ihrer Excellenz

ergebenster und gehorsamster

Diener

Glasenapp.

N. Sch. Jeder meiner Blutstropfen steht Ihren Winken zu Gebote, auf jede Weise, wo es Ihnen Nutzen schaffen kann. Tödtlicher Kummer quält mich, Ihnen nicht genügend versichern zu können, wie große Verehrung ich für Sie, Madam! hege. —

Herzog Ludwig Rudolph von Braunschweig an die Gräfin Königsmark.

1.

Blankenburg, den 10. November 1708.

Die Sehnsucht, von Ihnen Nachricht zu erhalten, veranlaßt mich zu der Freiheit, Ihnen diese wenigen Zeilen zu schreiben. Ich nehme allen ersinnlichen Antheil an Ihrem Wohlsein, von dem ich hoffe, daß es keiner Vermehrung fähig ist.

Hiernächst sende ich Ihnen etwas Wild von meiner gestrigen Jagd. Es ist ein achtendiger Hirsch, den ich selbst erlegte, und der erste, welchen ich hier im Fürstenthume schoß. Ich glaubte ihn nicht besser nutzen zu können, als in Darbietung an die nachbarliche Schutzgöttin und Nymphe. In der

Ueberzeugung, daß Ihre Verdienste eben so hoch und noch höher stehen, als die der Amarillis und Achea, wage ich Ihnen das Sinnbild meiner bedrängten Lage zu überreichen, mit der Bitte, es gütigst anzunehmen und in der geringen Gabe die freundliche Absicht zu erkennen. Reichlich belohnt wäre ich, wenn Sie, meine geliebte Gräfin! mir die Vergünstigung, Sie ein wenig zu sehen, verstatteten; doch wenn Sie solches gegenwärtig nicht thunlich finden, werde ich mich suchen mit der Hoffnung, nächstens dieses Glück zu haben, zu trösten. — Der Läufer, der Ihnen diesen Brief überbringt, wird Ihre theuren Befehle erwarten. —

2.

Den 11. November 1708.

Wie vielen Dank, meine theure Gräfin! bin ich Ihnen für Ihren erfreulichen Brief schuldig. Ich wäre entzückt über denselben, ja außer mir, wenn ich mich nicht wieder fände, um Ihnen in diesen Zeilen Millionen Dank zu sagen. Der Hirsch konnte kein besseres Schicksal haben, als sein Grab in dem wahrhaften Tempel so vieler Schönheiten zu finden. — Vom Hundejungen (garçon des chiens) bin ich jetzt Jäger geworden, mithin muß ich, durch die Wälder jagend, meine Göttin haben, und diese sind Sie, schöne Aurora! — Mehr als die Sonne selbst, liebe ich diese Aurora. —

Mein Laufer, August, kann die Gnade und Bewirthung, welche Sie ihm zu Theil werden ließen, nicht genug rühmen. Er hat mir eine Flasche Ihres herrlichen Bieres mitgebracht, von welchem ich fast ein volles Glas austrank, um auf Ihr Wohl meinen Durst zu löschen. Ich hoffe, das treffliche Bier wird mich für diese Woche zur Jagd stärken, wozu ich in den nächsten Tagen in den Harz gehe und erst gegen das Ende der Woche zurückkomme. Wenn ich, göttliche Aurora! unter Ihrer Obhut so glücklich bin, als gestern, werde ich mir die Erlaubniß nehmen, Ihnen einiges Wild anzubieten. In die-

ser Erwartung wünsche ich baldige Beendung der Unruhen, wie auch, daß Sie bald in Ruhe in Ihrer Abtei alles Glück genießen, was Sie so sehr verdienen! —

An die Gräfin Königsmark.

(Ohne Namensunterschrift und von unbekannter Hand. Unter dem Briefe ist von der Gräfin Königsmark eigenhändig bemerkt: „Bernart, Prinz von Behwern." — Aber ein Bernhard Prinz von Braunschweig=Bevern ist in den genealogischen Nachweisungen jener Zeit nicht aufzufinden.)

Den 8. August 1710.

— — Die unendliche Güte, mit der Sie mich beglücken, verpflichtet mich, Alles aufzubieten, mich dem Glücke, Ihre Gewogenheit zu besitzen, würdig zu beweisen, im Verfolg der höchsten Bewunderung Ihrer Verdienste und des vollständigsten Eifers, Ihnen meine unterthänigsten Dienste zu widmen. Hocherfreut bin ich über die Theilnahme, die Sie unserem Dritten schenken, indem Sie keine Gelegenheit unbenutzt lassen wollen, wo Sie zu seinem Besten reden können, und ich hoffe, daß Sie mir in wenigen Wochen werden Nachricht ertheilen, von der Wirkung unserer hierauf Bezug habenden Briefe. Jedoch wünschte ich zu wissen, welche Dame des Hofes es sei, deren Brief Ihnen Gelegenheit verschaffte, für unsern Dritten zu sprechen. — —

Unser Uebergang über den Rhein hat bisjetzt keinen Erfolg, als daß der Feind sich auf seine Linien zurückzog bei der Annäherung unseres Heeres. Nun gilt es, ihn hier anzugreifen, um ihm die Spitze zu bieten, wenn er etwa, wie ein unverbürgtes Gerücht sagt, nach den Niederlanden sich wenden wollte. Doch es ist sehr wahrscheinlich, daß der Herr Graf von Gronsfeld an einen so starken Posten, wie diese Linien sind, sich nicht wagt, wenigstens nicht ohne bestimmten Befehl des Prinzen Eugen von Savoyen. So scheint es, daß die Neuigkeiten unseres Krieges eben so viele Langeweile verheißen als die bisherigen Nachrichten, wenn der Prinz zu jener

Unternehmung nicht die Hand bietet. Gebe nur Gott, daß die Vorkehrungen, welche man im Norden trifft, mehr zum Vortheile Schwedens ausfallen, als die bisherigen.

Ehe ich diesen Brief schließe, beehre ich mich noch, Ihnen, Madame, zu sagen, daß der Prinz von Birkenfeld seit dem letzten Feldzuge nicht mehr in Diensten ist, sondern sich sehr glücklich in Paris befindet, wie man mich auch anderweitig benachrichtiget, daß er im französischen Heere sehr geliebt und geachtet ist. — Ich bitte Sie um die Gnade, Ihrer Frau Schwester diese Nachricht über den Prinzen mitzutheilen. —

Mit allem Eifer und aller dankbaren Leidenschaft bin ich u. s. f.

Der Graf von Friesen an die Gräfin Königsmark.

Im schriftlichen Nachlasse der Königsmark finden sich einige Briefe, deren Verfasser kaum zu errathen wäre, wenn sie nicht sorgfältig zusammengebunden, die Aufschrift von der Hand Aurorens hätten: „Graf Friese*)". — Andere Zeichen beweisen, daß diese Briefe den Jahren 1712 und 1713 zugehören. Welcher Art das Verhältniß der Briefempfängerin zu dem Briefschreiber gewesen sein mag, darüber kann man leichter Vermuthungen hegen, als ein bestimmtes Urtheil aussprechen. —

---

*) Pöllnitz, in den Denkwürdigkeiten, erzählt von einem Grafen von Friese, der Oberkammerherr, Staatsminister und Generallieutenant am dresdner Hofe und vermählt war mit einer natürlichen Tochter Augusts von der berühmten Gräfin von Cosel. Loen sagt von ihm: „er ist der ehrlichste Mann am Hofe. Muth, Witz und Klugheit haben gleichen Antheil an seiner Erhöhung, als seine Geburt und sein Ansehen unter dem sächsischen Adel." — War aber dieser Graf von Friesen der Verfasser folgender Briefe? —

1.

„Wenn Sie einige Zeit das Loos der Geistlichen versucht haben, so wird Sie, Madam! nun die gemachte Reise wieder auf den rechten Weg bringen, und sie weden weltlicher als je heimkehren; wenigstens fürchte ich dieses, wenn auch das Lebewohl der Philosophen außer Acht gelassen wird. — Meine Reise ist weit. — Ich muß Ihnen gestehen, daß Deutschland mir am Herzen liegt. Wo ich sonst sein mag, ist mir gleichgültig, denn von Ihnen entfernt, treffe ich nirgend Entschädigung für den Schmerz der Trennung von Ihnen. — Die einzige Reise, deren Gedanke mich wirklich beschäftigt, ist die zum Palaste der Armida. Meine diesfalsigen Plane sind gemacht, die Ausführung wird ämsig betrieben; meine Wünsche steigern sich zur Ungeduld, während man mich in diese — Kommission verstrickt hält. Der Bericht ist noch nicht abgeschickt, aber schon entworfen; erst nach erhaltener Bescheidung des Königs darf ich diesen Ort verlassen.

Ich habe die Bildnisse einiger Damen gemacht; doch meine Arbeit ist unterbrochen. Ernste Beschäftigungen sind mir untersagt und Possenspiel muß zuweilen die Langeweile von mir wenden. — Leben Sie wohl, meine schöne Gräfin!

2.

Ungeachtet des Anfangs Ihres Briefes, meine schöne Gräfin! bin ich überzeugt, daß Sie an der Zärtlichkeit meiner Freundschaft nicht zweifeln. Ich bin mir die Stärke derselben in ihrem ganzen Umfange bewußt und fühle, was es auf sich hat, den geliebten Gegenstand nicht zu sehen. Doch ich setzte diesen traurigen Betrachtungen ein Ende, aus Furcht, in Unannehmlichkeit, deren Vermeidung wir uns vorsetzten, zu verfallen. — Die diesjährige Messe wird Sie auf die eine oder die andere Weise zerstreuen, wogegen ich keine Unterhal-

tung habe, als einen schrecklichen Schnupfen, der mich der Stimme, des Gesichtes und Geschmackes beraubt, wodurch ich in die Lage der Geistlichen zu Mocca gebracht bin. Nach ihrem Beispiele beraube ich mich auch der Sinne, nach dem Verluste alles dessen, was sich für mich Reizendes im Leben darbietet.

— Das neue Buch, wovon Sie reden, muß unterhaltend sein; doch glaube ich nicht nöthig zu haben, bei seinem Verfasser Unterricht zu nehmen über die sonderbare Art der Behandlung zarter Verbindungen.

Ihre Mittheilungen sind mir theuer, weil sie von Ihnen kommen, und die, welche unmittelbaren Bezug auf Sie haben, sind mir die liebsten. Die Erhebung Aurorens macht mir mehr Freude, als das Herabsinken aller Halbgötter der Erde.

Sie sagen mir, daß Sie, ohne von mir Nachricht zu haben, Leipzig nicht verlassen könnten; so sollte ich Ihnen schreiben, um Sie weiter von mir zu entfernen? —

Man muß den Kopf freier als ich haben, um alle niedlichen Sachen beantworten zu können, welche Sie mir in Betreff des Bildnisses, welches das Glück hat, in Ihren Händen zu sein, sagen. Ich fürchte, meine vorstehenden Mittheilungen haben schon zu sehr bewiesen, welche Gewalt der Schnupfen auf meine Befangenheit übt. Ich betrachte das Loos des Bildes mit allem Neide, dessen ein eifersüchtiges Herz fähig ist; doch hoffe ich, es soll mir keinen Schaden thun. Gedenken Sie bei dessen Besitze, daß das Bild empfindungslos ist, das Original dieses aber nur in Ihrer Abwesenheit wird. Gelegentlich muß ich Ihnen eine gewiß nicht unangenehme Neuigkeit mittheilen, welche den Grafen von Sachsen betrifft, welchem der Rang, der ihm der Billigkeit gemäß zukommt, eingeräumt ist. Alle Welt schickt sich an, ihm den Hof zu machen. Ich habe jenes längst gewünscht, da es Ihnen angenehm sein muß. Sie, Madam! genießen dabei einen schönen Vorzug; Sie haben die feindseligen Bande gelöst, welche in diesen undankbaren Regionen auf Kindern der Liebe lasten; ja die Liebe ist es, welche Sie aus dem Norden herbeirief, um jene Rechte, hier wie anderwärts, herzustellen. Versagen Sie, Madam! einer so schönen Stelle Ihrer Ge-

schichte Ihren Beifall nicht. Ich fange an, mich für mein Vaterland zu erklären, seit ich sehe, daß Gerechtigkeit, Vernunft und Anmuth sich von einer so vortheilhaften Seite zeigen. Könnten wir so glücklich sein, daß dieser Vorfall unseres Hofes Sie hierher zöge, so hätte ich zweifache Freude; doch dieses ist zuviel verlangt. Für mich giebt es keine glücklichen Tage mehr. —

3.

Seit mir die Freuden Ihres Umganges nicht nach gewöhnlichem Standpunkte, wie zuvor, wurden, befriedigt mich kein von Ihnen entfernt verlebter Augenblick, welche sonst theure Unterhaltung er auch darbieten mag. Jeder Besuch, den ich Ihnen zu machen mir vorsetze, kann Ihnen Gefahr bringen; aber ich liebe Sie zu sehr, das Bild des Schmetterlings steht mir immer vor der Seele — daher meine Besorgniß. Alle Zeit der Trennung von Ihnen, bringe ich unthätig zu, — daher die Langeweile; — ich mache zahlreich Pläne, Sie allein sicher sehen zu können, — daher die Sehnsucht. Sie dagegen zeigen mir immer Mißtrauen, anstatt mir Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Endlich hoffe ich, Sie zu überzeugen, daß ich Sie bis zur Raserei liebe. Wie lange dieses dauern soll, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß Sie allein im Stande sind, den unbeständigsten Mann zu fixiren. Nie hatten Sie Veranlassung, davon einen schönern Beweis abzulegen; entsagen Sie diesem Verdienste nicht, und verwandeln Sie die wildeste Leidenschaft in treue Verehrung und in zärtliche Dankbarkeit, mit der ich ewig bin der zuverlässigste und der treuergebenste Ihrer Sklaven. —

4.

Gestern Abend, sieben und ein halb Uhr, war ich vor der Thüre Ihres Hauses; doch ich war auch hier, wie immer, unglücklich, denn ich fand Sie nicht. Doch hoffe ich, Sie werden noch die Gewogenheit für mich haben, mir zu verstatten, daß ich mich nach Ihrem Befinden erkundige. Ist mir dieses doch so unendlich theuer, theurer als Alles in der Welt. Deshalb ersuche ich Sie gehorsamst, mir darüber Nachricht zukommen zu lassen. Ich weiß wahrlich nicht mehr, ob ich es wagen darf, mich persönlich danach zu erkundigen?

Ich schließe damit, Sie, meine allerliebste Gräfin! zu beschwören, daß Sie, wie Sie meine Göttin sind, auch die Gebieterin meines Schicksales sein mögen, worüber ich zitternd die Entscheidung erwarte. — —

5.

Dresden, den 31. Januar (1713?).

Als ich am 29. December die Ehre hatte, Ihren Brief zu erhalten, hatte ich eine so schreckliche Kopfentzündung, daß ich einen Monat hindurch mir kaum des Daseins bewußt war. Endlich bin ich davon befreit, und erfreut durch Sympathie, wünsche ich Ihnen Glück, endlich das Fieber los zu sein.

So ist es hier nicht Gewohnheitsgebrauch, es ist Nothwendigkeit, zur Entschuldigung des Schweigens, Krankheiten anzuführen. Ihre Theilnahme an der Erhaltung eines Ihnen so ganz gewidmeten Herzens überwiegt den Werth Ihrer Huldbezeigungen; danach berechnen Sie meine völlige Dankbarkeit um so mehr, da Ihre Großmuth so unendlich ist.

— Es macht mir Unruhe, daß die Verse, welche ich Ihnen sandte, keinen günstigen Eindruck verursachten, und daß Sie den Urheber nicht errathen; glauben Sie indeß der Versicherung, daß Ihre Bemerkungen mich nicht irre machen.

Meine bestimmte Erklärung wird dieserhalb genügen; hinsichtlich meiner werden Sie immer unverbesserlich bleiben, während ich mich gegen Sie auf gutem Wege glaube.

Schließlich wünsche ich Ihnen glückliche Heimkehr, was für mich mehr Interesse hat, als das Neujahr, was einem Menschen nichts angeht, der Tage und Monate verlebt, ohne sich darum zu kümmern, der nie das Datum weiß. Ich zähle die Zeitabschnitte nur nach Lebensfreuden. Das erste, zweite, dritte, vierte Mal, wo ich das Glück hatte, bei Ihnen zu sein, sind vier Jahrläufe, die meine Aufmerksamkeit festhalten. Meine Wünsche streben dem fünften Male entgegen, wo ich hoffe, die Ehre zu haben, Sie wieder zu sehen, und Sie zu versichern u. s. f.

6.

Dresden, den 7. März 1713.

Seit dem Briefe, welchen ich Ihnen vor zwei Monaten nach Hamburg schickte, habe ich von Ihnen keine Nachricht erhalten. Die Freuden Hamburgs könnten Ihr Stillschweigen entschuldigen, wenn Sie mir nicht Ihre Gleichgültigkeit dagegen versichert hätten. Doch wozu dieses? Vorwürfe werden da, wo man meiner vielleicht nicht mehr gedenkt, nichts helfen und die Erfüllung der Versprechungen verhindern. Dieses, Madam! ist das Geständniß, welches gegenwärtigen Brief begleitet, der Sie zugleich überzeugen muß, daß mir in keinem Augenblicke Ihre Gunst und Anmuth aus dem Gedächtniß gekommen ist. Wohl mir, wenn mich das Schicksal in Ihre Nähe zurückführt, und wenn ich Sie dann so wiederfinde, wie ich von Ihnen schied! —

Da der König vor Pfingsten nicht zurückkehrt, gehe ich in diesem Augenblicke nach Warschau ab. —

A. H. Graf von Wartensleben an die Gräfin Königsmark.

Oranienburg, den [illegible]. Mai 1712.

— Eure Excellenz werden verzeihen, daß ich so dreist bin, Sie um Auskunft zu bitten, ob ein gewisser Lieutenant im Regimente Oranien, Seiner Königlichen Majestät, meines Herrn, der sich Jensen Graf von Königsmark nennt, mit Ihnen verwandt ist, wie er vorgiebt. Ist solches der Fall, so wird alle Welt sich ein Vergnügen daraus machen, sich seiner anzunehmen und ihm Gutes zu erweisen; doch wenn es unwahr wäre, so hoffe ich, wird es Ew. E. lieb sein, daß er überwiesen und ihm die Führung des Namens Graf von Königsmark verboten werde.

Desgleichen.

Landsberg, den 26. Julius 1712.

Es war meine Pflicht, dem Lieutenant Jensen die Führung des Namens Königsmark zu verbieten, da Eure Excellenz ihn als einen solchen nicht anerkennen; ich wünsche nichts als bei einer wichtigern Sache Ew. E. meinen Respekt und meine Ergebenheit bethätigen zu können.

In Betreff des Geheimnisses des blauen Siegels muß ich Ew. E. benachrichtigen, daß ich eidlich angelobt habe, mich nie wieder mit Chymisten einzulassen, nachdem mich die Herrn schrecklich betrogen haben, so daß ich immer daran gedenken werde und jedermann, besonders meinen Herrn abrathe, sich mit solchen Dingen abzugeben. Der Inhaber jenes Geheimnisses mag sich wohl hüten, an den hiesigen Hof zu kommen; denn man liebt die Herrn nicht, welche ihre Verheißungen noch nie erfüllt haben. —

Die Berühmtheit Aurorens war von der Art, daß ihre Weiblichkeit nicht ohne Anfechtung bleiben konnte, mochten Klugheit und Resignation noch so ausgezeichnet hervortreten. Ihre Verbindung mit Dresden, wo die Unsittlichkeit des Hofes mit jedem Jahre wuchs und die Königin entfernte, während August mit der Neigung zur Wollust auch andere Völlerei, Trunk und Spiel um sich verbreitete, gefährdete ihren sittlichen Ruf so lange sie lebte. —

Herr von Loen *) besuchte 1718 den dresdner Hof und erzählt: „Ich habe alle berühmten Liebhaberinnen des Königs gesehen. Die Erstere war die Gräfin Königsmark, die Mutter des berühmten Grafen von Sachsen. Sie und die Fürstin von Teschen **) hatten beide von der galanten Welt, in welcher sie eine kurze Zeit ihre Annehmlichkeiten hatten verehren sehen, ihren Abschied bekommen. Man sah kaum mehr auf ihren Stirnen noch Spuren der Möglichkeit, daß sie auf dem Schauplatze dieses galanten Hofes in einigen Auftritten die vornehmsten Spielerinnen gewesen waren. Sie erschienen jetzo nur noch als zwei philosophische Zuschauerinnen, denen die Höflichkeit, wegen des traurigen Verlustes ihrer vormaligen Annehmlichkeiten, noch mit ihrem Witze und ihrer starken Vernunft zu schmeicheln suchte." —

In Quedlinburg machte man Auroren zum Verbrechen, daß sie noch Spuren der Schönheit habe, während in Dresden die fortschreitende Verminderung ihrer äußern Reize Zurücksetzungen mit sich brachte. Ein berühmter Reisender, Herr von Uffenbach, faßt diese Stimmung mit lakonischer Kürze auf, indem er sagt: „Die jetzige Pröbstin ist die Gräfin von Kö-

*) Siehe des Herrn von Loen gesammelte kleine Schriften, Frankfurt 1750. Theil I, S. 196 ff.

**) Nichte des Cardinal Primas Radziowsky und Gemahlin des Großkämmerers Lubomirsky, vermehrte sie die Zahl der auf Gnadensold gesetzten verabschiedeten Geliebten des Königs, nachdem sie von ihrem Gemahle geschieden, und den Namen einer Fürstin von Teschen erhalten hatte; letzteren behielt sie auch bei, nachdem sie sich mit einem Prinzen von Würtemberg wieder verheirathet.

nigsmark, die sich zwar wegen ihrer äußerlichen guten, dicken und ansehnlichen Taille wohl, aber wegen ihrer bekannten Aufführung um so viel weniger hiezuschickt." *)

Und was waren es für Hofzirkel, in denen König August seinem Dresden hohen Glanz zu verleihen glaubte? Herr von Loen berichtet davon als Augenzeuge:

„Den 12. Mai 1718 gab die Gräfin von Dönhof dem Könige, auf dessen Geburtstage, ein Fest in ihrem Garten. Alle dazu eingeladene junge Damen erschienen als Schäferinnen. Eine Jede erhielt einen nach dem Loose ihr zugefallenen Kavallier. — Den Anfang machte ein französisches Schauspiel. Darauf begab sich die ganze Gesellschaft in ein von Laubwerk erbautes großes Sommerhaus. Der ganze Garten war erleuchtet und hatte in den beiden Ecken zwei Kabinette. In jenem speiste der König mit den vornehmsten Herren und Damen, und in dem andern die übrigen Gäste. Die Musik ließ sich oben über dem Lustgebäude des Königs hören; doch so, daß man die Spielenden nicht sehen konnte. In der Vertiefung zeigte sich ein mit Lichtern erhelltes Grottenwerk mit Wasserfällen und brennenden Sinnbildern. Alles gefiel mir bei diesem herrlichen Feste. Nur zuletzt sah ich, daß die Menschen ihrer Lust nicht ehrende Schranken setzen können, als bis die Unlust dazu kommt. Man trank stark, wo der König war. — Einige polnische Magnaten, denen die Deutschen wacker zugesetzt hatten, fanden sich übermannt: Sie wollten ausweichen, und jene als Sieger hinterlassen; allein die Wache schützte vor, daß sie Befehl hätte, niemanden den Ausgang zu verstatten. Einige darunter sahen so blaß aus, wie der Tod; ihre Köpfe wackelten auf ihren Schultern, und ihre Füße thaten ungewisse Tritte. Es hieß: Sta pes, sta mi pes! Sie taumelten dem ungeachtet voller Ehrerbietung vor dem Könige herum. Ein polnischer Herr weckte bei mir Mitleiden — (— — wir wagen nicht, die Andeutung der schmutzigen Scene wiederzugeben. —) Er that nicht anders, als ob er den Geist

---

*) Zacharias Conrad von Uffenbachs merkwürdige Reisen. Erster Theil. Frankfurt und Leipzig 1753. Seite 137.

aufgeben wollte. Ein anderer Polak wurde wild. Er schwur bei dem deutschen Teufel, daß, wo man ihn nicht würde herauslassen, so würde er der Natur in des Königs Gegenwart ihren Lauf lassen müssen. Als man seinen Ernst sah, ließ man ihn gehen. Ist es möglich, daß man die Lust in der Welt so weit treiben kann?" —

Ein anderes Lustfest gab den 31. Jul. der Feldmarschall Graf von Flemming. Er ließ sechs Regimenter eine Stunde vor Dresden ins Feld rücken. Die ganze königliche Leibwache befand sich mit dabei. Auf den Höhen waren Kanonen aufgepflanzt und Alles regte sich, um dem Hofe das Schauspiel von einem förmlichen Treffen zu geben. Hier ließ der Krieg überaus schön. Die Horden trafen auf einander mit einem gleichen Feuer. Ihre Schwenkungen, ihre Angriffe, ihre Abzüge — kurz alle ihre Bewegungen zeigten etwas Fürchterlichlustiges, weil niemand dabei zu Schaden kam. Der König mit der Gräfin Dönhof und der lithauischen Feldherrin Potzki, welche als Amazonen gekleidet waren, nebst einer großen Menge Herren, zeigten sich zu Pferde, die übrigen Damen zeigten sich in Kutschen mit Sechsen bespannt. — Nach geendigtem Treffen setzte sich der König unter einem großen Gezelt mit den vornehmsten Herren und Damen zur Tafel. Noch zwei große Tische waren in zwei andern Gezelten für die Kavalliers und Fremden aufgedeckt. Während der Mahlzeit ließen sich die Kanonen, Trompeten und Pauken mit abwechselnder Musik hören. Das lustigste Schauspiel begann nach geendigter Tafel. Die Tische wurden nicht aufgehoben, sondern das Eßwerk den hungrigen Soldaten preisgegeben. Weil es an Brod gebrach, so befahl der Feldmarschall 1000 harte Gulden in soviel kleine Stücke Brod zu stecken. Es wurde drauf zum Sturme geblasen, die in Schlachtordnung gestellten Soldaten rannten muthig auf die mit Speisen gefüllten Tische los; die Vordersten wurden von den Hintersten zu Boden gedrückt u. s. f. —

Darauf wurde Alles aus dem Wege geschafft und bis Abends 7 Uhr getanzt. Der Feldmarschall trank dabei seinen Gästen wacker zu und wurde selbst betrunken. Der König schien auch nicht mehr ganz nüchtern, doch beging er nicht die geringste seiner Majestät unanständige Ausschweifung. Ich

beobachtete hier mitleidigst die Marter eines gewissen Kammerherrn, welcher die Aufwartung bei demselben hatte. Dieser stand lange Zeit mit einem Glase Wasser hinter dem Könige und war dabei so wankelmüthig auf den Füßen, daß man ihn mit dem Finger hätte über den Haufen stoßen können. Der Feldmarschall aber war vor Freuden außer sich. Er fiel dem Könige, als er sich wegbegeben wollte, ganz vertraulich um den Hals. „„Bruder!““ sprach er, „„ich sage Dir die Freundschaft auf, wenn Du weggehst.““ — Die Gräfin von Dönhof, die den König nie verließ, suchte ihn von solchen Unanständigkeiten zurückzuhalten. Allein Flemming war viel zu vergnügt, als daß er sich diesesmal mit dem Wohlanstande hätte viel zu schaffen machen sollen. Er wollte die Gräfin liebreich in seine Arme schließen. „„Du kleine H...,““ sprach er, „„Du bist doch eine gute H...““ — Dergleichen Komplimente war die Gräfin von dem Feldmarschalle, wenn er getrunken hatte, schon gewohnt. Sie beantwortete solche mit Lachen und bemühete sich nur, ihn vom Könige abzuhalten.“ — Beim Heimritte fällt der König, nachher auch noch die Gräfin von Dönhof vom Pferde — doch, Gott sei gedankt, ohne Schaden zu nehmen.

Aurora Königsmark wohnte solchen Scenen in Dresden bei; macht Herr von Loen sie in der mitgetheilten Erzählung auch nicht als Theilnehmerin der beiden geschilderten Hofgelage nahmhaft, so thut er es doch ausdrücklich in der Beschreibung eines dritten, welches auf der Moritzburg (so verhängnißvoll für Auroren) den 14. August gehalten wurde; an der Spitze der Damen werden aufgeführt: Die Herzogin von Weißenfels, die Fürstin von Teschen, die Gräfinnen Königsmark, Dönhof, Potzki u. s. f. — Wenn Herr von Loen oben die Gräfin Königsmark als „philosophische Zuschauerin“ dieser Hoffeste bezeichnet, so bleibt doch die Philosophie räthselhaft, welche eine Aurora veranlassen konnte, Zeugin zu sein von der Herabwürdigung eines in Ausschweifungen versunkenen Hofes. Oder sollte diese mißbilligende Aeußerung ungerecht erscheinen, wenn man bei Nachrichten verweilt, welche manchen Biographen veranlassen können, die großmüthige Ge-

sinnung an demselben zu preisen? — Hier noch eine Anekdote, welche aus der wenig bekannten Geschichte der Schaubühnen aller Nationen (Paris 1780. Theil 12) entlehnt ist, und zu dem Sittengemälde Augusts und seiner Zeit gehört.

Wir haben oben aus den Briefen des Grafen von Löwenhaupt erfahren, wie der König bald nach seinem Regierungsantritte darauf bedacht war, französische und italienische Schauspieler für sein Hoflager zu gewinnen. Einer der berühmtesten der Zeit, Angelo Constantini, von einer aus dem Bedienten und Abenteurer zusammengesetzten Charakterrolle Mézétin genannt, wurde nach Dresden berufen, wo er unglaublichen Beifall fand und sich der höchsten Gunst des Königs erfreute; er ward nobilitirt, geheimer Kämmerer, Schatzmeister der menus plaisirs u. s. f. Der Glanz des Glückes steigerte seine Ansprüche zum Uebermuthe; er erkühnte sich, einer Geliebten des Königs Anträge zu machen und die Persönlichkeit seines Wohlthäters zu bespotten. Die Dame glaubte, indem sie schwieg, seine Anmaßungen zurückzuweisen; aber Mézétin ließ nicht nach, und die beleidigte Buhlerin benachrichtigte von den Anfechtungen den König, welchem Gelegenheit gemacht wurde, aus geheimem Verstecke die beleidigenden Aeußerungen seines Nebenbuhlers zu hören. August stürzt mit gezogenem Säbel ins Zimmer, aber ohne Blut zu vergießen, läßt er den Mézétin nach der sächsischen Bastille, dem Königsteine, bringen, wo Mézétin zwanzig Jahre hindurch in harter gefänglicher Haft seine Thorheit büßen muß. Despoten strafen die Narrheit strenger als das Verbrechen. — Nach vielen Jahren besichtigte August an der Seite einer späteren Buhlerin, zu königlicher Kurzweil, einst den Königstein und seine Kerker. Mézétin, vom Unglücke und Alter entstellt, warf sich dem Könige zitternd zu Füßen und flehte um Begnadigung. Auch die Maitresse bat für den Unglücklichen; doch August blieb unerbittlich. Es gehörten mehrere Monate dazu, ehe in der Königsbrust menschliches Mitleid erwachte; aber die Favorite ließ nicht nach, bis der Unglückliche begnadigt wurde. Mézétin ward in Freiheit gesetzt und Landes verwiesen. Er ging über Verona nach Paris, wo er das Publikum

1728 in der Messe von St. Germain wieder entzückte, in einer Rolle, welche er dort 1695 zum ersten Male gespielt hatte. —

Gegen das Lust- und Jubelleben „mit seinen Maskeraden, Helden- und Liebesgeschichten, irrenden Rittern, Abenteuern, Wirthschaften, Jagden, Schützen- und Schäferspielen, Krieges- und Friedensaufzügen, Zeremonien, Grimassen und schönen Raritäten" *) mußte das stiftische Leben zu Quedlinburg, so fern es auch vom klösterlichen Zwange war, auf dem einsamen Schlosse, in der Nähe zweier alter, schmähsüchtiger Kapitelsschwestern, unerfreulich sein. Aurora fühlte sich wenig entschädigt durch die reizende Lage der alten Abtei am Fuße des Harzes, durch den Zauber der sie umgebenden Naturschönheiten. Auch die reiche Fülle der Talente für Wissenschaft und Kunst, für den Dienst der Musen, scheint ihr recht nach schöner Frauen Weise, nur in sofern Genuß gewährt zu haben, als sie dadurch Bewunderung gewann. So ging ihr der Segen vielseitiger Geisteskultur verloren; und die goldenen Früchte der Dicht- und Tonkunst gediehen für Sie nicht zur Reife, als das höhere Lebensalter den sorgfältig erhaltenen Ruhm körperlicher Schönheit wankend machte. Dieses durfte sie sich nicht gestehen, und so trieb sie, manchem Verdrusse zum Trotze, ein scheinbar lustiges Feenleben, bei möglichst glänzender Umgebung, mehr weibliche Launen, als Wirthlichkeit mit dem Leben und mit dem Vermögen berücksichtigend. Was die Zweideutigkeit des Rufes betrifft, welche bei solchen Verhältnissen unvermeidlich ist, so scheint sie solche wenig beachtet zu haben. War doch der Gang ihrer Schicksale von der Art, daß die höheren Gebote der Sittlichkeit ihre Schritte nicht leiteten; ihre Bahn war zu schlüpfrig, als daß ein Straucheln zu vermeiden stand. —

---

*) Siehe: von Loen kleine Schriften. Theil II. Seite 67.

Alexei Petrowitsch besucht die Gräfin zu Quedlinburg.

1.

Salzdalen, den 10. Juni 1711.

Ma très chere Aurore!

Nun ich Sie wieder in Ihrer angenehmen Solitude weiß, habe ich nicht ermangeln wollen, Ihres Zustandes mich zu erkundigen und von dem Hiesigen zu berichten, daß wir anjetzo mit lauter moskowitischen Gedanken umgehen und den Kronprinzen selbigen Reiches bei uns haben, der nebst seiner Prinzessin herzliches Verlangen bezeigt nach der Ordre, die täglich vom Zaar erwartet wird, wie, wo und wann ihr Beilager soll celebriret werden. Des Zarewitz Portrait, so Aurora von ihm gemachet, und das von dem Kurfürsten von Hannover bis an Madam in Frankreich gekommen, finde ich für Dieselben so avantageux, als dem Original gleichförmig, und wenn dieser liebe Prinz Ihre Approbation hat, arbitrire ich ihn nochmal so hoch, und empfange ich von ihm so ungemeine Caressen, daß man daraus wohl annehmen kann, wie er von Jugend auf dazu gehalten worden, großen Respekt für seinen Herrn Vater zu haben*). Wenn die arabischen Mienen in unsere europäischen verwandelt wären, würde er sich schon beliebter können machen. Ich suche alle Gelegenheit ihn zu divertiren, und da er gar devot ist, führe ich ihn instehende Woche nach Corvey, dem großen St. Veit-Feste**) beizuwohnen, da sehr viele Ceremonien, die die Moskowiter sonderlich

---

*) In einem gleichzeitigen Briefe eines braunschweigschen Hofbeamten heißt es: „Das Gemälde des Zarewitsch, welches Ew. Excellenz in Ihrem huldvollen Briefe entworfen, theilte ich dem Herzoge, dieser der Kurfürstin von Hannover und selbige weiter der Königin von England, Madame von Frankreich und nach Turin mit, so daß Ew. Excellenz jenem Prinzen einen guten Dienst erwiesen. Er scheint ein gutes Herz zu haben. Der Herzog, mein Herr, ist mit seiner Unterhaltung sehr zufrieden." —

**) Wahrscheinlich ist der Vitustag gemeint, welcher auf den 15. Junius fällt.

lieben, dabei fürgehen. Wenn zu Quedlinburg eine Aebtissin introduciret würde, wollte ich ihn auch dahin führen. Das dürfte aber wohl noch sehr lange sich verziehen, und siehet es damit noch seltsam aus. Ihre beiden geistlichen Ordens-Schwestern werden zum wenigsten dafür ins Fegefeuer kommen, daß sie mit ihrer sonderbaren Konduite solche Verwirrung angerichtet. Hätte doch der Türke etliche ihres gleichen bei seiner Armee, was Wunder sollte er mit ihnen können machen. Wenn Sie ihnen dieses vorlesen wollen, werde ich mich bei sie in besondere Gnade setzen. Ich wünsche um der unvergleichlichen Pröbstin willen, daß es besser möchte bei Ihnen zugehen, und alle, wie sie gesinnt sein, der ich Zeitlebens mich werde nennen

meiner allerbesten Aurora
ganz ergebener
A. U.

2.

Salzdalen, den 23. Junius 1711.

Ma chere Comtesse!

Ich habe bei dem Zarewitz dasjenige abgelegt, was Sie mir in Ihrem werthen Schreiben an ihn befohlen, der sich dann mit seiner moskowitischen Miene zum schönsten dafür bedanket, und wenn ich ihm gesaget, daß ich ihn wollte nach Quedlinburg führen, hat er sich sehr froh dazu erwiesen, insonderheit, als er vernahm, daß allda Alles geistlich wäre, maaßen er niemals mehr sich divertiret, als in geistlichen Dingen und Ceremonien, die ihm in Corvei sehr wohl angestanden, und würde er sich zu einem Patriarchen überaus wohl geschickt haben. Seine Braut mit ihrem kranken Vater und gesunden Mutter sind nach Schwalbach gegangen. Immittels muß ich den Zarewitz mit seinen Fürsten, Grafen, Cavalieren und Großen hier entreteniren, da das Beschwerlichste bei ist, daß sie die Fasten so oft halten, und in solcher Zeit weder Butter,

weder Eier, noch Milch essen, sondern Alles lassen mit Oel zurichten, so jetzo bei ihnen noch vierzehn Tage währet. Wenn die vorbei, werde ich mich mit ihm und seiner Bande einstellen, die mit ihm in sieben Personen bestehet, und komme ich mit meinem Vaterunser dazu, daß also Aurora nebst den beiden sequestrirten Heiligen, die sich um die Stiftssache renommiret gemacht, die Tafel wohl werden vollbekommen. Den 7. oder 8. Julii meine ich, diese Reise anzutreten, will es aber zuvor noch lassen wissen, ob es wird sein können.

In Ihrem angenehmen Schreiben maßen Sie mir soviel zu, das mich ganz hoffährtig sollte machen, wenn ich nicht Cephalus wäre; doch will ich mich bemühen, in der neuen Octavia zu zeigen, daß es an dem Willen nicht fehlet, solch ein Lob zu verdienen, als mir Aurora aus angeborner Leutseligkeit beilegen wollen.

Ich verbleibe Zeitlebens u. s. f.

Diese beiden Briefe des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel mögen die Nachricht einleiten von einem hohen Besuche, welchen Pröbstin Aurora im Julius 1711 von dem Sohne Peters I, Alexei Petrowitsch, von Blankenburg aus erhielt, wo jener seine schöne geistvolle Braut Charlotte Christine Sophie, die Tochter des Herzogs Ludwig Rudolph von Braunschweig, abholte, um sie der in Torgau gefeierten Vermählung und einem bejammernswerthen Schicksale entgegen zu führen.

Die Pröbstin war sehr erfreut, bei so außerordentlicher Veranlassung — Reiselust war damals bei Fürsten noch nicht so gewöhnlich, als heut zu Tage — paradiren zu können; sie überbot ihre Kräfte, den Empfang und die Bewirthung der Gäste glänzend zu machen. Die Reisenden, der Zaarensohn, die herzoglich-braunschweigsche Familie, mehrere fürstliche Personen und andere Herrschaften wurden am 11. Julius 1711 von ihr, in der Mitte der Dechantin und Kanonissin, umgeben von einem Hofstaate, welchen sämmtliche Stiftsbeamte

vergrößerten, empfangen. „Harfenisten, so wird berichtet, romantisch schön und kostbar gekleidet, mit Kränzen auf den Häuptern, spielten ihre Harfen. Ihnen folgten zwei ansehnliche Rechtskandidaten, als Marschälle mit bekränzten Stäben und führten das Frauenzimmer an, aus dessen Mitte eine als Braut geschmückte Jungfrau trat, den festlichen Glückwunsch sprechend. Er schloß mit den Worten:

Was soll man Dir für einen Namen geben,
Der lieblicher als Bräutigam?
Und weil Du schenkest Herz und Leben
Der hohen Braut aus Bruno's Stamm:
So leide, daß wir Dir den Myrtenkranz jetzt reichen,
Dem auch die Kronen selbst an Zier und Anmuth weichen. —

Dann traten andere Jungfrauen hervor und überreichten der zaarischen Hoheit einen kostbar gezierten Myrtenkranz, unter nochmaligem poetischem Glückwunsche, der besonders an die herzoglichen Brautältern gerichtet war, und mit güldenen Buchstaben gedruckt, präsentiret wurde.

Hieran reihete sich eine Schäferei, mit kurzweiligem Wettlauf nach einem Hammel, und gewöhnlichen Tänzen, worauf man sich nach Range und Stande im Lusthause und im Garten an Tafeln zur Malzeit setzte. Diese wurde unter Pauken- und Trompetenschall, mit fröhlichen Bezeugungen aus dem Geschütze und aufsteigenden Raqueten beschlossen.

Dann begaben sich die hohen Personen in ein über den Bodestrom erbautes, mit grünem Buschwerk künstlich überzogenes und möblirtes Lusthaus. Baldachin und Fenster waren mit Kränzen geschmückt, und auf dem Wasser und aus dem Garten ertönte Musik.

Am folgenden Tage wurde auf dem abteilichen großen Saale, unter gleichfalls angenehmer Musik, große Tafel gehalten, worauf nach dem Mittagsmale allerseits hohe Gäste im größten Vergnügen von einander schieden." —

So erzählt Daniel Otto Kegel in einer Festschrift: „Der geweihte Myrtenkranz" (1711, 4), mit besonderem Wohlgefallen, unter Mittheilung der Gelegenheits-Gedichte, deren keines wir der als Dichterin berühmten Königsmark beimessen

wollen, — indem er sich angelegen sein läßt, das Frauenzimmer (Töchter der Stadt), welches an jenem „wohl auf- und ausgeführten Actum" theilnahm, vor jeglicher Schmähung und Lästerung zu verwahren. Der Schutzredner führt Beispiele an aus dem alten und neuen Testamente, daß ein Jungfrauen-Aufzug mit Kränzen und Reigen, Pauken und Pfeifen nichts Aergerliches sei. Viel Gewicht legt er auf das biblische Gleichniß von den klugen Jungfrauen, „die, ihre Lampen schön geschmückt, dem Himmelreiche verglichen werden." —

Diese Vertheidigung läßt vermuthen, daß Aurorens schuldlose Festanordnung nicht ohne ärgerliche Rüge der Hoffahrt blieb, wodurch die Genugthuung, den seltenen Gast mit möglichstem Glanze bewirthet und sich, bei sehr beschränkten Hülfsmitteln, der Schule des prachtliebenden August würdig gezeigt zu haben, verkümmert wurde. —

In demselben Jahre ward die unglückselige Vermählung des Zarewitsch mit der braunschweigischen Fürstentochter den 25. October 1711 zu Torgau vollzogen, in Gegenwart des Zaars Peter, welcher sich so eben, nach den Unfällen am Pruth, durch eine Wasserkur zu Karlsbad gestärkt hatte. — Nach zweimaligem Wochenbette starb die Gemahlin des Zarewitsch den 1. November 1715, im ein und zwanzigsten Lebensjahre, vier Jahre und sechs Tage vermählt mit dem barbarischen moskowitischen Thronfolger, welcher, nachdem er als Hochverräther das Todesurtheil verschuldet, wie berichtet wird: bald begnadiget, an den Folgen schrecklicher Gemüthsbewegung den 7. Juli 1718 starb; nach Andern ward er im Gefängnisse enthauptet.

Hier theilen wir einen Beitrag zur Ehestands- und Scheidungsgeschichte des Grafen von Sachsen mit, welche zum Theile unter dem probsteilichen Obdache der Gräfin Königsmark spielt, und noch anderer Entschuldigungen bedarf, als der der Abschweifung, wozu der Titel der Denkwürdigkeiten berechtigt. —

Zuerst die gewöhnliche Erzählung *).

„Während der Winterruhe (1712 auf 1713) entschloß sich Frau von Königsmark, den Grafen von Sachsen zu verheirathen. (Er war 1696 geboren, also sechzehn Jahre alt.) Dieser, seine Zeit zwischen Waffendienst und Galanterie theilend, zeigte wenig Neigung für eine bestimmte Verbindung und sprach seine Abneigung laut aus. Doch Jugendreize, Stand und Reichthum der Gräfin von Löben, welche ihm seine Mutter erkohren, schienen seine Unbeständigkeit zu besiegen, und er wurde ganz gewonnen, als er hörte, daß seine Zukünftige Viktoria hieß, ein für einen Krieger zu schmeichelhafter Name, der ihm keinen weiteren Widerspruch gestattete. Die Verbindung wurde mit einem der Pracht des dresdner Hofes würdigen Glanze vollzogen. Man hoffte, daß diese Vermählung für beide Theile sehr glücklich sein würde; doch bald folgte dem Liebesglücke Abneigung, und die Verbindung dauerte nicht lange." —

„1718 (nach seiner Rückkehr von einem in Ungarn wider die Türken gemachten Feldzuge) fand der Graf von Sachsen seine Gemahlin am Hofe. Die bisherige Trennung schien die Abneigung zu vermehren. Sie selbst trug viel dazu bei, durch ewige Wiederholung von Vorwürfen über seine Untreue. Hierüber konnte sie sich nicht täuschen; der Graf von Sachsen war in diesem Stücke ohne Rückhalt; unfähig sich zu fixiren, liebte er beständigen Wechsel und gab täglich neue Beweise der Unbeständigkeit. Vergeblich bemühete sich der König, ihn mit seiner Gemahlin zu versöhnen; auch Frau von Königsmark, welche die Heirath gemacht hatte, schlug sich ins Mittel; diese

*) Wörtlich übersetzt aus der kurzen Biographie vor der neuesten Ausgabe der Mes Rêveries, ouvrage posthume de M. Comte de Saxe, par Pérau. Paris et Leipzig. 1757. 4., welche größtentheils ein Auszug ist aus der Histoire de Maurice Comte de Saxe, dressée sur les Mémoires de Mr. d'Alençon, son gouverneur, qui ne l'a presque jamais quitté. Edit. II. Londres 1753. 8. Das Eine, wie das Andere ein neuer Beweis, wie weit man vielen Biographen trauen darf. —

oft wiederholten Bemühungen bewirkten endlich bei ihm den Entschluß, nach Frankreich zu gehen *)." —

„Der König von Polen machte Schwierigkeiten, deren Beseitigung dem Grafen von Sachsen wenig Mühe machte. Er ward von dem Favoritminister unterstützt, welcher die Entfernung des Grafen vom dresdener Hofe dringend wünschte, und daher den König für den Antrag zu stimmen suchte. Der letzte Einwurf des Königs berücksichtigte die Gräfin von Sachsen; er stellte dem Grafen vor, wie die Gemahlin nicht gewillt sein würde, ihm ins Ausland zu folgen. Er entgegnete, daß er gar nicht beabsichtige, ihr solche Anträge zu machen; er nahm die Gelegenheit wahr, sich lebhaft über seine Abneigung auszusprechen und den König dringend zu bitten, ihm die Ergreifung der Maaßregeln, welche zu einer förmlichen Ehescheidung führten, zu verstatten. — Der König ertheilte seine Erlaubniß; und der Graf zögerte in der Ausführung seiner Pläne nicht. Schon hatte er geschickte Rechtsgelehrte von der augsburgischen Konfession, zu der er, wie seine Gemahlin, gehörte, befragt; doch nach den Gesetzen konnte die Ehescheidung nur nach dem Beweise des Ehebruches von dem einen oder vom andern Theile erfolgen. Auf der anderen Seite war der überwiesene Ehebruch ein Kapitalverbrechen, welches den Ueberführten der Todesstrafe unterwarf. Diese Schwierigkeiten setzten ihn nicht in Verlegenheit, überzeugt, daß die Strafe nicht an ihm vollzogen würde. — Es kam nur darauf an, die Einstimmung der Gräfin zu erlangen, damit die Richter die Scheidung aussprechen konnten. Er selbst unterzog sich, diese Schwierigkeiten zu beseitigen, indem er durch sein Benehmen ihr gleiche Abneigung gegen sich einflößte. In dieser Absicht besuchte er sie auf einem ihrer Landgüter, und brachte sie durch unerhörten Eigensinn und übles Betragen so wider sich auf, daß es zu den beleidigendsten Vorwürfen kam. Um diesem ein Ende zu machen, schlug der Graf die Ehescheidung vor, worauf sie einging und sich schriftlich bereit erklärte, zur schleunigen

*) Der Hauptbeweggrund, daß der G. v. Sachsen nach Paris ging, hatte mit seinen ehelichen Verhältnissen nichts zu schaffen.

Vollziehung dieser Maaßregel auf jede Weise die Hand bieten zu wollen.

Der Graf, erfreut über den Erfolg seiner Unterhandlungen, ersuchte sie baldigst nach Dresden zu kommen, um dort die Angelegenheit ins Reine zu bringen. Der Ehebruch des Grafen mit einer Kammerfrau der Gräfin, bei welchem man ihn überraschte, wurde von sechs auf die Lauer gestellten Zeugen bestätiget; so hatte die Scheidungsklage Rechtsgrund, und das Urthel des Gerichtshofes sprach die Scheidung aus, indem er zugleich mit voller Strenge den Grafen zur Todesstrafe verdammte. Doch desselben Tages wurde dieser zweite Theil des Erkenntnisses aufgehoben durch ein Begnadigungs-Rescript des Königs, seines Vaters; der Graf fand dieselbe unter seinem Tischtuche, als er sich zur Mittagstafel bei Sr. Majestät niedersetzte. — Einige Zeit nach der Scheidung heirathete die Gräfin einen sächsischen Officier (nach D'Espagnac Hist. de Maurice de Saxe, Tom 1. Pag. 49, einen Herrn von Runkel aus der Lausitz), mit welchem sie in guter Eintracht lebte. Sie ist vor einigen Jahren verstorben und hat drei Kinder hinterlassen. Auch aus erster Ehe hatte sie eines, welches aber vor der Scheidung starb. Ganz eigen war es von dem Grafen, daß, als die Dame nicht mehr seine Gemahlin war, er sie nicht mehr unleidlich fand, ja sie sogar mit Vergnügen sah. Wenn er nachher verschiedene Male Dresden besuchte, verfehlte er nie, ihr aufzuwarten und sie auf die feinste Weise zu behandeln." —

So erzählt der biographirende Abbé Perau, indem er D'Espagnac's Lebensgeschichte des Grafen von Sachsen vor sich hatte. Die Scene vor den sechs Zeugen löst den drückenden Ehestandsknoten, und könnte einen Maaßstab des Sittlichkeitsgefühles am Hofe August's geben, wenn nicht der wahre Zusammenhang der Ehescheidungsgeschichte hier gewälscht und verdrehet wäre, um der schamlosen Ausschweifung des gräflichen Ehepaars einen mildernden Schleier zu verleihen. Oft begegnet man im Leben höherer Stände Verirrungen, die der Name Galanterie beschönigt, denen das Geheimniß zur Milderung und zur Erhöhung des Reizes dient, indeß schamlose, freche Oeffentlichkeit

den Genuß stört. In dieser Hinsicht ist der dresdner Hof jener Zeit um so berüchtigter, da das Vorbild August's des Starken, wie natürlich, weiter um sich griff und jede Gränze des Anstandes vernichtete.

Hätte am Hofe August's jeder Ehebruch die Todesstrafe zur Folge gehabt, wie bald würde derselbe entvölkert worden sein. —

Nachdem der Graf von Sachsen in Pommern durch Tapferkeit sich ausgezeichnet, aber auch einen großen Theil seines selbstgeworbenen Regiments eingebüßt hatte, ging er, um solches zu ergänzen, nach Dresden und von dort nach Warschau. Kaum sechzehn Jahre alt, verwickelte er sich in Deutschland, wie in Polen, in Liebesabenteuer. So manches Aergerniß, das er im Dienste der Damen verschuldete, brachte den König auf den Gedanken, es sei rathsam, den flüchtigen Liebesritter zu verheirathen und ihn durch eine reiche Mitgift der Gemahlin gut auszustatten. Die Gräfin Königsmark, als Mutter, ging gern hierauf ein, und Moritz reichte im Herbste 1713 dem mit großen Gütern in der Lausitz und in Sachsen angesessenen Fräulein von Löben die Hand. Doch nichts von dem, was sich Vater und Mutter von der Verheirathung des Grafen verhießen, ging in Erfüllung, und die feindselige Stimmung des jungen Ehepaars stieg in dem Maaße, daß die Gräfin 1720 den Ehescheidungsprozeß wider ihren Gemahl erhob. Die das bisherige eheliche Verhältniß beschönigenden Nachrichten ermüden nicht zu wiederholen, daß der Hauptgrund der Zwietracht in der Eifersucht der Gräfin zu suchen gewesen. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß sie von ihrem Gemahle wenig hatte, da er sich bald in Polen, bald in Ungarn, dann in Frankreich, an Höfen und in Feldlagern fortwährend umhertrieb und der fernen Gattin nicht einmal die Aufmerksamkeit, welche die Mannesehre forderte, widmete. Nur, um ihr großes Vermögen für seine Verschwendungen zu benutzen, gedachte er ihrer. Den Punkt der ehelichen Treue machte beiden Gatten die geringste Besorgniß, da die gegenseitige Gleichgültigkeit durch den frühen Tod des einzigen Kindes der Ehe vermehrt wurde. Der Graf setzte der Scheidung keine Schwie-

rigkeiten entgegen, da solche seinen eigenen Wünschen entsprach; nur der durch die Beschuldigung des Ehebruchs begründete Antrag der Herausgabe des ihm von der Gattin zugebrachten Vermögens und der Zahlung eines standesmäßigen Jahrgehaltes für die Geschiedene waren ihm höchst widerwärtig. Er wußte den Reichthum zu schätzen, da er dessen Bedürfniß, um verschwenderisch leben zu können, bei beständiger Geldnoth nicht verkennen durfte und weder von Vater, noch von Mutter seinen Ansprüchen genügende Zuflüsse hatte. Jene Rückforderung des Zugebrachten gab dem Ehescheidungsprozesse eine neue Wendung: er begnügte sich nicht, die Vorwürfe der Verletzung ehelicher Treue abzuwehren, sondern dieselbe Beschuldigung seiner Frau zu machen. Indem er juridisch zu beweisen suchte, welch ein lüderliches Leben seine Gattin seit Jahren führte, hoffte er, dieselbe als an der Ehescheidung schuldig verurtheilt zu sehen, ihm ihre Illata zu lassen. Dieser Zweck ließ ihn vergessen, daß er seine Mannesehre preis gab, indem er die Ehre seiner Frau besudelte; ja, auch seiner Mutter zog er den Vorwurf zu: in ihrer probsteilichen Residenz schlechten Unfug geduldet zu haben, ohne durchgreifende Mißbilligung und rechtfertigende Abhülfe. Vielleicht beobachtete er Schonung gewisser dresdner Verhältnisse, indem er die Beweismittel der Ausschweifungen seiner Frau, nicht dort, wo sie am bekanntesten sein mußten, sondern in Quedlinburg suchte, und die Dienerschaft der Königsmark als Zeugen vernehmen ließ. Nach einem vorliegenden Protocolle vernahmen, ergangener Requisition zu Folge, die fürstlich weltlichen Gerichte zu Quedlinburg unter dem 21. Januar 1721 die namhaft gemachten Zeugen eidlich über vorgeschriebene Fragepunkte, und da sagte aus das Fräulein von Rosenackern:

„Daß es vor zwei Jahren bei der Gräfin von Königsmark zu Quedlinburg als Fräulein in Diensten gestanden, als sich die Gräfin von Sachsen dort zum Besuche aufgehalten. Als Zeugin zu der Letzteren ins Zimmer getreten, habe sie gesehen, daß die Gräfin von Sachsen mit dem Musikus Johann Rudolph Hasse bei dem Tische gestanden und einander umarmt und geküßt haben. Zeugin sei in jenen Tagen

einst Nachts spät zur Gräfin Königsmark gegangen und habe sie mit den Worten aufgeweckt: Nun sei es Zeit, den Musikus Hasse bei der Gräfin von Sachsen anzutreffen und zu beschleichen, indem sie sich selbst erboten, dieses zu verrichten. Die Gr. Königsmark aber habe es nicht erlauben wollen, sondern befohlen, in des Hasse Zimmer zu gehen, um zu sehen, ob er dort anzutreffen sei. Da er nicht vorgefunden wurde, habe sie auf Befehl ihrer gräflichen Herrschaft ein gewisses gesticktes florenes Halstuch und einen Handschuh auf den Tisch, in des Hassens Zimmer, legen müssen, zum Wahrzeichen, daß sein bisheriger heimlicher und verdächtiger Zuspruch bei der Gräfin von Sachsen nunmehr sattsam bekannt und entdeckt wäre, wonächst sie sich wieder schlafen gelegt. — Auch sei ihr befohlen, darauf Acht zu geben, wie der Kammerdiener Miehe zur Nachtzeit in das Zimmer der Gräfin von Sachsen schliche. — Zeugin habe auch wahrgenommen, daß der Major von Posadowsky bei der Gräfin in verdächtiger Konversation getroffen. — Als sich Zeugin mit der Gräfin Königsmark in Dresden aufgehalten und in der Gräfin von Sachsen Hause logiret, habe sie auch ein und das andere Verdächtige verspürt, besonders von dem Kammerjunker von Pflug. Sie habe ferner gesehen, daß der Kammerherr von Einsiedel sich einst des Nachts heimlich ins Haus geschlichen und die Treppe zur Frau Gräfin von Sachsen hinaufgegangen. — Auch habe Letztere in der Zeugin Gegenwart einst gesagt, sie habe ein gewisses Pulver, womit sie sich an ihren Feinden zu rächen gesonnen sei; besonders wolle sie solches ihrem Gemahle eingeben. Auch sei bei diesen Drohworten der Kammerjunker von Pflug einst zugegen gewesen. — Oefter habe ihr die Gräfin eröffnet, daß sie ihren Gemahl hasse und daß sie diejenigen, so es mit ihm hielten und mit ihm gut wären, nicht um sich leiden könne; sie habe auch der Zeugin aufgetragen und sie unterrichtet, ihren Gemahl beim Könige zu verläumden, und was sonst ihr Anmuthen noch mehr gewesen." —

Eine andere Zeugin im Dienste der Pröbstin, Lucia Paulini, bestätigt diese ärgerlichen Angaben und führt besonders an, wie bei Schlafenszeit der Kammerdiener Miehe

öfter aus einer Kammer neben dem Zimmer der Gräfin geschlichen sei.

Noch ausführlicher ist die Aussage des Sekretairs der Gräfin Königsmark, Endter, welcher unmittelbar unter dem Zimmer der Gräfin von Sachsen in der quedlinburger Probstei wohnte. Er versichert, daß er, nachdem die Gräfin sich Nachts zur Ruhe begeben und ihre Kammerjungfer Racheln durch das Kabinet hinausgegangen, bemerkt, wie sich jemand zur Gartentreppe hinaufgeschlichen, auf den Zehen durch die Thür geschlüpft sei u. s. f. — — —

„Von diesem allem habe er seiner gräflichen Herrschaft Nachricht gegeben und sei von derselben befehligt, fleißig Acht zu haben, und was er weiter anmerken würde, anzuzeigen. Dieses sei geschehen, wodurch er veranlaßt, mehrere Male der Jungfer Paulini zu sagen: sie solle der Frau Gräfin von Königsmark Excellenz sagen: Monsieur sei wieder bei Madame. — Zum Ueberflusse wolle Zeuge noch melden, „daß die Gräfin von Sachsen sich seit ihres Hierseins gar nicht aufgeführt, wie einer honetten Gemahlin zustünde. Man hätte ihr gar leicht anmerken können, daß sie verschwenderisch und keine gute Haushälterin wäre, indem sie bald diesen bald jenen vergeblich beschenket und mit ihnen unanständige Conversation gehalten." —

Ein anderer probsteilicher Bedienter Wagener, der beim Grafen von Sachsen und dessen Gemahlin auf dem Gute Schönbrun als Hofmeister in Diensten gestanden, berichtet des Aergerlichen viel, das außerhalb dem Stifte vorging. Er sagt aus: Er habe wahrgenommen, daß die Conduite der Gräfin von Sachsen unordentlich und gar nicht zum Besten gewesen, daß sie unter andern sich mit dreien, von derselben angenommenen Waldhornisten, Hassel, Beyer und Finger gar familiär gemacht und solche Burschen bei Tag und Nacht wohl um sich leiden können. (Die Censur des Anstandes hat hier mehrere obscöne Angaben vernichtet.) Zeuge sei nach seinem Gewissen bewogen worden, einst des Sonntags früh um 9 Uhr, wo die Gräfin noch im Bette gelegen, zu ihr ins Zimmer zu treten, sie mit ernsten Ermahnungen anzureden und mit Thränen zu bitten, sie möchte doch ihren bisherigen ärgerlichen und

unverantwortlichen Umgang mit den drei Burschen ändern, welche bisherige Conduite dem Herrn Grafen sehr schimpflich fiele, da er sonst seinen Dienst quittiren und es dem Herrn Grafen berichten müsse. Die Gräfin habe darauf Zeugen gebeten, er möge solches nicht thun, sie wolle ihre Conduite ändern. Auch habe er nicht ehe nachgelassen, bis die Gräfin zugegeben, daß er den einen Burschen abgeschafft. — Sie habe die Bursche zum öftern sehr beschenkt und mit den dazu nöthigen Geldern der Haushaltung vorgegriffen, da solches viel gekostet. Die Gräfin habe die Mademoiselle Zehmin an Zeugen geschickt und ihn bitten lassen, er möge doch ihrem Gemahle nichts davon melden. Die Zehmin habe ihm, Zeugen, gesagt: es wäre, als wenn die Frau Gräfin solche Dinge gar nicht lassen könnte. — Dieses Alles sei noch Mehreren, wovon Einige namhaft gemacht werden, bewußt. —

Ueberraschendes konnte dem Grafen aus diesen eidlich erhärteten Aussagen nicht kund werden. Schon kurz nach der Hochzeit, also vor sechs Jahren, war er durch anonyme Briefe benachrichtigt, daß seine Gemahlin bösen Lüsten verfallen sei. Sie ließ es nicht an Beweisen der Untreue fehlen; ihm scheint nur daran gelegen zu haben, seinen Ausschweifungen ungestört nachgehen zu können. Es wird sogar erzählt, daß während der Ehezeit sich die Gräfin einst mit einem Bedienten davon gemacht, mit ihm geraume Zeit unter angenommenem Namen gelebt habe. Wie ärgerlich auch die Mittheilungen sind, so wird hier und dort erwähnt, daß man andere Umstände „billig aus Schaam mit Stillschweigen übergehe.“ —

Alles dieses wird aktenmäßig gemacht, um bei der unbezweifelt begründeten Scheidung zu bewirken, daß die Gräfin für schuldig gehalten und verurtheilt werde, das eingebrachte Vermögen dem Eheherrn zu lassen und mit dem zufrieden zu sein, was er ihr zur Subsistenz zusichern wolle.

Die gegenseitigen Beschuldigungen der Gräfin und ihre Vertheidigung mußten bedeutend gewesen sein; denn, als die Ehescheidung erfolgt war, meldet der Anwald des Grafen der Königsmark, Sulze, unter dem 28. März 1721: „Nunmehro ist die Ehescheidung auch vorbei. Der ganze Actus hat nicht

eine Viertelstunde gewährt. Das Urthel lautet freilich vor die Frau Gräfin gut. — Es hat es fast kein Mensch erfahren, als nunmehro, da es nicht mehr verhehlet wird. Es geschah in des Präsidenten Leipzigers Hause und war dabei der Oberhofprediger, der Superintendent und Oberkonsistorialrath Beyer. Jetzt sind seine Excellenz (der Graf von Sachsen) begriffen, die Creditores zu befriedigen. — Die Kammer muß dem Herrn Grafen Gewähr thun und Sr. Excellenz der Kammer, sonst kommen einige unschuldige Creditores dabei zu kurz. Die Reise ist auch in etlichen Tagen angesetzt; es ist aber aller Orten noch keine Richtigkeit getroffen; ich weiß nicht, wie es ablaufen wird. Die Frau Gräfin (von Sachsen) verlangt Dero Portrait von Eure Excellenz wieder zurück." —

Auch hier wird darauf hingedeutet, daß der Andrang der Schuldner dem Grafen von Sachsen beim Schlusse des Scheidungsprozesses beschwerlich fiel. — Er verheirathete sich nicht wieder, nach seiner Versicherung, deshalb, weil er wenige Frauen kennen gelernt, die er zu Gattinnen und wenige Jugend, welche er zu Kindern zu haben, sich wünsche. — Seine Geschiedene war weniger bedenklich; es fand sich bald ein Nachfolger, welcher in die Rolle des Grafen eintrat. Familienzerrüttungen vorstehender Art mögen am königlich polnisch-sächsischen Hoflager häufig gewesen sein. Die Gräfin Königsmark ist nicht frei zu sprechen, daß sie, indem die Schwiegertochter unter ihren Augen den Lüsten fröhnte, die Spannung, in welcher sie ohnehin zum sittlichen Leben stand, vergrößerte und die Pfeile der Feinde schärfte. Die hieraus erwachsenden Folgen übersah sie leichtsinnig. In den Verhältnissen zum Leben konnte sie nicht gewinnen durch die Duldung, welche sie gegen sich und Andere zum Uebermaaß übte. Wenn ihre Umgebung es häufig weit schlimmer trieb, als sie selbst, so ist dieses kaum zu verwundern. Sie gefiel sich beständig in den seltsamsten Verwickelungen und durfte kaum daran denken, ihren Ruf zu beachten. So ging es in Quedlinburg, mehr noch in Dresden und Leipzig, oder an anderen Orten, wo sie sich aufhielt. Bei einem ihrer letzten Besuche in Hamburg meldet ein Kammermädchen, Anna Katharina Schwarz, ihrer ehema-

ligen Herrschaft, einem Fräulein von Deken: „Was nun unsern Zustand anbetrifft, so kann ich das in aller Ewigkeit nicht beschreiben. Die Haare auf dem Kopfe stehen mir zu Berge. Sie hat ganz wollen zum Teufel fahren mit Leib und Seele. Hilf, ewiger Gott! was ist hier für ein Zustand gewesen! Sie hat nicht Einen Thaler Geld können kriegen, und Rudolph (ein Bedienter) ist nach Leipzig und soll sagen, daß sie wieder nach Dresden gehe. — Den ersten Pfingsttag hat die Geheimeräthin von Buchwald uns zwei tausend Thaler ins Haus geschicket. Den andern Tag ist der Graf Kallenbach hier gekommen. Nun denken Sie sich hier dieses Leben an. Es ist mir lieb, daß die Höffern dieses Leben mit ansieht. Das Geld wird weggehen, und wir werden nicht aus Hamburg kommen." u. s. w.

Es ist ein erfreulicher Lobspruch für schöne Frauen, wenn Liebe zum Musendienste sie durchs Leben führt. In dieser Beziehung tritt aus den Tagen der Vorzeit Aurora in anmuthiger Heiterkeit uns entgegen. Von ihr wird berichtet, daß sie der Dichtkunst, der Malerei, der Musik und dem Gesange Blüthenkränze abzugewinnen wußte, deren Schönheit sie entschädigen konnten, wenn andere Bestrebungen keine ihren Wünschen entsprechende Frucht brachten.

Ihre Leistungen in der Malerei sind gegenwärtig nicht mehr nachzuweisen. Wenn einer ihrer Biographen *) erzählt: „Auch die zeichnenden Künste erhöhten und vervielfältigten ihre Talente. Auch hierin erhob sie sich zu dem Vortrefflichen, wie mehrere Denkmäler noch bezeugen, die sie überlebt haben" — wenn hier ferner gesagt wird: „Unter andern fand sich unter dem Nachlasse der Herzogin von Schleswig-Holstein, Aebtissin von Quedlinburg, ein Gemälde von der Hand der Gräfin von Königsmark, was sie selbst und ihre Schwester Löwenhaupt, im Griechischen Kostume, in Oel gemalt, darstellt und von Kennern geschätzt wird" — so ist es sehr wahrscheinlich,

*) J. D. Voß, in dem schon oben als unzuverlässig bezeichneten Aufsatze im Biographen, Band 2. Stück 2.

daß der Verfasser hier unverbürgten Gerüchten folgte. Das bezeichnete Gemälde ist vielleicht noch nachzuweisen. Es hat durch ungeschickte Hand beim neuerlichen Reinigen sehr verloren; läßt aber noch genugsam erkennen, daß Gräfin Aurora es wohl schwerlich gemalt habe. Ihr eigenes Bildniß zeigt eine weit geschicktere Pinselführung, als das der Schwester. —

Ueberall steht einer, bis in die Zeiten ihres Aufenthaltes in Quedlinburg hinaufreichenden Beschäftigung der Gräfin mit der Malerei mancher Zweifel entgegen, wovon der keiner der Geringsten ist, daß sich bei der Inventur ihres Nachlasses, die mit Genauigkeit die größten Kleinigkeiten registrirt, auch nicht Ein Gegenstand aufgeführt ist, welcher zur Malergeräthschaft gehört. Dagegen werden über funfzig Gemälde aufgeführt, welche der braunschweig=blankenburgische Hofmaler Johann Conrad Eichler, unter dem 10. Mai 1729, in der Stiftsprobstei zu Quedlinburg taxirte. Es müssen sich unter denselben werthvolle Stücke vorgefunden haben: Nr. 9., ein Bildniß des Königs von Schweden Karls XI wird zu 275 Thlr., Nr. 42, das des Vaters der Verstorbenen zu 80 Thlr. und Nr. 47, ein Gemälde, Glauben, Liebe und Hoffnung darstellend, zu 100 Thlr. taxiret. — Wohin diese Gemälde gekommen sind, ist unbekannt; acht Stücke derselben, Familienbildnisse, sollten als Legate für die Gräfin Löwenhaupt zurückgesetzt werden. Die übrigen sind wahrscheinlich, auf Veranlassung der andringenden Gläubiger versteigert. — Von einer von Auroren selbst verfertigten Malerei ist hier, wie überall, keine Spur.

Auch ist zu beklagen, daß das Bildniß der Gräfin, nur als Gemälde, nicht als Kupferstich sich erhalten hat; jenes in den Schlössern des sächsischen Königshauses und zu Blankenburg, wo sie bald als Diana, bald in anderem Kostume ein liebreizendes Bild darbietet! Ein Kupferstich von ihr im Theatro Europaeo verdient nicht genannt zu werden; nach anderen Werken des Grabstiches, von welchen man hier Andeutungen findet, ist vergeblich geforscht. — Bilderchen neuer Zeit gehören nicht hierher. —

Man kann annehmen, daß Aurora die Tonkunst fleißig übte. Einstimmig wird versichert, daß sie vortrefflich sang, die Laute und Gambe mit bewunderungswürdiger Fertigkeit

spielte und für diese Instrumente manche Weisen setzte. — In ihrer Gesellschaft und Umgebung werden Musiker und Virtuosen namhaft gemacht, unter denen der kräftige Johann Mattheson die erste Stelle einnimmt. Schon in seinem zwei und zwanzigsten Jahre, als sich seine Celebrität noch größtentheils auf Hamburg, seine Leistungen auf Operngesang und Orgelspiel beschränkten, wurde er mit der Gräfin bekannt, wie er berichtet:

„Nicht nur die vornehme und liebreiche Gesellschaft einer gewissen adlichen Dame, sondern die Ehre mit der Gräfin Aurora von Königsmark zum ersten Male bekannt zu werden, genoß er den 5. October und den ersten December 1703. Die Letztere war eine ungemeine und weitberühmte Beförderin schöner Wissenschaften, von welcher er nachher sehr viel Polirtes erlernet und hohe Gnade empfangen hat." —

Schon im August des folgenden Jahres besuchte Mattheson die schöne Gräfin in Quedlinburg, von wo er im September nach Meklenburg ging: „um sich sowohl eines, als andern Ortes, mit der Musik, in Kirchen und Klangsälen, hervorzuthun, als auch mit der Jagd und dem edlen Landleben zu belustigen." — Diese Besuche wurden wiederholt. So ging Mattheson 1705 von Quedlinburg nach Wolfenbüttel zum kunstliebenden, mit Auroren gleichfalls genau befreundeten Herzoge Anton Ulrich, zur Aufführung mehrerer Opern, während der Laurentiimesse zu Braunschweig. Er erzählt weiter: „Während der Messe komponirte der niemals müßige Mattheson ein französisches Operettchen, welches auf Befehl des Königsmarkschen Hauses, nach seiner Wiederkunft von Braunschweig, auf dero Gütern Nemt und Berdöhl im Holsteinschen bei Plön belegen, köstlich aufgeführt und in allen Studien von ihm angeordnet wurde. Die Gräfin Löwenhaupt, auch eine Königsmarkin von Geburt, und Schwester der Aurora, hatte die edle Poesie selbst dazu verfertiget, unter dem Namen: Le Retour du Siècle d'or, d. i. die Wiederkehr der güldenen Zeit; und die Belohnung war sehr namhaft: der vielen ausnehmenden Ergötzlichkeiten zu geschweigen." —

Der schönen Damen Gunst konnte einem Manne, wie

Mattheson, der sich im Bewußtsein persönlichen Werthes den höchsten Ständen ebenbürtig dünkte, und sich recht vornehm zu produciren wußte, nicht fehlen. Wie er ohngefähr auftrat, lassen seine Worte leicht errathen: „Ein paar Pferde aus dem Stalle; schöne Kleider, die sich zum gräflichen Stande, dazu Andere zweimal vergebliche Hoffnung machten, nicht übel schickten; die Kramerkompagnie und der Rathskeller forderten ihre Pflicht einhelliglich. Ja, und bei dem allen war kein Uebermaaß; nichts was man Debauches nennt, wohl aber eine löbliche Ehrbegierde. Soviel ist gewiß, daß von zwo verschiedenen Personen zu verschiedenen Zeiten, die eine ihm gern den reichsfreiherrlichen, die andere aber gar den gräflichen Titel, auf italienischem Fuße erkauft hätte, wenn nur die Güter und Einkünfte mit dabei auf dem Papiere und Pergamente gestanden hätten. Im Entwurfe des Patents zur letzteren Standeserhöhung nannte man ihn: Don Giovanni, Conte di Castamano. (Oh! che proposito vano.) —" *)

Mattheson empfahl sich der schönen Aurora nicht allein als gebildeter Weltmann und vorzüglicher Gesellschafter, als berühmter Künstler und Schriftsteller; die diplomatische Laufbahn, welche er als Legationssekretair der königlich großbritannischen Gesandtschaft am niedersächsischen Kreise, mit glücklichem Erfolge betrat, machte seine Anwesenheit in Quedlinburg, bei den vielen Irrungen der dortigen Stiftsangelegenheiten, für die vielfach angefochtene Stiftspröbstin sehr bedeutsam.

---

*) Diese Mittheilungen sind aus der Skizze einer Selbstbiographie, welche Mattheson niedergelegt hat in der Grundlage einer Ehrenpforte, woran der tüchtigsten Kapellmeister Leben, Wirken und Verdienste erscheinen sollen u. s. f. Hamburg. 1740. 4. — Ein gar unterhaltendes, aber seltenes Buch, wonach der Verf. d. Denkw. in einem Dutzend öffentlicher Bibliotheken vergeblich fragte, bis er es durch die Bemühungen Herrn Hautmanns in Hannover aus einer Privatbibliothek erhielt.

Was ihr Talent für Dichtkunst betrifft, so hat dasselbe, auf jene oben angeführte Autorität Voltaire's hin, viele Lobpreiser gefunden. Näher betrachtet, gilt der Voltaire'sche Lobspruch mehr ihrer Sprachkunde, als ihrer Dichterweihe. Er sagt nämlich: „Sie hatte das ausgezeichnete Talent, Sprachen verschiedener Länder, in denen sie gelebt hatte, mit der Feinheit der Eingeborenen zu reden. Sie schrieb zu ihrem Vergnügen zuweilen französische Gedichte, die man für die Arbeit einer geborenen Versaillerin halten sollte." —

Aus gedruckten Schriften sind uns nur zwei Gedichte, ein französisches und ein deutsches, bekannt, welche ihr zugeschrieben werden. Ersteres ist das an den König von Schweden, Karl XII, gerichtete, aus welchem Voltaire drei Zeilen mittheilt:

A la table des Dieux Mercure louoit fort
Le jeune Monarque du Nord.
En parlant des Héros, qui regnent sur la terre,
Mars surtout vantoit les Lauriers
Qu'il a remportés à la guerre.
Mais Jupiter fut des premiers
A faire remarquer sa bonté, sa clemence,
Sa piété, sa tempérance,
Si rare parmi les Guerriers,
Minerve applaudissoit sans cesse
A sa prudence et sagesse.
Ce Roi là, dit Momus, ne sera pas un sot.
Enfin chacun des Dieux, discourant à sa Gloire
Le plaçoit par avance au temple de mémoire.
Mais Venus, ni Bacchus n'en dirent pas un Mot.

(Zu Deutsch lautet dieses Gedichtchen, welches ächt Französisch gedacht ist, etwa folgender Gestalt:

Als einst Merkur beim Göttermal'
Des Nordens jungen Königs gedachte,
Rühmt Mars die Kränze sonder Zahl,
Die Ihm der Sieg der Schlachten brachte.
Zeus pries Seine Milde und Heldenruh',
Und, was so selten beim Kriegerleben,
Auch Frömmigkeit und keusches Streben.
Minerva nickte Beifall zu,

Um Seine Weisheit zu erheben.
Selbst Momus sah Klugheit in allen Zügen —
Kurz, alle Götter, Seines Ruhmes erfreut,
Verhießen Ihm Unsterblichkeit —
Nur Venus und Bacchus schwiegen. —)

Das deutsche Gedicht der Gräfin Königsmark ist verzeichnet in Paullini's hoch- und wohlgelahrtem deutschen Frauenzimmer. Frankfurt und Leipzig. 1722. 8, wo Seite 88, von ihr gesagt wird:

„Sie ist in der Poesie sehr wohlerfahren und in den Sprachen vortrefflich; denn sie redet ihr Französisch und Italienisch, verstehet einen lateinischen Autorem, sogar, daß sie auch die lateinischen Poeten lieset und komponirt einen guten Vers. Dieses hat sie auf die Melodie einer englischen Bouree dem Grafen Dünewald auf Jabor gemacht:

Die Lieb' entzündt die Herzen,
Durch der Augen Kerzen,
Im Anfang ist es scherzen,
Bald erfolgt die Pein,
Will die Glut verdammen;
Es seyend des Himmels-Flammen,
Sie bindet nur das Herz allein.
Wer kann ihr Meister sein?
Sie zwingt den Muth,
Sie dringt ins Blut,
Verfolgt mit Feuer und Glut;
Sie ist uns angeboren.
Wer kennt den Stand
Und flieht das Band,
Der hat die Müh' verloren,
Der mehret seinen Brand. —

Es mag dahin gestellt sein, wie viel verloren wäre, wenn das hoch- und wohlgelahrte deutsche Frauenzimmer dieses poetische Blümlein nicht auf die Nachwelt gebracht hätte. Für die Aechtheit desselben redet es übrigens, daß der Verfasser jener Schrift in derselben sich als sorgfältiger Sammler zeigt und, ein Zeitgenosse der Gräfin, mit Quedlinburg in Bekannt-

schaft stand. Doch auch nicht allen Nachrichten ist unbedingt Glauben zu schenken, welche von dorther in Betreff der Königsmark verbreitet sind.

Der gelehrte Rector des quedlinburgischen Gymnasiums Tobias Eckhard, führt in einem von ihm 1723 herausgegebenen Verzeichnisse der in Quedlinburg in verschiedenen Bibliotheken, besonders der des abteilichen Schlosses befindlichen Handschriften, eine Gedichtsammlung, des Titels: Nordischer Weihrauch, auf, mit dem Bemerken, daß darin mehrere geistliche Gedichte der Gräfin Königsmark enthalten wären. (Carmina sacra a Com. M. Aurora Königsmark confecta. 4.) Hiermit hatte es seine Richtigkeit, da diese Nachricht bei Lebzeiten der Königsmark, und gewisser Maaßen unter ihren Augen niedergeschrieben ist. Es ist dieses von Neigung zu geistlichen Betrachtungen fast der einzige Fingerzeig, auf welchen man in Aurora's Leben stößt, und um so mehr ein Gegenstand biographischer Neugier; doch vergeblich sind alle Nachfragen zum Wiederauffinden des nordischen Weihrauches geblieben.

Nach denselben Wahrscheinlichkeitsgründen, nach welchen die oben mitgetheilte, deutsch versificirte Grabschrift auf die Mutter Aurorens, der Tochter, als Verfasserin beigelegt ist, sind ihr mehrere in den Nachlaßpapieren vorgefundene Gedichte zuzuschreiben. Gedichtentwürfe von ihrer eigenen Hand geschrieben, corrigirt, abgeändert und verbessert, sind wohl für ihr geistiges Eigenthum zu halten. Dahin gehört folgende

„Cantate.

Als Cinthia ihr schönstes Licht
Ließ hoch am Himmelsbogen scheinen,
Da schlief bei stiller Nacht
Die Welt ganz sorgenlos,
Indem sie Wache hielte.
Kein Zephirus hier spielte.
Die Nachtigall war auch noch nicht erwacht;
Die Liebe suchte sich mit Morpheus zu vereinen,
Und Coridon schlief in der Liebsten Schoos.

Nur Ardelis, aus ungestümen Triebe,
Vermeidete die Ruh

Und fügte sich dem dunkeln Walde zu.
Die Feindin ihrer Liebe
Gedachte nicht
An kühle Schatten,
An frisches Laub,
An bunter Blumen Matten,
An wilder Thiere Raub.

Ein wildes Thier kann man die Rache nennen,
Dies wüthete durch Herz und Brust.
Bei solcher Fackel Brennen
Fand Ardelis blos ihre Lust.
Die Liebe zu ersticken,
Sang sie dies Lied, die Rache zu erquicken:

Es ist genung;
Dein wiederholt Verbrechen
Hat meine Seel' in Zorn und Wuth gesetzt.
Die Liebe wird hinfort nicht für Dich sprechen,
Die Treue ward von Dir zu sehr verletzt.
Vom Himmel stürzt ein Ikarus auf Erden;
Ein solcher Sprung
Wird auch der Lohn von Deiner Thorheit werden:

Es ist genung.
Ich will Dich sehn,
In Deinen neuen Flammen,
Die mir zu Schmach entzündt Dein frecher Muth,
Nach kurzer Zeit Dein eignes Herz verdammen,
Aus Ueberdruß verzehren Mark und Blut.
Ich lasse Dich alsdann ohn' einz'ges Hoffen
In Leid vergehen.
Zu meiner Lust, von Noth und Tod betroffen,
Will ich Dich sehn!

Ormino! Dein undankbares Gemüthe
Acht't weder Wohlthat, weder Güte;
Drum fahre fort,
Vollführe Deine Tücke:
Brich tausendmal Dein Wort;
Dich Unhold! ruf' ich nicht zurücke.

Wie sich das pure Gold
Macht von den Schlacken rein,

Also, Du Falscher, sollt
Von mir getrennet sein.

Wie sich die Jahreszeit
Mit Blitz und Donner scheidet,
Also nach hartem Streit
Mein Herz Dich ewig meidet.

Kaum war dies Lied gesungen,
So ward auch Cinthia
Von dunkler Nacht verdrungen.
Es blieben nichts als Nach-Gespenster da,
Als Larven, Furien, um ihr Ziel zu erreichen.
Die aus der Erde Riß
Umgaben Ardelis —
O schwerer Sieg! die Liebe mußte weichen.

Als Gegenstück zu jenem Gedichtchen an den König von Schweden Karl XII hier eines an den König August von Polen, dem als Geliebten freilich Aurora wahrscheinlich früher süßere Lieder sang, als dieses Lob der Werbescenen:

Un roi d'une auguste origine
Se fond un empire nouveau;
Il choisit, assemble, imagine
Ce que le monde a de plus beau.
Des climats lointains il appelle
Des objets, qui frappent les yeux,
Hommes enfin sur le modèle,
Dont étoient nos premiers ayeux
Egaux de tailles et d'allures,
Hauts de sept pieds, vaillans et forts,
Habits courts, longues chevelures,
Beaux, adroits et bienfaits de corps;
Troupes, sous ses loix engagées,
Il en fait des éclairs volans.
Qui les voit, croit voir des rangées
D' Alerics, de Coriolans.
De tant de forces reunies

Voulez vous savoir le pourquoi?
Jamais pareil corps de génies
Fut au pouvoir d'un autre Roi! —

Derselbe Bogen Papier, auf welchem die Königsmark dieses Gedicht schrieb, diente ihr auf den andern Seiten, mancherlei Kurzweil mit dem Orakel der Punktirkunst zu treiben, welches freilich nur Eingeweihten verständlich ist. Die bei der Operation im Sinne gehabten Fragen, sind aufgezeichnet; z. B.

„Wie es um Ihn stehet?
Wie es Ihm jetzt gehet? —"

oder:

„Wie viel Deiner Feinde sind, müssen sie doch weichen!" —

Auch in französischer Prosa mag Aurora hier einmal das Wort nehmen, nachdem so Manches hierin Geschriebenes in den vorgehenden Abschnitten in der Uebersetzung mitgetheilt ist. Folgender kleine Aufsatz läßt, wie wenige andere schriftliche Arbeiten der Gräfin, den heitern, naiven Muthwillen, durch welchen sie so unendlich reizend und bezaubernd war, recht anmuthig durchschauen.

Au commencement del monde le bon Dieu avoir creé le ciel et la terre, le soleil pour nous eclairer le jour, et la lune pour nous eclairer la nuit; Avoir fait des petits oiseaux qui volter dans l'air, et des petits poissons qui nagent dans l'eau. —

Avoir fait cahi chaha, cracha, voila Monsieur Adam, qui etre fort triste et fort melancolique etre tout seul, le bon Dieu avoir fait de son cote Madame Eve; Monsieur Adam trouver Madame Eve fort lustig et fort agreable, lui dit bon jour Madame Eve et avoir fait une petite connoissence contre Madame Eve, voila Monsieur Enoch: avoir fait une autre connaissence, voila Monsieur Abel, et d'un autre encore un autre, et d'un autre encore un autre jusqu'a Monsieur Abrahi. Abrahi étre sur le mont Tabor pour faire un petite ecrivisse a son Fils

Sicsac, un petit Ange courre comm un Diable et crie Abrahi, Abrahi! le bon Dieu se contente de ton bon volonté, va l'en boire à mon santé. —

Kaum braucht erinnert zu werden, daß dieses muthwillige Blättchen genau, ohne irgend eine Abänderung abgeschrieben ist. Die Bemerkung sei noch verstattet, daß dasselbe an Horatio Walpole's Erzählungen ohne Pointe, erinnert, ohne, gleich dem Briten, durch hervorschimmernde politische Satyre, den leichten Frohsinn zu beschränken. —

Zweifelhafter ist es, ob die Königsmark auch in nordischer Sprache Dichterin war. Gewiß stand ihr letztere mehr fern, als die französische und deutsche. In letzteren beiden Sprachen haben wir weitläufige, in prozessualischen Angelegenheiten von ihr eigenhändig entworfene Ausarbeitungen vor uns; als sie aber den schwedischen Behörden eine Bittschrift einreichen sollte, schreibt ihr die Gräfin von Löwenhaupt, am 3. October 1706: „Ihr müßt Euch aber eines klugen Menschen bedienen, der die Suppliken in schwedischer Sprache wohl aufsetzen kann.“ —

Gottsched, in dem von ihm herausgegebenen Handlexikon (Leipzig 1760) erzählt, die K. habe außer andern Gedichten, Lustspiele in französischen Versen und ein deutsches Trauerspiel: Die drei Töchter des Cekrops, geschrieben.

Aus früherer Zeit hat sich noch folgendes Gedicht aufgefunden, deren Verfasserin Aurora war:

An den Kurfürsten August.

(Im Karneval 1697, als derselbe Alexander den Großen vorstellte und auf seinem Schilde die Devise hatte: Sans maitre et sans rival.)

Aléxandre n'eut point de maître,
Et ne souffrit point de rival.
Comme lui le ciel vous fait naître
Pour vaincre et n'avoir d'égal.
Ta foudre moins forte et moins promte
Que votre bras terrasse et domte
Jeune et rédoutable vainqueur.
Ajoutons pour palmes nouvelles
Jamais contre un héros des belles
Ne scûrent moins garder le coeur.

Neunter Abschnitt.

Inhalt.

Die Gräfin Königsmark und der König August. — Die Perlen. — Der Graf von Sachsen und Kurland. — Fräulein Le Couvreur. — Briefe des Grafen von Sachsen und anderer Korrespondenten. — Sorge, Alter und Krankheit. — Der Tod der Gräfin Königsmark. — Ueber ihren Nachlaß.

Nachdem auch der verworrene Knoten der quedlinburger Stiftsangelegenheiten von Ihr weder geschürzt, noch gelöst werden konnte, da sie nach dem Regierungsantritte der Herzogin Maria Elisabeth von Holstein-Gottorp nur eine untergeordnete Rolle spielte, war die Stellung der Gräfin Königsmark nicht erfreulicher Art. Das Gefühl, alt zu werden, in den Ansprüchen an das Leben sich getäuscht zu sehen, ist am herbesten für Frauen, welche Geist und Schönheit über alle Beschränkungen ihres Geschlechts emporhob. Die Reihen alter Verehrer und Freunde werden lichter, und die neue Generation, welche sich hervordrängt will nichts wissen von Bevorrechtungen, die sich von sinkenden oder versunkenen Reizen herschreiben. Vorsichtiges Zurücktreten ist selten das Verdienst gefeierter Weltdamen; noch seltener beglückt sie die Fähigkeit, durch

Wissenschaften und Künste der höheren Lebensepoche einen neuen Frühling abzugewinnen. Hatte Aurora der Musen Huld früher nur zur Ausschmückung des höfischen Glanzes benutzt, so rächten sie sich, indem sie, als jener sich verdunkelte, spröde zurücktraten.

Wir vermissen in den Nachrichten aus dieser späteren Lebenszeit alle Fingerzeige, daß sie die zahlreichen Mußestunden zu Quedlinburg sich hätte zu erheitern verstanden durch Beschäftigung mit Malerei, Dicht- und Tonkunst. Nur im schmerzlichen Gefühle griff sie jetzt vielleicht, um geistliche Lieder zu begleiten, in die Saiten der Gambe, in welche sie sonst, von aller Welt bewundert, bezaubernde Liebesweisen gesungen hatte.

Die Gewohnheit umherzureisen und eine Rolle an den Hoflagern zu spielen, kam ihr jetzt theurer zu stehen; theils wegen Verringerung der Geldmittel, theils wegen körperlicher Hinfälligkeiten, theils wegen dort eingetretener veränderter Stimmung. Letzteres war nirgend mehr der Fall, als zu Dresden, wo sie den begünstigten Höflingen lästig fiel und in dem Könige August höchstens einen kalten Bekannten traf. Sie wurde dort immer fremder. Zwar war sie einiger Auszeichnung gewiß, als Mutter des Lieblingssohnes des Königs; doch auch dieser Rückhalt verlor an Bedeutsamkeit; der Vater glaubte oft Ursach zu haben, mit dem Sohne unzufrieden zu sein und ein Theil des hieraus erwachsenden Mißvergnügens fiel auf die Mutter, welche mit dem Sohne darin vollkommen übereinstimmte, daß sie in Dresden mehr um Geld bat, als der König disponibel hatte, oder die Minister zu geben gewillt waren. Auch waren der Maitressen und unehelichen Kinder des Königs viele. Hier gemachte Schenkungen und Gnadenverleihungen galten dort als Vorenthaltung, Entziehung und Verschwendung des anderweitig in Anspruch Genommenen. Der verschwenderischste Fürst mußte karg erscheinen, besonders da seine unehelichen Kinder mehr Aufwand machten, als vollbürtige Fürstensöhne anderer Regentenhäuser. —

Der Graf von Sachsen*), wild, verschwenderisch, hoffährtig, mit großen Planen schwanger, gerieth zum Könige in gespannte Verhältnisse und räumte den Feinden am dresdener Hoflager das Feld, indem er nach Paris ging und, schon berühmt, als unerschrockener Krieger, vom Herzoge von Orleans, dem Regenten Frankreichs, ehrenvoll aufgenommen wurde. —

Die Gräfin Königsmark sah sich vom Könige mit kaltem Anstande behandelt und, wo es auf Vergünstigungen ankam, oft zurückgewiesen. Ihre Zuschriften wurden, ohne eine Spur traulicher Erwiederung, beantwortet. Beim Eintritte ins Jahr 1719 lautet die Entgegnung ihres Glückwunsches:

„Ihren Glückwunsch zum Neujahre habe ich richtig erhalten. Ich danke Ihnen für die mir gemachten Glücksverheißungen, indem ich auch Ihnen jede Art der Wohlfahrt wünsche und Gott bitte, daß er Sie, Frau Gräfin von Königsmark, in seinen heiligen Schutz nehme. Warschau, den 11. Januar 1719.

August, König.

Gleich formell und kalt beantwortete der König eine Bittschrift, worin sie bat um die durch den Tod des Kardinals, Herzogs von Sachsen-Zeitz, erledigte Ordenskommende für den Grafen von Sachsen; es heißt hier: „es sind schon seit mehreren Jahren über die Besetzung dieser Kommende mit andern Personen Unterhandlungen angeknüpft." —

Am filzigsten erscheint der großmüthig bis zur Verschwendung gepriesene König bei der Bitte der Gräfin, daß er drei schöne Perlen, welche sie einst von ihm zum Geschenke erhalten und in der Noth zu Dresden bei einem Juwelier Döring versetzt hatte, für sie wieder einlösen möchte. Das Gesuch wurde bei dem Aufenthalte August's in Warschau 1725 durch den Feldmarschall Grafen von Flemming betrieben; der König versprach, das Pfand einzulösen; es erfolgte aber keine Zahlung. Indeß hatten Gläubiger der Königsmark zu Dresden hiervon

*) Die reichsgräfliche Würde erhielt er von seinem Vater, als dieser, nach dem Tode Kaiser Joseph's I. das Reichs-Vicariat bekleidete.

Nachricht erhalten, und für den Fall der Einlösung einen Arrestschlag auf die Perlen bewirkt. Die Königsmark bot Alles auf, die hieraus entstehenden Weiterungen aus dem Wege zu räumen; sie versicherte, daß sie den geringsten ihrer Kreditoren nicht würde unbezahlt lassen, sie bat, daß die Döring'schen Erben diese Gelegenheit zur Pfandeinlösung nicht versäumen möchten, sie stellte vor, daß Alles in der Stille und Eile abzumachen sei, damit Se. Majestät nicht ungnädig und verdrüßlich, ja wohl gar anderes Sinnes werde, — doch halfen diese Ermahnungen nichts. Diese Sache, welche der Gräfin gar sehr am Herzen zu liegen schien, wurde nicht abgemacht. Unter dem 30sten Januar 1727 schrieb ihr Flemming von Bialistock: „Ihre Excellenz dürfen sich versichert halten, daß ich bei günstiger Gelegenheit die Perlen-Angelegenheit nicht vergessen werde. Ich beklage den Ihnen dabei veranlaßten Verdruß um so mehr, da die Sache würde eine bessere Wendung genommen haben, wenn man sie weniger beeilt hätte." —

Noch in dem Kodizille zu ihrem letzten Willen, fünf Tage vor ihrem Tode, kam sie darauf zurück, mit den Worten: „So besinnen wir uns auch, drei große Perlen in Dresden bei den Döringschen Erben annoch vor ein gewisses Anlehn stehen zu haben, und wollen hoffen, daß Ihre Königliche Majestät in Polen, als unser allergnädigster Herr, annoch diese und letzte Gnade uns erzeigen, und diese Perlen mit der darauf stehenden Schuldpost befreien und selbiges Pfand unserm denominirten General-Erben freistellen und verabfolgen lassen werden." —

Mit feiner Galanterie beantwortet dagegen bittende Empfehlungen der Gräfin Königsmark ein Fürst, der sonst nicht den Ruhm höflicher Artigkeit auf die Nachwelt vererbt hat. Fürst Leopold von Anhalt-Dessau schreibt ihr:

„Immer wird es mir zur großen Freude gereichen, wenn mir die Ehre zu Theil wird, Ihnen wesentliche Beweise des lebhaftesten Diensteifers geben zu können. Derjenige, den Sie mir zu empfehlen beliebten, hat sich in seinen Erwartungen, indem er das Geheimniß fand, sich an Sie zu wenden, nicht getäuscht. Ich versichere Sie demnach, Madame! daß ich zu

viele Verehrung für Sie und für Alles, woran Sie theilnehmen, habe, als daß ich demselben nicht bei irgend sich darbietender Gelegenheit jede nur mögliche Aufmerksamkeit schenken sollte. So sein Sie überzeugt, daß mit größter Verehrung bin

Ihr

Oranienbaum,
den 30. April
1721.

gehorsamster Diener
Leopold F. v. A.

Reiselust behauptete ihr Recht, wenn und wie Gelegenheit und Befinden es verstatteten. Wo sie sich längere Zeit aufhielt, wurde es ihr bald unheimlich; es trieb sie anderwärts hin, wo sie Großes auszurichten vorhatte. So in öffentlichen, so in Privatangelegenheiten. Im Sommer 1721 war sie bald in Hamburg, bald auf den holsteinschen Gütern, bald in Agathenburg bei Stade. Dorthin schrieb ihr die Aebtissin Maria Elisabeth von Quedlinburg aus, den 14. Juni:

„Aus der angenehmen Zuschrift ist mir lieb zu ersehen der Frau Gräfin glückliche Ueberkunft, und Dero Wohlsein versichert zu sein, wie auch, daß die Frau Geh. Räthin von Staffort sich meiner erinnert. Bin versichert, die Frau Gräfin werden dorten mit derselben eine angenehme Gesellschaft formiren können und also gute Kompagnie haben. Allhier ist es jetzo sehr solitaire, indem in des Stiftshauptmannes (Posadowsky) Hause die artigen Kinder mit den Blattern befallen; ist mir dieses also ein großer Schaden, weilen dieserwege wenig von ihrer Gesellschaft profitiren kann. Zudem wird hiesige Solitüde noch wohl ein wenig vermehrt werden, indem ich auch diese Woche noch nach Holstein zu gehen gedenke, werde mir aber nur kurze Zeit dort arretiren, vorher aber eine Visite zu Mirou ablegen. Verhoffe, wir werden Alle zu gleicher Zeit wieder retourniren, wie denn verhoffe, die Frau Gräfin werden auch nicht lange außen verbleiben. Sie wer-

den sonsten von mir gesichert leben, wie daß ich sei mit vieler Estime

Hochgeborne Frau Gräfin

freundwillige

Maria Elisabeth.

Unter den Trümmern früheren Glückes sah sich Gräfin Aurora nothgedrungen, aber unerfreulich beschäftigt durch Familienangelegenheiten, durch den Briefwechsel mit Geschäftsführern, Rechtsbeiständen, Gläubigern, Schuldnern und Unterhändlern. — Bald aber trat ein Ereigniß ein, welches ihre ganze Thätigkeit in Anspruch nahm.

Mit der Zersplitterung des deutschen Ordens in den Küstenländern der Ostsee war die Familie **Kettler** zum Besitze des souverainen Herzogthums Kurland, als Kronlehn Polens, gekommen. Der Herzog Friedrich Wilhelm gelangte im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zum Besitzthume seiner Vorfahren, welchem seit mehreren Menschenaltern von Schweden, Polen und Russen übel mitgespielt war. Er fand beim Regierungsantritte die Moskowiter noch im Herzogthume vor, und erlangte die Räumung desselben, indem er sich mit der Bruders Tochter (von Iwan) Peters des Großen, der Großfürstin Anna von Rußland (späterhin Kaiserin), vermählte (1711). Doch wenige Tage nach dem Beilager starb Herzog Friedrich Wilhelm, und sein Oheim und bisheriger Vormund, Ferdinand, kam zur Regierung, der in Danzig lebte, während zu Mitau die verwitwete Herzogin Hof hielt, unter dem Schutze wieder eingerückter russischer Kriegsvölker, nachdem das Vorgeben der Schwangerschaft für nichtig befunden war, zur Sicherung ihrer Forderung auf ein ansehnliches Witthum.

Die Wahrscheinlichkeit, daß in dem Herzoge Ferdinand, der mit den Ständen seines Landes in Unfrieden lebte, der Kettlersche Stamm aussterben würde, setzte die Politik der angrenzenden Mächte zum Erwerbe des Herzogthumes in Bewegung. Polen verrieth den Plan, Kurland als eröffnetes

Kronlehn einzuziehen, während Rußland und Preußen 1715 sich dahin verständigten, daß ein brandenburgischer Prinz, der die verwitwete Herzogin heirathen sollte, den kurländischen Ständen bei der Wahl eines Nachfolgers des Herzogs Ferdinand empfohlen würde. Theils die Bedeutsamkeit dieses Winkes so mächtiger Nachbarn, theils die Furcht als polnische Provinz die politische Selbstständigkeit des Herzogthums vernichtet zu sehen, verfehlten ihre Wirkung nicht; doch wußte Polen durch Protestationen und Warnungen die Wahl des kurländischen Landtages zu hintertreiben. So zog sich unter Machinationen mancher Art diese Angelegenheit hin bis zum Jahre 1725, wo die Krankheit des Herzogs die Stände zu dem Entschlusse brachte, durch schnelle Wahl der Ungewißheit der Regierungs-Nachfolge zuvorzukommen. Durch den kurischen Residenten in Warschau, Brackel, war zwischen dem Grafen von Sachsen und den kurischen Ständen schon Unterhandlung gepflogen; Moritz war auch an der Spitze eines großen Gefolges in Mitau eingetroffen als kühner Bewerber um die Hand der verwitweten Herzogin, die Großfürstin Anna, und, was damit im nahen Zusammenhange stand, um die Wahl zum künftigen Herzoge. Jene Braut verscherzte er durch leichtfertige Liebesabenteuer, aber dennoch war Anna großmüthig genug, den unbeständigen Liebesritter fortwährende Theilnahme zu schenken; so wurde er am 28. Junius 1726 zum Herzoge erwählt und erhielt unter dem 5. Julius die in aller Form Rechtens ausgefertigte Wahlurkunde überreicht, während der Eigennutz der Nachbarn des kleinen Landes alle Erfolge dieses vom Grafen so lebhaft betriebenen Unternehmens, den Wahlbeschluß, faktisch zu vernichten wußte.

Drei Männer und drei Frauen standen bei dieser nicht unwichtigen politischen Angelegenheit des Nordens von Europa im Wettkampfe einander gegenüber; jene gegen, diese für den schönen Grafen. Jenes war der König von Preußen, der für einen Prinzen seines Hauses warb, oder, wenn dieses Schwierigkeiten fand, seine Einwilligung theuer verkaufen wollte; Menzikow, welcher den Andrang der Russen auf Europa zu benutzen gedachte, sich selbst das Herzogthum zu verschaffen,

und König August, der die Wünsche für den Sohn der Liebe scheinbar aufgeben mußte, um den wankenden Polenthron sich und seiner ehelichen Nachkommenschaft zu erhalten. Diese drei Männer waren es, welche dem Grafen von Sachsen das Herzogthum, nicht den Wahlbrief und die darauf gegründeten Ansprüche, entrissen. — Für ihn, aber vergeblich, boten alle Mittel auf: die Gräfin Königsmark, welche den Sohn mit weisen Rathschlägen und nach Möglichkeit mit Geld versehen, auf der Durchreise durch Quedlinburg ausstattete; die verwitwete Herzogin, Großfürstin Anna, voll der Theilnahme für den Grafen, für welchen sie am Hofe ihrer Tante, der Kaiserin Katharina, persönlich bat, und endlich eine hochherzige Geliebte des Grafen, die pariser Schauspielerin Le Couvreur. Als ihr die Nachricht zukam, daß der glückliche Erfolg der Wahl abhängig sei von der Herbeischaffung bedeutender Geldmittel für den fernen Geliebten, entäußerte sie sich alles Schmuckes, verkaufte, verpfändete, wie es am besten gehen wollte, alle Kostbarkeiten und sandte ihm die bedeutende Summe von 40,000 Franken — ein in das Meer geworfenes Opfer sinniger Hingebung. Wir wollen den Namen dieser auch als Künstlerin unvergeßlichen Dame hier nicht genannt haben, ohne des schrecklichen Todes, der sie bald nach der Rückkehr des Grafen nach Paris, ereilte, zu gedenken, wie ihn der Marquis d'Argens in seinem Mentor Cavalier erzählt. Adrienne ertrug des Wankelmüthigen Untreue, so lange er entfernt von Paris lebte, mit großartiger Verleugnung; um so mehr hielt sie sich berechtiget, von dem zurückgekehrten Grafen, welcher vom Herzogthume Kurland nur den Wahlbrief und den nirgend anerkannten Titel zurückbrachte, wenn nicht Liebestreue, doch inniges Vertrauen zu fordern. Die Größe der Zärtlichkeit für den Geliebten verlieh ihrem Verhältnisse eine höhere Weihe, die nur selten gestört wurde durch Aufwallungen weiblicher Reizbarkeit, welche in dem alleinigen Besitz des geliebten Mannes triumphiren wollte. Nichts konnte sie auf die Dauer von der Besorgniß befreien, ihr Liebesglück zerstört zu sehen; mit glühendem Hasse verfolgte sie die Frauen, welche ihrer Eifersucht entfernte Nahrung gaben. Manche pariser Schöne

hatte ihr in Beziehung auf ihren Grafen schon Verdruß gemacht und Sorge verursacht, nie aber in dem Grade, wie es die Herzogin von B —, eine höchst verführerische Dame, that. Mit dem Gedanken der Rache erfüllt, betrat Adrienne als Phädra, die Bühne und erblickte in einer nahen Loge den Gegenstand ihres Hasses. Die Worte ihrer Rolle:

— „Ich höre nicht den kecken Weibern zu,
Die ungestört sich des Verbrechens freuen,
Mit frecher Stirn nicht mehr erröthen können" —

sprach sie mit furienartiger Ueberspannung so der Herzogin zu, daß das ganze Publikum mit Schauder erfüllt wurde und den Zorn der Beleidigten entflammte.

Adrienne sah täglich geistreiche Gesellschaft bei sich; unter den Mitgliedern derselben war ein Abbé als vertrauter Hausfreund bekannt. Als dieser einen der nächsten Abende spät nach seiner Wohnung geht, sieht er sich in einsamer Straße von drei Vermummten angefallen; aber nicht die Börse, welche der Erschrockene darbietet, ist, was die Bravo's verlangen. „Steckt Euer Geld nur bei," raunen sie ihm zu; „Ihr seid uns für etwas anderes verpflichtet. Morgen zu bestimmter Stunde geht in die Tuilerien, wo Ihr unter der bekannten Statue des Aeneas ein Schächtelchen mit drei Giftpillen finden sollt; diese müßt Ihr der Le Couvreur unverzüglich beibringen. Schneller Erfolg wird beweisen, ob Ihr den Befehl ausrichtet. Thut Ihr es nicht, so ist nichts im Stande, Euer Leben zu retten." — Mit diesen grausen Worten verschwinden die Vermummten. Der bestürzte Abbé, nach sorglicher Ueberlegung, schleicht noch in der Nacht auf geheimen Wegen zum Polizeilieutenant, wo verabredet wird, daß der Abbé zur bezeichneten Stunde in den Tuilerien die Pillenschachtel aufsuche, daß aber gleichzeitig die dortigen Zugänge besetzt und alle in deren Bereiche Getroffene verhaftet werden sollen, in der Erwartung, so die Verbrecher zu entdecken. Der Abbé fand die Pillen, die Polizei aber fing nur unverdächtige Leute ein. In derselben Stunde ward die Le Couvreur von einer heftigen Kolik befallen, welche herbeigeholte Aerzte als Folge beigebrachten Giftes erkannten. Die schöne Künstlerin verschied ehe es Abend wurde in der Blüthe

ihrer Jahre und ihres Künstlerruhmes den 20. März 1730. Die Untersuchung über ihre Vergiftung ward nicht fortgesetzt, welchem zu Folge es wahrscheinlich ist, daß die Verdächtigen einen zu mächtigen Schutz genossen, als daß die Gerechtigkeit wider sie einzuschreiten wagen durfte.

Der Graf von Sachsen an die Gräfin Königsmark.

Mitau, den 19. Januar 1726.

Madam!

Seit acht Tagen ist der Graf von Cronhielm hier und macht den liebenswürdigen Gesellschafter, indem er mir jede mögliche Aufmerksamkeit erweist und sich bei uns zu gefallen scheint.

Ich gedenke mit dem Schlusse des nächsten Monats abzureisen, zu einem Ausfluge nach England und Frankreich; dort um Hülfsgelder zu suchen, hier um mir den Rückzug zu sichern. Kriegerische Maaßregeln könnten dazu zwingen. Diese werden für die Polen zu bedeutend, seitdem der russische Hof durch den Grafen Ivannowitz, Geheimenrathe und Generallieutenante, der ausdrücklich hierher geschickt ist, sich ehegestern erklärt hat, daß jener die völlige Einverleibung (Kurlands) mit Polen nicht zugeben könne und wolle. Alle übrigen Bestimmungen gehen dahin, daß man auf die Beschlüsse des letzten Landtags fest zu halten habe, und dieselben mit aller Macht gegen die Polen vertreten werde, ohne für den Kriegsaufwand Entschädigung zu fordern. Kurland solle immer unter dem Schutze Polens bleiben, mit einem Herzoge, wie zuvor. Man hat entgegnet, daß man mich erwählt habe, und daß man von dieser heiligen Wahl nicht zurücktreten könne, noch wolle, worauf er erwiedert: Se. Kaiserliche Majestät verlange dieses nicht, und Alles beruhe in wiefern man daran festhielte und darauf beharre.

Das sind die hier sich ergebenden Neuigkeiten; ich aber bin, wie immer, Ihr

ganz ergebenster
Moritz von Sachsen.

Mitau, den 28. Januar 1726.

Schon in meinem vorigen Briefe beehrte ich mich, Ihnen die Ankunft des Grafen von Cronhielm zu melden. — Er ist hier bei meiner ganzen Umgebung beliebt und ich finde an ihm einen verdienstvollen Mann. Ich wünschte, reich zu sein, um ganz seinen Wünschen genügen zu können. Wollen Sie ihm einen Jahrgehalt von 1000 Florins anbieten, so werde ich ihm diese mit Freuden geben, auch für Wohnung und Tisch sorgen. — Für jetzt werde ich ihm nur Friedensgeschäfte übertragen, bis mein Loos sich verschlimmert, oder besser wird. — Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon in meinem letzten Briefe schrieb, daß der König von Neuem befohlen hat, ich solle Kurland verlassen, und daß ich dieses verweigert habe, jedoch so, daß er dadurch nicht kann beleidigt sein. — Die Russen haben hier erklären lassen, daß man mit den Beschlüssen des letzten Landtages übereinstimme, und sie auf alle Weise aufrecht erhalten würde, ohne für sich je die geringsten Ansprüche zu machen an Kurland, welches immer unter polnischem Schutze bleiben sollte, doch unter einem Herzoge, wie bisher, u. s. f.

Mitau, den 24. Juni 1726.

Kaum war ich von Warschau abgereist, als mir der König den Befehl schickte, nicht weiter zu gehen, sondern mich nach Danzig und von dort nach Frankreich zurückzuziehen. Doch ich bin meinem Wege gefolgt, und habe ihm geantwortet, daß ich nicht anders handeln könne. — Meine Festigkeit ist mir geglückt; während der König nach dem Willen der Po=

len Alles thät, mir einen Querstrich zu machen, ist er in seinem Herzen vollkommen mit mir zufrieden. Er hat die strengsten Befehle hierher gesandt, mit Verhaltungsvorschriften an die Regentschaft, daß sie nicht weiter gehe. Ein Starost ist beauftragt, zu donnern und zu wettern; doch die Kurländer sind unerschütterlich; sie sagen: sie wollten mit mir sterben, und an meiner Seite dem ruhmwürdigen deutschen Orden, der im Unglücke sein Blut opferte, nachahmen. Sie können versichert sein, es sind brave Leute, welche mich sehr zu lieben scheinen. — Fürst Menzikof hat eine seiner Kreaturen mit 50,000 Mann, hierher abgeschickt. — Herzog Ferdinand (von Kurland) schlägt einen Prinzen von Hessen-Cassel vor, der Herzog von Holstein aber sich selbst. Doch ich streite für mich, als einstimmig gewählt. — Daher ersuche Sie, dem Könige zu schreiben, ihm die wenige Theilnahme für mich klagend ans Herz zu legen. Nicht einen Heller hat er mir zu dieser Unternehmung gegeben. Ich bat um einige Hülfsleistung und man hat sie mir am Hofe mit einer Härte, die mich empörte, versagt.

Was die Herzogin (Großfürstin, nachherige Kaiserin Anna) betrifft, so wird mir das Glück, ihr nicht zu mißfallen. Sie zeigt mir alle Zuvorkommenheit und hat selbst an die Zarin geschrieben, um zum zweiten Male durch mich, Herzogin von Kurland zu werden. — Leben Sie wohl, Madame! und machen Sie sich keine Sorge, wenn Mancher mir schmeichelt. — Mein Hof mißfällt dem Adel nicht. — —

Covenau, (?) den 1. October 1726.

Bis auf weitere Befehle sehe ich mich hier festgehalten auf meiner Reise nach Grodnow. Der König sandte mir einen Eilboten, um mein Weiterreisen zu verhindern; der Hof will erst sehen, welche Wendung die Sachen nehmen, da man fürchtet, meine Gegenwart könne gleich Anfangs die Stimmung erbittern. So steht meine Sache. Man muß sich durchaus nicht schmeicheln; bleibt Alles bei der jetzigen Entscheidung, so

kann ich zufrieden sein. Der russische Hof hat zu Grodnow durch einen Gesandten erklären lassen, wie er nie zugeben würde, Kurland in Palatinate zu theilen, oder die Regierungsform irgend abzuändern. Wir werden sehen, was die Herrn von der Republik (Polen) darauf antworten. Ich habe die Abschrift des Briefes gelesen, welchen Sie dem Könige zu schreiben die Güte hatten; er ist fürtrefflich, ich sage Ihnen tausend Dank dafür. Dem Herrn Grafen Cronhielm habe ich geantwortet: er möge die Gefälligkeit haben, wenige Zeit noch in Ihrer Nähe zu verweilen. Ein paar Monate werden Vieles aufklären. Ich begreife wohl, daß ich ihm Unterhalt geben muß, und werde es gern thun. — Ich beabsichtige, ihn zu meinem ersten Stallmeister zu machen, eine Stelle, die ihm zusagen wird, da sie, wenn ich meinen Hofstaat bilde, die erste nach dem Großmeister ist. Ich ersuche Sie, mir zu schreiben, ob er Kriegsdienste gethan hat; aber sagen Sie ihm nicht von meinen Absichten, sondern forschen Sie ihn blos aus, als geschähe es aus eigenem Antriebe. Ich möchte ihn doch erst sehen und kennen lernen, ehe ich darüber einen Entschluß fasse *). —

Wenn sich hier etwas Neues zuträgt, werde ich nicht unterlassen, es Ihnen zu schreiben.

Covenau, den 5. November 1726.

Der König hat meine Wahl verworfen, und aus den beigefügten Abschriften werden Sie die mir zugefertigten Befehle und meine darauf gegebenen Antworten ersehen. Ich reise in diesem Augenblicke ab nach Kurland, wo man meine Rückkehr dringend verlangt. Ich werde nicht unterlassen, Leuten, welche mir so viel Eifer und Treue beweisen, mich zu zeigen. — Was den Juden Lemann betrifft, so bitte ich ihn, mein Freund zu bleiben. Es wird sich bald viele Gelegenheit

---

*) Der hier erwähnte Graf von Cronhielm muß ein anderer sein, als der obengenannte.

finden, wo er mir dienen und seine Rechnung finden kann. Ich habe die Augen immer auf ihn gerichtet, als auf einen Mann, der sich auf große Geschäfte versteht. Ich weiß nicht, ob mir der König künftig Hülfe wird leisten wollen. So bald sich Gelegenheit darbietet, werde ich ihm schreiben, dem Herrn Lemann die Weisung zu geben, daß er meine Wechsel honorirt.

Uebrigens sage ich Ihnen, daß nie ein Plan zum Gelingen besser angelegt ist, als der Meinige. Ich habe einen Theil Polen für mich und viele Mitglieder der Reichsversammlung. Der Feldmarschall hat den König auf den Gedanken gebracht, daß diese Alle etwas im Hinterhalte hätten und nicht zu trauen wären. Die für mich sprachen, hat man geschreckt; die andern haben geschrien, und endlich that der König Alles, was die Republik wollte. Indeß hat man mich verhindert, nach Grodnow zu kommen. — Der Großmarschall hat, wie ein Fels, gehalten, und seine Gemahlin hat Alles für mich aufgeboten. Er hat ganz offen erklärt, daß, wenn die Republik irgend etwas Gewaltsames gegen Kurland unternähme, er mit dem Heere auf meine Seite treten würde. Allem zum Trotze bin ich ganz ruhig und hoffe Ihnen bald ein würdiges Gegenbild des berühmten Otto Wilhelm zu zeigen. Schließlich bitte ich Sie um Fortdauer Ihrer Gewogenheit und überzeugt zu sein, daß mein Betragen würdevoll sein wird.

Ich glaube, Sie werden es nicht gerathen finden, dem Könige zu schreiben. Tiefes Stillschweigen gilt mehr, als Klagen, die ihn nicht rühren. Sie wissen nicht, welche Wege ich alle schon selbst eingeschlagen habe; ich kann es Ihnen nicht schreiben, aber ich versichere Sie, daß es beispiellos ist.

Mitau, den 18. November 1726.

Der berüchtigte Reichstag ist beendet, und ich bin geopfert: wahrlich unerhört, denn ich bin weder angeklagt, noch verurtheilt. Doch der König hat unterschrieben und meine Feinde können mich ungestraft morden lassen. Selbst wenn mich das

Waffenloos in ihre Hände lieferte, wäre ich verloren. Ich fürchte den Tod nicht; doch wer sollte über so harte Behandlung nicht staunen! — Ich werde zeigen, daß man mich nicht ungestraft auf diese Weise behandelt. Man zwingt mich, zu den Waffen zu greifen; ich nehme sie also auf; doch so lange meine Hände den Degen halten können, werde ich mich desselben bedienen, die mir zugefügte Schmach abzuwaschen. Lassen Sie mir, Madame! freie Hand, Sie sollen in Ihren Tagen und unter ihren Augen den alten Königsmark aufleben sehen, der Deutschland bekriegte. —

Mitau, den 22. November 1726.

Alle Erwägungen sind darauf gerichtet, mich zu vertheidigen, weshalb ich an mehrere Freunde schrieb, besonders an Karl Emil (Löwenhaupt) werde ich auch schreiben, mit der Bitte, mir alle Officiere seiner Bekanntschaft, die Lust haben, zu senden. In Schweden selbst sind tausend, die vor Hunger sterben. Ihm selbst trage ich an, wenn er sich in Schweden langweilt, mein Lieutenant zu werden. —

Doch, weiß ich nicht, ob ihn die Trägheit nicht zurückhält und ob er einen Karavanenzug hierher machen will; dennoch scheint es mir gar ehrenvoll, zum Beistand seines Verwandten herbeizueilen, in einer Streitsache dieser Art; vor allem, wenn man dabei die erste Rolle spielt. Die Verwandtschaft, glaube ich, kann alle Ueberlegung beseitigen, und daß es immer schön ist, eine ruhmvolle Unternehmung, die man als Vorstand leitet, zu unternehmen. Ich habe zu viel zu thun und kann nicht fürs Heer und für die Politik zugleich sorgen; ich muß einen Gehülfen haben. Deshalb braucht er in Schweden sich nicht zu verabschieden, da man ihm nicht verwehren kann, mir Beistand zu leisten. Benachrichtigen Sie ihn vorläufig von diesem Allen, damit, wenn ich an ihn schreibe, er schon unterrichtet ist. — In Kurzem hoffe ich hier drei bis vier tausend Mann zu haben, womit ich mein Glück suchen werde. Vielleicht ist es mir endlich günstig; wer weiß, wenn das Schicksal mir wohl will, ob die Welt in mir nicht wie-

der einen Coriolan sieht; vielleicht ziehe ich vom Glücke mehr Vortheil, als er. Im Kurzen kann ich Ihnen sagen, ob meine Lage etwas Großes verheißt, oder ob ich die Entscheidung den benachbarten Mächten überlassen muß. Die Herzogin von Kurland scheint sehr niedergeschlagen über die schlechte Wendung, welche die Angelegenheiten genommen haben. — *) Was den König betrifft, so ist er, als ob er von Stein wäre, noch nicht gewichen; er befindet sich in der Lage wie jener Barbier, der sich versteckte und unaufhörlich schrie: Midas, König Midas hat — Ohren. — Doch ich führe Ihnen Fabeln an. — Ich sage Ihnen, er macht es mit mir, wie mit einem Kinde, dem man mit der Stockspitze ein wenig Honig reicht. Es hilft nichts; daß er versichert, ich habe sein Herz. Unterdrückt kann ich Alles unternehmen, wozu mir meine Kasse und die der Kurländer Hülfe verleiht.

Mitau, den 28. December 1726.

Die Briefe, welche Sie die Güte hatten, mir zu schreiben, erhielt ich, und ich statte Ihnen den erkenntlichsten Dank ab, für den mir ertheilten weisen Rath. Ich habe dieselben, von Ihnen angedeuteten Ansichten, und die von Ihnen aufgestellten Vermuthungen sind alle vollkommen richtig. Meine Lage hat sich verbessert, seitdem sich die Russen für die Kurländer erklärt haben. Sie haben der Republik eröffnet, daß, wenn sie eine Kommission nach Kurland schickte, sie zutreten und nie eine unmittelbare Einverleibung zugeben würden. In St. Petersburg haben viele neue Ereignisse stattgefunden, welche manche Schwierigkeiten mit sich bringen. — Sie werden es aus beigefügtem Briefe des Herrn von Fontenay ersehen. Das Mährchen in Versen, das er machte, lege ich nicht bei,

*) Hier sind im Originale folgende noch zu entziffernde Worte ausgestrichen: „Pour moi je peut dire comme Nicomede, et si le Roi ne veut aitre une Roi en peinture“ (sic). — Eine kleine Probe der Orthographie des Grafen von Sachsen.

weil es etwas scharf ist. Das Gedicht, welches Sie mir mittheilten, ist gar lustig. — Seit den zwei Tagen, daß wir es haben, singen wir es beständig, und schon hundert Abschriften sind davon genommen. Alle Welt will es haben. Der Verfasser kennt sehr gut den Hof, den König, den Thron und Polen. Ich glaube, der G. von Cronhielm hat wenig Antheil daran. Sie finden im beiliegenden Briefe eine zweite auf den König von — (zweifelhaft ist es, ob zu lesen ist: de France, oder de Prusse). —

Mitau, den 4. März 1727.

Der Reichstag ist geschlossen, meinen Wünschen gemäß. Die Kurländer haben Alles, was sie zu meinem Besten thaten, bestätiget, ungeachtet der Blitze, welche der hohe Rath zu Grodnow auf sie geschleudert hat. Sie schicken einen Abgeordneten nach Warschau, um gegen jede vorgenommene Verletzung der Verfassung zu protestiren; aber die Kommission *) folgt dem übeln Entschlusse, daß sie keine Maaßregeln zur Errichtung eines Truppenkorps nehmen, noch auf jeden möglichen Fall auf Vertheidigung denken will. Zwar ist es wahr, die Moskowiter haben uns, wenn ein Bruch erfolgte, 80,000 Mann Unterstützung angeboten. — Aber Griechen sind Griechen. — Dieses hat mich veranlaßt Beiliegendes an Karl Emil (Grafen Löwenhaupt) zu schreiben und ihn um Fortdauer seiner Freundschaft für glücklichere Zeiten zu bitten. Ich beginne ein sehr gefährliches Abenteuer zu bestehen. —

Dresden, den 10. April 1727.

Nachdem ich ganz Polen durchzog, bin ich gesund und wohl hier angekommen. Morgen reise ich ab nach Paris und

---

*) Nämlich die Regierungskommission des Herzogthums Kurland, aus den vier Ober-Räthen bestehend.

hoffe gegen Ende des nächsten Monats wieder in Kurland zu sein. Die Polen mögen sich auf der Gränze des Herzogthums vor mir in Acht nehmen, denn wahrscheinlich werden wir bis zum Anfange des Septembers sehen, was der Senat in dieser Sache beschließt. — Doch mir thut Geld noth, und meine Erhebung zum Herzoge ist davon abhängig. Haben Sie die Gnade, dem Bernt Lemann zuzureden, daß er mir 20,000 Thaler leihet. Ich werde ihm dagegen einen Schuldschein geben, worin ich mich verpflichte, daß, wenn er binnen Jahresfrist vom Könige nicht die Wiederbezahlung, warum ich denselben bat, erhält, ich ihn auf meine Kammerpension bis zur Tilgung des Darlehns anweisen, und außerdem jährlich sechs Prozent zahlen werde. Die Obligation kann so eingerichtet werden, daß er dabei durchaus nichts wagt. Schenken Sie, Madame! dem Gelingen dieser Sache ja Ihre ganze Beredtsamkeit. — Ich ersuche Sie, mir schleunigst nach Paris zu schreiben. —

Pillnitz, den 21. Junius 1727.

Es ist mir mit dem Könige geglückt, und wir sehen uns, als wäre zwischen beiden gar nichts vorgefallen. Kurlands ist keine Erwähnung geschehen, als ob es nicht in der Welt wäre. Man sagt mir nichts; drum folge ich meinem Pfade. Für meine Angelegenheit ist der Tod der Kaiserin (Katharina I; ihr Nachfolger war Peter II) eine furchtbare Katastrophe. Menschikoff war der Allmächtige; Sie kennen seine Zärtlichkeit für mich; erwägen Sie alles Uebrige. Der Herzog von Holstein hat Absichten, ich erwarte den Eintritt der sonderbarsten Verpflechtungen. — — Der König befindet sich erträglich und hat guten Appetit. Uebrigens schließe ich unter Versicherung meiner Verehrung. — Welche Ursach können Sie haben zur Bekümmerniß; etwa weil Ihre Angelegenheiten beim Könige von England nicht nach Wunsche gehen? *) Sie müssen

*) In Betreff der mit kurfürstlichem Sequester belegten Königsmark'schen Güter im Bremischen und Verdenschen. —

es machen, wie ich; ich kümmre mich nur, wenn ich einen Fehler gemacht habe. — Die bewußte schöne Dame kann ich Ihnen im Vertrauen nicht nennen, und Ihnen nichts weiteres von ihr sagen, als daß sie unendlich liebenswürdig ist, angebetet von Allen, die sie kennen, unendlich reich an Geiste und voller Empfindung, weshalb ich mir schmeichele, daß sie mich liebt, wie ich sie wieder liebe. —

Dresden, den 28. Juni 1727.

Mit dem Juden Lemann bin ich recht unzufrieden, weil er die Sache in die Länge zieht. Zwar ist es wahr, daß er mir den Vorschlag gemacht hat, zu der mir zu leihenden Summe die 5000 Thaler, welche Sie ihm schulden, zuzurechnen. Der König giebt mir keinen Heller und zeigt sich gar gütig, aber giebt kein Geld. —

Hierbei sende ich Ihnen das Bildniß der geistvollen Französin *), mit der Versicherung, daß sie nicht geschmeichelt ist. Erwägen Sie, ob ich nicht dem Pflichtgefühle mich widme, da ich ihm so große Neigung, so viele Liebe und so unendliche Reize aufopfere. Sie ist ohngefähr von der Größe der Gräfin Cosel, von schönem Wuchse, niedlichem Fuße, vollen Schenkeln und holdem Antlitze, gegen 26 Jahre alt, unverheirathet, aus guter Familie, unbeschränkte Herrin ihrer Handlungen, geliebt und angebetet von aller Welt. Folgende Verse sind auf sie gemacht:

„Der Blick auf Sie zeigt hoher Reize Neuheit,
Des Geistes Anmuth und der Formen Schönheit,
Das Gleichgewicht der Weisheit mit der Wollust.
Dem Herzen treu ist ihres Mundes Rede,
Der Harmonien nie gestörter Einklang. —"

Seit vier Jahren stehen wir in Verbindung und ich schmeichle mir, daß uns beide gleiche Leidenschaft beseelt. —

---

*) Ist hier von der berühmten Adrienne le Couvreur die Rede? —

Dresden, den 8. Juli.

In diesem Augenblicke steige ich zu Pferde. — Von Kurland hat der König nicht mit mir geredet, aber durch den Grafen Watzdorf mir sagen lassen, ich dürfe daran nicht mehr denken; worauf ich entgegnet: ich diene in einem Heere, in welchem der Ehrenpunkt nur eine einzige Auslegung verstatte; ich könne mich nicht entehren und der erste Ausreißer meiner Partei werden. — Der Jude hat mir auf meine Pension 20,000 Thlr. vorgeschossen. Der König hat gesagt: er habe mich für die Zukunft abgefunden und könne mir nichts weiter geben. Wenn mir es also mißglückt, bin ich ruiniret. Schreiben Sie ja nicht an den König; es wäre nutzlos; aber ertheilen Sie mir Ihren Segen. —

Den 6. December 1727.

Tausend Dank sage ich Ihnen für das Ueberschickte. Nichts konnte mir erwünschter kommen; doch werde ich mich hüten, Ihre Güte zu mißbrauchen. Mit voller Aufmerksamkeit las ich, was Sie mir in Betreff der Protestation sagen. Es ist so unendlich treffend und zierlich, der gewandteste Minister konnte keine bessere Zusammenstellung machen. Es ist ganz meine Meinung; ich habe über den Gegenstand nie anders geredet. Die armen Leute sind zu beklagen. — Der König giebt sie auf; Menschikoff, den Polen gegenüber, ist zwischen zwei Feuern. Ihr Benehmen ist gar verständig, worin ich sie zu erhalten suche, ohne sie zu übervortheilen und der gänzlichen Verderbniß auszusetzen. Sie lieben mich, während ich selbst rieth, ruhig zu bleiben, da die Besorgniß, sie aufzuregen, die Unternehmung der Polen gegen mich lähmt. Die beste Hülfe, welche sie mir leisten können, ist ruhig zu bleiben u. s. f. Ich versichere Sie, wenn der Menschikoff sich nicht einmischt, die Polen nichts ausrichten; denn die Kurländer haben einen hohen Ton angenommen, und die Uebrigen werden nie wagen, wider sie Gewalt zu brauchen. Sie halten für besser, die Polen zu schonen, als sich den Russen zu

ergeben, wohl wissend, daß ich wider jene immer Rath schaffe, doch nicht gegen diese. Hierüber haben wir uns verständiget. Sie folgen meinem Rathe; denn ich bat sie, die Gewaltstreiche zu verbergen. Sie thaten es auch vor der Eidesleistung. Die Regentschaft (die vier Oberräthe) ist verhaftet und hat weder zu Essen, noch zu Trinken, vor der Eidesleistung, erhalten. Sie haben, nach meinem Rathe, gegen jede Neuerung protestirt. Sie können glauben, die Stimmung ist gut; doch sie sind zu beklagen. Den Degen in der Hand und die Protestation kann sich noch Alles machen. — Von Ihren Verhandlungen mit Lemann erwarte ich nichts Gutes. Ich werde es machen, wie ich kann, mit dem Wunsche, daß Alles noch glücken möge. —

Von der Moritzinsel, den 9. December 1727.

— Ich war zu Windau (in Kurland), wo ich eine Sendung Pulver und anderen Bedarf meines jetzigen Berufes besichtigte. Graf von Cronhielm reist heute ab nach Stockholm und wird bald mit gleicher Ausstattung zurückkommen. — — Ich bin hier auf einer neuen Insel, welche Sie auf Ihren Landkarten nicht finden werden; hier erwarte ich die Polen festen Fußes. Die Stellung ist gut; nur wünsche ich, daß alle meine Leute angekommen wären. — Die Kurländer haben die Annahme der (polnischen) Kommission ausgeschlagen; doch trägt man sich täglich mit ihrer Ankunft. — Mehr Ihnen zu schreiben, fehlt mir die Zeit; wir sind vollauf beschäftiget und ich besonders, da mir die Besorgung von Allem anheimfällt.

Der Vice-Präsident des Reichskammerkollegiums Baron Nierath an die Gräfin Königsmark.

St. Petersburg, den 15. Mai 1724.

Nachdem ich Ew. Hochgräfl. Gnaden letzteres Schreiben vom 20. Januar d. J. erhalten, habe an Ew. Gnaden dreimal geschrieben, und unterthänigst vorgestellt, daß sofern ich nicht die Originaldocumente der Insel Moen und Haysall erhalte, so verlieren Ew. G. nicht allein Dero Recht daran, sondern auch die gemißten Revenuen; ingleichen, sofern ich nicht des Herrn Grafen Torstensohns Obligation und das Immissionsdocument, beide im Originale erhalte, verlieren Ew. G. nicht allein die Rasickschen Güter auch, sondern besorge auch, daß Ew. G. die gehobenen Revenuen dieser Güter zurückzahlen müssen. Ich kann Ew. Hochgräfl. G. abermalige viermonatliche Silence nicht begreifen, insonderheit da E. G. des Herrn Coderholms Ordre vom 18. December 1723 an den Herrn Sekretair Morian schon seit vier Monaten in Händen haben. Indessen geht eine Zeit nach der andern verloren und ich kann nun nichts mehr thun, als mit Seufzen auf Ew. H. Gnaden Antwort warten. Erhalte ich gedachte Originaldocumente, so werde ich mit aller Treue und Fleiß Ew. G. hohes Interesse so observiren, als ich es vor Gott und Ew. G. verantworten kann; dagegen, wenn ich selbige nicht zeitig erhalte, so bin ich vor Gott und Ew. G. gänzlich entschuldiget, über Alles, so entstehen könnte. —

Den 23. September 1728.

— E. E. haben wieder meine letzten beiden Briefe neun Monat unbeantwortet gelassen. Nun erhalte Dero Schreiben vom 23. Augusti; — aber auf alle essentielle Materien ist nicht reflektirt, noch geantwortet worden. — Wie lange wollen E. G. Dero importantes Interesse mit solcher mir unbegreiflichen Saumseligkeit traktiren? — Alles steht noch zu erhalten; aber balde,

balde, oder Ew. G. sind selber Schuld, daß Sie durch fernere Negligence sich vorsätzlich um so große Güter und Mittel bringen und mich unschuldigen Mann und Dero getreuen Diener gänzlich ruiniren. (N. hatte bedeutende Geldvorschüsse gemacht.)

An die Gräfin Königsmark von Conrad Ludwig Sulze.

Dresden, den 17. October 1724.

— Eure Excellenz dürfen sich gar sehr verwundern, wenn anstatt Rutofsky *), das ist Route, der Namen Gräfin von Meissen ausbrechen sollte. Dieses Prädikat soll darum kommen, weil die Rutofska in eine große Familie geheirathet; er ist freilich der Gräfin Dönhof Bruder. Die Mutter, weil sie katholisch worden, hat der Welt ganz abgesagt, und geht fleißig ins Kloster zu den barmherzigen Brüdern. — Ob die Frau Queckelin niederkommen, wissen wir nicht gewiß. Der Chirurgus, so Kindermutterstelle vertreten soll, ist noch bei ihr. Der Mann aber ist sehr unglücklich gewesen. Es brennt in der Nachbarschaft, nämlich zu Schönberg; da reitet der Capitain hin und will Anstalt machen zum Löschen, prügelt aber die Unterthanen. Sie treten zusammen und schlagen ihn fast todt, daß man ihn davon tragen müssen. Vielleicht sind das die Schläge, die er an seinem Schwager Zinkau verdienet.

Gestern Abend ist Rutofski mit dem Grafen Casselli angekommen: also ist er im Thorzettel eingeschrieben.

*) Bei der Eroberung Ofens war, so erzählt das galante Sachsen, ein junges türkisches Mädchen dem brandenburgischen General von Schöning als Beute zu Theil geworden. Diese orientale Schönheit, Fatime genannt, kam an den Hof Augusts, und ward von dem Könige Mutter des Grafen Rutofski, oder, wie wohl richtiger geschrieben wird, Rutowski. Bald in andere Liebesverbindungen verflochten, ward Fatime an einen Obristlieutenant von Spiegel verheirathet, wo sie durch anständige Lebensweise ihre früheren Verirrungen zu sühnen sich bestrebte.

Herr von Bose an die Gräfin Königsmark.

Eisleben, den 5. Julius 1725.

Mit bekannter Großmuth verwenden Eure Excellenz sich für den unglücklichen Schnell, und es ist außer Zweifel, daß der an den König gerichtete Brief, welcher Seiner Majestät durch den Feldmarschall oder durch den Grafen von Vitzthum übergeben werden soll, den vollständigsten Erfolg haben wird, wie ihn sich die Unschuld bei einem unglücklichen Vorfalle verheißen darf. — Ich habe die Ehre u. s. w.

Heinrich von Fick an die Gräfin Königsmark.

St. Petersburg, den 8. October 1726.

Es hat mir viel Betrübniß verursacht, daß ich Ew. Hochgräfl. Excellenz gnädige Zuschrift vom 19. Jul. zu einer Zeit erhalten, da ich die mir aufgegebenen Fragen weder beantworten können, noch dürfen. Die Posten gehen so unsicher, daß ich auch diese wenigen Zeilen per mare überzusenden resolviren müssen. Man kann hier wegen dergleichen Korrespondenz gar leicht in die Festung und Inquisition, welche der Spanischen sehr gleich ist, gerathen und sobald nicht wieder davon kommen, wie die beiden Gebrüder Barons Ungern von Sternberg solches jetzo auf hiesiger Festung erfahren und zu spät beseufzen.

Indessen kann ich nicht anders glauben, als es werden Ew. Excellenz von dem Herrn Grafen von Sachsen bereits selber informirt worden sein, welcher Gestalt er zum Herzoge von Kurland von den Ständen einhellig erwählet, und wie solche Wahl von einem Andern gleichsam kontramendirt und die Stände übel angelassen und mit einigen Regimentern bedrohet worden, desgleichen wie Ihre Kaiserliche Majestät von Rußland, meine allergnädigste Souveraine, solche Bedrohungen und Eingriffe, auf Ihro Königl. Polnische Majestät Vorstel-

lung, desapprobiret und sehr ungnädig aufgenommen, folglich dem M. (Menzikoff) die despotische Macht und Disposition sehr beschnitten und endlich, wie die Herzogin von Kurland, um ihre Konduite zu rechtfertigen, und allen widrigen Insinuationen, welche wider Sie bei der Kaiserin geschehen waren, zuvorzukommen, ohne Permission, incognito, und durch Tag und Nacht, mit ein paar Bedienten nur, hierher geeilet, und ihr Quartier beim Herzoge von Holstein genommen, durch Ihro Königl. Hoheit und der Frau Gemahlin gegen sie hegende Amitié es auch so weit gebracht, daß sie vor 14 Tagen ganz vergnügt und öffentlich wieder nach Kurland reisen können. Wie weit es gegründet ist, daß, neben dem Fürsten Menzikoff, auch der Prinz von Holstein, Bischof von Lübeck, oder dessen Herr Bruder und die beiden hiesigen Prinzen von Hessen-Homburg zu der vermutheten neuen Macht in Kurland Kompetenten abgeben sollen, solches kann man nicht wissen. Dieses aber hält man für gewiß, daß die kurländischen Stände alles Mögliche thun werden, din Wahl zu behaupten, indeß Ihro Majestät der König von Polen den Grafen von Sachsen unter der Hand assistiren und Alles zum gewünschten Ende befördern werden, und daß die Herzogin dem Herrn Grafen von Sachsen sehr zugethan sey. Gott lasse Alles zu Ew. Hochgräfl. Excellenz hohem Vergnügen ausschlagen und uns von Grodno desfalls gute Zeitung hören. Der hiesige Polnische Envoye extraordinaire Monsr. Le Fort würde Ew. Excellenz freier und umständlicher Relation machen können, wenn es von ihm begehrt würde.

Wegen der Insel Möhn ist bei solchen Umständen für den Herrn Grafen von Sachsen allein, falls er die Election souteniret, wohl nichts zu hoffen; zumal da hier dergleichen Decisions nach dem Friedensschlusse und dem Regale der Gerechtigkeit geschehen. Also wäre wohl das Rathsamste, daß die Sache im Namen des ganzen Gräflichen Sterbehauses betrieben würde, und Eure Excellenz sich eine zwei oder dreifache Portion bei den Miterben ausbedingen, in Regard der Königl. Polnischen Vorschriften.

Gott gebe mir so viel Wege und Vermögen, einige gute Dienste leisten zu können, als ich von ganzem Herzen getreulich bin u. s. f.

Endter (Königsmark'scher Bevollmächtigter beim projektirten Verkaufe des bremischen Gutes Bederkesa) an die Gräfin A. Königsmark.

Amt.=Bergst, den 19. December 1726.

— — So höchst nöthig Ew. Excellenz das Geld auch brauchen, wollte ich Ihnen doch lieber anrathen, hierher zu kommen, mit einer kleinen Suite und hier zu leben, wenn Sie nur Reisegeld hätten, welches ich im Nothfalle anschaffen müßte. —

Muessey *) an die Gräfin Königsmark.

Dresden, den 22. October 1726.

Sultz **) ist an Brustbeklemmungen gestorben. Er hat weder seinen Beichtvater noch sonst jemanden bei sich haben wollen. Seinem alten Bedienten befahl er weg zu gehen, wenige Augenblicke vor seinem Verscheiden. Seinen Nachlaß hat man, der Schulden halber, mit Arrest belegt. — Von Ihrer Excellenz hat man nur drei Briefe gefunden. — Seine Verwandte hat man noch nicht ausgemittelt.

Ich bin überzeugt, daß Se. Durchlaucht (der Graf von Sachsen, als erwählter Herzog von Kurland) für mich Alles thun wird, was Ew. Excellenz verlangen, und Ihnen werde ich für Alles, was mir Gutes erwiesen wird, verpflichtet sein. Ich weiß recht gut, daß es bisher dazu an Gelegenheit ge=

---

*) Geschäftsführer der Gräfin Königsmark und des Grafen von Sachsen.

**) Früher Geschäftsführer der Gräfin K. in Dresden.

mangelte und erkenne schmerzlich, daß ohne Vergleich Niemand mehr vernachlässiget ist, als ich. Darum erwarte ich ruhig den Glückswechsel — dessen Erfolge Niemand mehr verdient, als Se. Durchlaucht, die die Wünsche aller Welt für sich hat. — Man sagt, sie sei zu Grodno gewesen und schon wieder nach Mitau zurück gekehrt; auch erwartet man die Ankunft des Königes. —

Dresden, den 19. August 1727.

Von Sr. Durchlaucht habe ich zwei Briefe, einen von Danzig, den andern von Mitau, welche das hier verbreitete Gerücht, die Polen hätten ihn gefangen genommen, zu Schanden machen. Er hatte sich nach Libau eingeschifft, konnte aber wegen widriger Winde nicht in See stechen. Nun ließ er sich mit vier Officieren ans Land setzen und wandert lange Zeit durch Holzungen, bis er nach 36 Stunden ohne Nahrung in das Haus eines kurländischen Edelmannes angelangt. Von dort erreicht er Mitau, wo der Adel ihn mit Jubel empfing. Herr Lager — schreibt mir die Versicherung, daß für Se. Durchlaucht Alles gut gehe. Zwei Regimenter, welche die Polen zur Unterstützung der Kommission beorderten, haben von dem lithauischen Groß=Feldherrn Gegenbefehl erhalten. Die Kurländer halten sich für stark genug, sie haben die polnischen Abgeordneten nicht hören wollen, indem sie erklärten: sie hätten mit ihnen nichts zu schaffen. So wird es kein großes Unglück sein, wenn unsere Mannschaft etwas spät anlangt. Die Kommission ist den 28. zurückgeschickt, und ich glaube, sie wird sich auflösen.

Nach einer Erklärung des Juden Meier von Paris aus, soll Se. Durchlaucht sein Gehalt schon voraus bezogen haben, weshalb er in Sorge der Wiederbezahlung ist.

Dresden, den 21. August 1727.

— Ob das wahr ist, was Ew. Excellenz an Pauli schreibt von zwei hundert Mann, weiß ich nicht; doch ist es nicht möglich, daß dieselben schon in Preußen sein können. Sollte man sie festhalten, so wäre dieses dem Frieden von Clifon zuwider. Sie dürfen durchmarschiren. Die Fahrzeuge mit Wein und Kriegsbedarf werden angekommen sein. Die Bewohner der Insel der Verbannten (L'isle des proscrits) haben unbezweifelt Zufuhr nöthig, wenn die Sachen streng genommen werden; doch halte ich die Polen dazu nicht für schlecht genug. Geldsendungen können Ew. Ex. an Herrn Samuel Trugard in Hamburg schicken, der sie weiter über Lübeck befördern wird.

— Hier ist ein Kammerdiener des Herrn Le Fort, unseres Geschäftsführers in Petersburg angekommen, mit Depechen für den König. Er ging durch Mitau und versichert, Se. Durchlaucht, indem sie auf die Jagd gingen, gesehen zu haben. Auch erzählt er, an der Gränze Kurlands ständen zehntausend Moskowiter. —

Dresden, den 21. October 1727.

Von Herrn Endter erhielt ich die betrübte Nachricht von der Kränklichkeit Ihrer Excellenz, die er dem Kummer über die schlechte Wendung, welche die Angelegenheiten Sr. Durchlaucht nehmen, beimißt. Ich weiß nicht, welche Nachrichten Sie bekommen haben; doch hier ruft alle Welt für Se. D. Viktoria. Auch versichert man, von Leipzig aus wären ihm 50,000 Thaler übermacht, und die Herzogin von Kurland habe den russischen Hof für ihn gewonnen. Ich habe von Sr. D. Briefe vom 14. mit der Benachrichtigung, daß man seine Dienerschaft zurückgesandt, die Kommission aber deren Equipage unter sich getheilt habe. Se. D. hoffen, solche mit Zinsen bald wieder zu erhalten. Man hat daher nicht Ursach, zu verzweifeln, noch sich so große Sorge zu machen. Ich

glaube, das Uebel Eurer Excellenz hat eine andere Ursach. Der Himmel gebe, daß ich bald bessere Botschaft von Ihrer Gesundheit erhalte. —

Der Graf Axel Cronhielm an die Gräfin Aurora Königsmark *).

Mitau, den 24. Januar 1727.

Seit meinem Hiersein lasse ich keinen Posttag vergehen, ohne daß ich mir die Ehre gebe, Ihnen zu schreiben; aber es vergeht kein Augenblick, ohne daß ich an die Reize Quedlinburgs gedenke. Wenn sonst die Zeit die grausamsten Schmerzen lindert, so vermehrt sie nur meinen Kummer. Nichts kann mich von diesem Geständnisse zurückhalten, was auch dessen Folgen sein mögen, denn ich bin aufgeregter und angegriffener als je.

Der Prinz (der Graf von Sachsen) beträgt sich gegen mich verbindlich und freundlich; doch das ist Alles, was er thun kann. Er hat, seit Herr von Fontenay in Petersburg ist, die Herrn Dastelet, königlichen Kammerherrn, Bombel und Glasenap, beides Gardeofficiers, um sich. Diese Herrn

---

*) Graf C. war, ehe er nach Kurland ging, bei der Gräfin A. in Quedlinburg, aus welcher Zeit mehrere trauliche Billets vorliegen. Hier heißt es:

„Ich wage nicht, so laut zu sprechen, als der Page, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Hat der unbarmherzige Schnupfen noch nicht aufgehört, Sie zu quälen? Ich flehe Sie an, ihn mir abzutreten, wodurch Sie, ohne zu sprechen genöthigt zu sein, mir beweisen können, daß Sie einiges Wohlwollen für mich haben." —

Ein anderes Mal:

„Ohne Ihre Unterhaltung beschwerlich zu finden, bin ich sehr glücklich, von Ihnen selbst, Madam! zu erfahren, daß Sie einen Theil Ihrer Stimme wiedererhalten haben, mag sie sich im Alte oder im Tenor vernehmen lassen. Ich gestehe mit aller Aufrichtigkeit, daß ich mir hierüber von Ihnen Auskunft erbitte, da ich nicht Tonkünstler genug bin, um jenes zu entscheiden." —

machen seine Gesellschaft und erhalten nichts, als den Tisch. Am meisten kümmert es mich, daß mein hiesiger Aufenthalt nutzlos ist. So lange der Prinz nichts als Regierungsnachfolger ist, erhält er kein Einkommen. Der hiesige Adel ist unerhört karg. Ohne Hülfe der drei tausend Dukaten, welche ihm der König eben schickt, ständen seine Angelegenheiten schlecht. Er errichtet eine Leibwache von hundert Mann, wovon vierzig Mann geworben sind. Weiter hat er keine Truppen, aber doch begreife ich nicht, wie er sie unterhalten wird *). So bin ich sehr verwundert, wie der Prinz Ihnen, Madam! sagen kann, daß er daran sei, vier tausend Mann Truppen zu haben, und daß er, bei der Bildung seines Hofes, mich zum ersten Stallmeister machen werde. Ehe er nicht regierender Herzog ist, kann er sich keinen Hof einrichten, und selbst wenn er die Herzogin heirathete, für die er nicht die geringste Neigung hat, so würde er seine alte Umgebung behalten müssen. Das Einzige, was mich schmeichelt, ist, daß ich sehe, ich gefalle dem Prinzen. Man darf hoffen, daß sich die Wahl erhält. Die Kaiserin von Rußland schickt einen General, um den Kurländern ihren Schutz zuzusagen, und der König läßt sich durch seinen Minister zu Petersburg eifrig darum bewerben. Wie unglücklich bin ich, eine zuverlässige Stellung aufgegeben zu haben für eine abenteuerliche Aussicht, Glück zu machen; denn Sie können glauben, daß hier kein Verlaß ist und daß der Prinz, sobald seine Sachen irgend im Reinen sind, sogleich zurück nach Paris geht. Meine Hoffnung ist allein auf den König von Polen gerichtet. — Haben Sie die Gnade, mich zuweilen schriftlich in meinem Unglücke zu trösten. —

*) In einer Nachschrift heißt es: „der Prinz bittet die Ständeversammlung um Unterhalt für seine Leibgarde; doch diese Herrn Landstände verwilligen nichts, denn sie sind zu filzig (vilains).“

Desgleichen.

Mitau, den 3. Februar 1727.

Dieses ist der sechste Brief, den ich mir die Ehre gebe, Ihnen zu schreiben, ohne daß Sie mich der Gnade einer Antwort würdigen. Verzeihen Sie meine unbescheidene Beharrlichkeit im Briefschreiben, nachdem so offenbare Zeichen mir darthun, daß meine Zuschriften Sie nicht mehr ansprechen. Alles, was ich dadurch zu erlangen trachte, ist, Sie zu dem Grade der Mißgunst zu bringen, daß Sie völlig mit mir brechen. Halten Sie mich für unwürdig, darüber mir eigenhändige Befehle zu ertheilen, so können Sie mir ja von irgend Jemandem schreiben lassen. Ich werde immer Ihren Befehlen Folge leisten, wenn ich auch nicht verspreche, es ohne Murren zu thun. Ich glaube mich nicht schuldig und die Ungerechtigkeit, welche Sie mir zufügen, zu angreifend, als daß ich Sie mit Ruhe ertragen könnte. Vernachlässigungen von Ihnen, die ich vorhersah, schienen mir immer unerträglich, und in diesem Augenblicke empfinde ich ganz das Schreckliche derselben. Sie können, Madam! fortfahren, mich in Verzweiflung zu bringen, ich bin auf Alles gefaßt; Sie machen das Unglück meines Lebens, dessen einziges Glück Sie einst waren. —

Desgleichen.

Mitau, den 7. Februar.

Ich bin gar glücklich durch den Empfang eines Briefes, der alle Bekümmerniß beseitiget, nach so betrübenden Vorgängen. Nun gebe ich mich der Freude hin, da ich glauben darf, noch einigen Theil an Ihrer Gnade zu haben. Dieser Wechsel der Gefühle eines empfänglichen Gemüthes möge Sie, Madam! überzeugen von der entschiedenen Herrschaft, welche

Sie über mich haben. Ich beklage mich nicht ferner über das bestandene Verhängniß, denn es wurde Veranlassung Ihrer geneigten Wünsche für mich. Sie erweisen mir die Gnade, darzuthun, daß Sie sich für mein Dasein interessiren. Ich schätze mich glücklich, Ihnen dazu Gelegenheit dargeboten zu haben.

Es macht mir große Freude, zu hören, daß Graf Karl Emil (Graf Löwenhaupt, Auroren's Neffe) bereit ist zur Pflichterfüllung für unsern Prinzen (den Grafen von Sachsen), der mir sagte, er habe ihm einen verbindlichen Brief geschrieben, danksagend für seinen guten Willen, indem er versichert, daß er bei dargebotener Veranlassung auf ihn rechne. Ich fühle mich täglich mehr zu dem Prinzen hingezogen, je mehr ich ihn und seine trefflichen Eigenschaften kennen lerne. Wie sehr steht es zu beklagen, daß wir nicht selbstständig auftreten können. Man schmeichelte sich, Geld aus England zu beziehen; doch dieses schlug fehl. Jetzt muß man den Moskowitern die Sorge der Aufrechthaltung der Herzogswahl überlassen, und sie nehmen sich wirklich gut.

Ich gab mir schon die Ehre, Sie, Madam! zu benachrichtigen, daß ich im nächsten Märzmonate den Prinzen nach Dresden zu begleiten gedenke; ich hoffe, die Reise soll mich weiter führen. Diese Aussicht tröstet mich etwas über den langweiligen Aufenthalt in Mitau; ohne dieselbe wäre nicht auszuhalten. Hier giebt es nicht ein einziges Haus, das man besuchen könnte. Der Prinz ist dahin gebracht, daß er den größten Theil des Tages im Bette zubringt und sich den Don Quixote vorlesen läßt.

Für unsern Haushalt brauchen Sie keine Vorkehrungen zu treffen. Die Frau Großmarschallin Belinska hat Tafelgeschirr und allen Nothbedarf hergeschickt.

Viele Freude macht es mir, daß der Karneval zu Blankenburg so glänzend ist und zu Ihrem Vergnügen beiträgt. Ich beneide das Loos des Prinzen von Bewern, der Gelegenheit findet, sich in so vortheilhaftem Lichte zu zeigen. Ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Doch Niemand soll

es mir streitig machen, daß ich mehr, als irgend Jemand, und mit größerer Ehrfurcht, bin

Ihr

ergebenster, gehorsamster und

getreuester Diener.

C. A. C.

Desgleichen.

(Bruchstück.)

Mitau, den 21. Februar 1727.

— Krieg über die unschuldigen Worte, welche ich am Tage vor meiner Abreise sagte. — Sie wissen, Madam! zu gut, was Sie davon zu halten haben, als daß Sie denselben eine so böse Deutung geben können. Schenken Sie ihnen, ich flehe darum, eine Erklärung, welche den wahren Sinn besser trifft. —

Desgleichen.

Mitau, den 24. Februar 1727.

— Nach den Ihnen schon gemachten Mittheilungen bin ich sehr zufrieden, den Prinzen nach Dresden begleiten zu können, nur fürchte ich, daß dieses wider Erwarten sich verzögert, und daß der König noch den ganzen nächsten Monat in Warschau bleibt. Ich kenne die von Ihnen erwähnten neuen Dienstverhältnisse nicht; doch werde ich auf solche nie eingehen, wenn sie mir die Freude, Sie zu sehen, rauben und mich verhindern, jede sich darbietende, günstige Gelegenheit zu benutzen. Hierzu, oder um dieses zu verhindern, legte man Ihnen meine Briefe vor. Ihr letztes Schreiben erscheint mir so theilnahmelos, daß ich meine Meinung darüber verschweige.

Der frühlingsartige Kopfputz der Prinzessin von Hoymb *) bekundet hinlänglich, daß sie ihre Plane nicht darauf beschränken, mir zu gefallen, wie Sie mir einreden wollen. Doch ich begebe mich meiner Seits aller Ansprüche auf ihre Blüten, auf ihre Früchte und auf sie selbst.

Desgleichen.

Den 24. März 1727.

— Verstatten Sie mir die Zuversicht, daß Sie fortwährendes Wohlwollen für mich hegen. Meine Gesinnung hat nichts an Lebendigkeit verloren und bleibt, so lange ich lebe, sich gleich. Meine süßesten Stunden sind die, welche mir die Freuden, die ich in der Probstei genoß, vergegenwärtigen. —

Desgleichen.

Den 18. April 1727.

— Wie erfreuet bin ich, Ihnen hier melden zu können, daß wir Nachricht von Sr. Durchlaucht (dem Grafen von Sachsen) haben, der sich zu Breslau befindet und den König, welcher den 5. kommenden Monats dort durchreist, erwartet. Se. Durchlaucht hat sich nicht abhalten lassen, in Warschau Vieles zu wagen. Gott sei gedankt, daß er nun in Sicherheit ist. Nach seinen Briefen erwarten wir ihn den 16. nächsten Monats hier zurück. Der König mißbilliget Alles, was von den Polen gethan ist. — Wir gewinnen Zeit, sachdienliche Maaßregeln zu nehmen.

---

*) Hoymb ein Flecken, östlich von Quedlinburg gelegen, damals die Residenz einer apanagirten Linie des fürstlich Anhalt-Bernburgischen Hauses.

Desgleichen.

Mitau. (Ohne Datum.)

Das Mißgeschick, von Ihnen so selten Nachricht zu erhalten, schreckt mich wie Sie sehen nicht zurück. Es macht mir immer Freude, Ihnen zu schreiben. Man muß sich in sein Schicksal finden. Etwas tröstet es mich, daß Sie mir nicht den Vorwurf machen können, Ihr Schweigen verschuldet zu haben. — Die öffentlichen Angelegenheiten sind nicht günstig. Die Polen wollen keine Vernunft annehmen. Die kurländischen Abgeordneten sind in Warschau verhaftet. Eine Kommission schickt sich an, dem Herzog Ferdinand die Regierung wieder zu verschaffen. Von der Thronfolge zu reden, hält man nicht für die rechte Zeit. — Se. Durchlaucht können ihre Ansprüche immer noch zur Sprache bringen. Ich wünschte um so mehr, daß sich die Sache bald entschiede, da der Krieg in andern Ländern unserm Prinzen Gelegenheit darböte zu angenehmeren, weniger Schwierigkeit habenden Verhältnissen. —

Ich kann mir die Hoffnung nicht versagen, daß Sie mir noch ein wenig wohlwollen. Erlauben Sie, daß ich mich dessen schmeichele. Die Erhaltung Ihrer Huld ist das vorzüglichste Ziel meines Strebens. —

Graf Friese *) an die Gräfin Königsmark.

Dresden, den 4. September 1727.

— Ew. Excellenz werden aus den Zeitungen ersehen, daß der Rücktritt des Grafen von Sachsen nicht von der Kommission gefordert wird, sondern durch die unerwarteten Maßre-

*) Ob dieses derselbe Graf Friese ist, den wir oben als begeisterten Anbeter der Gräfin Aurora kennen lernten, ist schwierig zu entscheiden. — Die Schriftzeichen sind einander ähnlich. —

geln der Moskowiter. Diese Maßregeln sollen darauf berechnet sein, die Republik mit ihnen in Betreff der Wahl zu vereinbaren, oder vielleicht den Grafen zu veranlassen, mit den Moskowitern eine Uebereinkunft zu treffen, auf Kosten seiner Verfolger, wenn nicht ein dritter Fall, zur Entscheidung seines Schicksals, eintritt. Man muß gestehen, daß er eine schöne Rolle spielt, und nicht ehrenvoller aus dieser Sache scheiden kann, als indem er nur einer so mächtigen Monarchie, wie die Moskowitische ist, weicht. In diesem Falle wird er bei seiner Rückkehr in Frankreich gleiche Achtung finden und unbezweifelt von uns nicht minder geliebt werden. — Dieses ist Alles, was ich Ihnen, Madame, zu sagen weiß, um Ihnen die rechte Ansicht über das Schicksal eines Sohnes, der Ihre ganze Zärtlichkeit verdient, zu geben.

Für Ihre Theilnahme an der Veränderung, welche der König mit meiner Stellung vorgenommen hat, sage ich Ihnen unterthänigen Dank. —

Wenn die Moskowiter keinen andern Zweck haben, als den Grafen von Sachsen zu vertreiben, so bleibt dieses eine Sache zwischen dem Zaar und ihm. Dann kann er sagen, was der Flußgott Achelous vom Herkules sagte, als er dem Theseus den mit jenem gehabten Kampf erzählte. —

An die Gräfin Königsmark von unbekannter Hand, M. unterzeichnet.

Den 18. September 1727.

— Sonsten berichte Ihro hochgräflichen Excellenz, wie gestern von Hannover die Nachricht eingelaufen, daß der König den Herrn Schloßhauptmann von Goertz abgesetzet. Man sagt hiervon mancherlei Ursachen; das Hauptsächlichste ist wohl dieses, weil er das Fräulein von Oppeln, der er sich vorhero in Präsenz der Königin versprochen gehabt, nicht genommen, und doch mit selbiger vier Kinder erzeuget hat. Er soll auch bereits weg sein, aus Hannover. Der Herr Präsi-

dent von Weisberg hat sich dergestalt hierüber entsetzet, daß er nicht mal ins Collegium kommen können. 2) Ist auch Ordre gekommen, daß der Herr Geheimerath von Hardenberg als Hofmarschall Rechnung vom Jahre 1705 bis hierher ablegen soll. 3) Der Herr Graf von Oynhausen soll als Oberjägermeister Rechnung von seinen Jahren ablegen, welches schwer hergehen wird, weilen man viele Unrichtigkeiten vermuthet. 4) Der sogenannten Duchesse, welche zwei Millionen in England zinsbar angelegt hat, sind zwar jährlich 50,000 Rthlr., so lange sie lebet, accordiret worden, nach ihrem Tode aber soll solches Kapital wiederum in die Königliche Cassa einfließen, welche Zeitung sie dermaßen alteriret, daß es nicht zu sagen sein soll. Man glaubt und vermuthet sehr stark, daß noch mehr Neues bald passiren wird; ich werde sogleich, und sobald nur was höre, Ihro hochgräflichen Excellenz hiervon Nachricht ertheilen. —

Desgleichen.

Kloster-Owitz, den 18. November 1727.

Ma très chère soeur!

Graf Cronhielm ist glücklich angekommen und hat mich mit der Nachricht erfreuet, daß er Euch ziemlich restituiret gefunden, und daß Ihr gottlob viel gesunder aussehet, als ich. Ich hoffe deshalb, daß Euer langwieriger Husten nur eine starke Erkältung und keine Schwindsucht ist. — Er hat mir auch von unserm Prinzen viel Gutes gesaget und scheinet sehr erkenntlich zu sein für alle Gnade, die ihm sowohl bei Euch, als diesem lieben Herrn widerfahren ist. —

Die dem geliebten Sohne gemachten Anstrengungen, zur Erlangung des Herzogthumes Kurland, waren ein Abgrund, welcher immer neue Opfer forderte. Kaum noch zweifelhafter

war der Erfolg der feindlichen Einwirkungen von Seiten der in Verwirrungen ihr Heil suchenden Polen, von Seiten Rußlands, welches seine feste Politik, zur Machtvergrößerung nach Westen, nach Peters des Großen Plane, nie hinten ansetzte, und von Seiten August's, der nur geheim dem Sohne der Liebe mehr wohl wollte, als er als König von Polen gestehen durfte. Niemand durchblickte diese unglückselige Verpflechtung der Verhältnisse vielleicht richtiger, als die Gräfin Königsmark im Jahre 1727, in welchem der Graf von Sachsen, nachdem er seinen Vater in Pillnitz gesehen hatte, wieder über Danzig nach Kurland zog, um mit kühner Verwegenheit dem feindseligen Gestirne die Spitze zu bieten.

Die Gräfin Aurora ward indeß von mancherlei Sorgen und körperlichen Beschwerden gefesselt an ihren pröbsteilichen Sitz auf dem Schloßberge bei Quedlinburg *). Ueber die Abnahme des Glanzes ihres Namens und ihrer Umgebung, über die wachsenden Schwierigkeiten bei der Aufbringung bedeutender Geldbedürfnisse konnte sie sich täuschen; über den Verfall ihrer körperlichen Reize war solches nicht möglich. Sie kränkelte schon seit mehreren Jahren und fühlte selbst die Abnahme geistiger Regsamkeit und des Frohsinnes, welche sie so glücklich in die reiferen Lebensjahre hinübergerettet hatte. Sie hielt für vorübergehende Unpäßlichkeit die Vorzeichen einer Krankheit, welche in gewissen Perioden des weiblichen Alters leicht unheilbar wird. Mit großer Abspannung trat eine be-

*) Ihre Neigung zum Luxus spricht sich in dieser Zeit aus in den zahllosen Kaufmannsrechnungen ihres Nachlasses über Kleinodien, Bijouterien, Silbergeschirr, Prachtkleider und Apothekerwaaren, letztere zu dreifachem Gebrauche, als Arzeneien (das Einnehmen war ihr Gewohnheit), zu mancherlei Toilettenkünsten und alchymistischen Versuchen. Bei aller Verschwendungssucht verleugnet sie die Neigung zur weiblichen kleinlichen Knickerei nicht: bald wird der Preis von Kleinigkeiten bestritten, dann über den Kours der Münzsorten gerechnet, die Qualität der Waaren, nach längst gemachtem Verbrauche, angefochten, oder der ungestüme Mahner schnöde zur Geduld verwiesen, zur Strafe der Unbescheidenheit. Hier wird nur zu sichtbar, daß sie von Wucherern, Juden und Advokaten mehr gelernt hatte, als einer liebenswürdigen, vornehmen Frau zu wissen Noth thut.

schwerliche Fülle des Körpers hervor, während sie an Engbrüstigkeit litt: alles Zeichen der Wassersucht. So trat sie in leidendem Zustande dem Jahre 1728 entgegen. Unter dem 20. Januar schrieb ihr die längst befreundete Herzogin von Braunschweig, die Gemahlin des Herzogs Ludwig Rudolph, Christine Luise, geborne Prinzessin von Oettingen, aus ihrer Residenz, dem nachbarlichen Blankenburg:

„Doppelt beklage ich, daß ich die Freude Ihres Besuches vermissen mußte, da die Redoute des Reizes Ihrer Gegenwart entbehrte und eine bedeutende Unpäßlichkeit Sie verhinderte, zu uns zu kommen. Von ganzem Herzen wünsche ich Ihre baldige vollkommene Wiederherstellung. Zwei Ihrer Hofdamen verherrlichten die gestrige Redoute, und vergrößerten das Bedauern, dieselben nicht in Ihrem Gefolge gesehen zu haben. Bald hoffe ich, mündlich versichern zu können, wie vollkommen ich bin,

Madame,

Ihre

ergebenste Dienerin

Christine Luise.

N. Sch. Der Herzog trägt mir auf, Ihnen die Versicherung zu geben, wie er nichts mehr wünsche, als daß Sie an unsern kleinen Vergnügungen Theil nehmen möchten. Die Schauspieler sind dafür, daß sie deutsche sind, noch ganz erträglich. Wenn Ihre Unpäßlichkeit Ihnen erlaubt, dieselben in der Polonaise und in der Nachthaube zu sehen, so sollen Sie es in meinem geheizten Zimmer recht warm finden. —“

An beständiges Mediziniren zur Bekämpfung gegenwärtiger und künftiger Uebel zur Erhaltung der Schönheit und des Wohlseins hatte sich Aurora gewöhnt. Es war dieses ein Modegebrauch, der zu den Toilettenkünsten gezählt wurde. Jetzt ließ sie es nicht an Zuziehung ärztlicher Hülfe fehlen. Da die Vorschriften ihres Leibarztes, des Dr. Kaulitz zu Quedlinburg, eines damals berühmten Mannes, nicht die erwünschte Hülfe brachten, wurde der Doktor Röseler aus Halberstadt zu Rathe gezogen. Aus einem Briefe desselben an Kaulitz vom 1.

Februar 1728 erhalten wir einige Nachrichten von der Krankheit:

„Ew. beliebtes Schreiben habe ich wohl erhalten und daraus mit Mehrerem die Indisposition, als accurate Beschreibung und Historiam morbi J. Hochgräfl. Exc. der Frau Comtesse von Königsmark ersehen. Wie nun Ew. Hochedelg. bei allen vorkommenden Zufällen als ein sehr erfahrener und vernünftiger Medicus gar methodice und wohl procediret, so wüßte ich auch vor mein Ermessen wohl nicht mehr dazu anzurathen, als daß man, um die Organa respirationis von denen — humoribus — zu liberiren, und folglich diesem faciliorem respirationem zu machen, daß man mit medicamentis pectoralibus et incidentibus, soviel schon geschehen, continuire, dazu auch einen Zusatz von Arcan. duplic. wohl in Vorschlag bringen wollte, oder eine Ess. gummi ammon. mit der Ess. Myrrhae versetzt. Das Erstere würde ein schleichendes Fieber stören, das letztere aber glutinositatem humorum resolviren; als folglich diesem, so stelle ich zu Ew. Hochedelgeb. Ueberlegung hin, ob es nicht rathsam wäre, ein Decoctum laxativum mit Manna versetzt um den vierten Tag zu geben, nisi obstet debilitas virium, welches ich absens nicht judiciren kann. Sonst ist der Zustand von Ihro Hochgräfl. Excellenz so beschaffen, daß man Ursach hat, mit vieler Vorsichtigkeit Abwechsel nicht anzurathen. Da aber Ihro Hochgräfl. Exc. und Gnaden wollen, daß ich selber meine unterthänige Aufwartung, und mithin die Ehre haben soll, mit Ew. Hochedelgeboren in loco zu consultiren, so bin ich dazu unterthänigst willig und bereit. Nur ersuche ich Ew. Hochedelgeboren, die Sache dahin gütigst zu dirigiren, daß, wann mir Pferde und Wagen geschickt werden, selbige morgens früh hier sein mögen, damit ich gegen Abend wieder zu Hause sein könne, weil meine vielen rathhäuslichen*) und anderen Geschäfte nicht zulassen, daß ich lange aus der Stadt sein kann. Ich bleibe übrigens mit aller Ergebenheit" u. s. w.

Schon in den nächsten Tagen gab die Kranke selbst die

---

*) Dr. Röseler war zu Halberstadt auch Bürgermeister.

Genesungshoffnungen, welche sie bis dahin nährte, auf und traf mit ruhiger Besonnenheit letztwillige Verfügungen, bei welchen sie dem Wahne des irdischen Reichthumes nicht entsagte, obgleich ihr Nachlaß nur in zweifelhaften, erst durch Prozesse auszumachenden Ansprüchen und in geringer Habe bestand. Zu letzterer gehörte eine zahlreiche, freilich veraltete Garderobe; kaum nennenswerth waren die Kleinodien *), bedeutender das Silbergeräth; an baarem Gelde fand man nur 52 Thlr. 10 Sgr. 8 Pf. vor; dagegen Schulden in vielen Städten und Ländern. Sie hatte schon früher ein Testament gemacht, welches man nach ihrem Tode in einer Cassette fand, mit eigenhändiger Aufschrift, woraus zu ersehen, daß sie dasselbe der Aebtissin habe überreichen wollen mit der Bitte, solches dem Könige von Polen zu überschicken. Da Ersteres unterblieb, unterließ die Aebtissin später auch Letzteres, und sonderbar genug, schon drei Monat nach dem Tode der Gräfin war dieses Testament verschwunden, ohne daß es wieder ans Tageslicht kam; ein gräflich Löwenhauptscher Bevollmächtigter Dr. Tilemanns aus Bremen wird von dem Bevollmächtigten des Grafen von Sachsen Massey beschuldigt, es über die Seite gebracht zu haben. Nur der Umschlag mit der eigenhändigen Aufschrift: „Dieses ist mein letzter Wille, wegen meiner hiesigen Angelegenheit. Maria Aurora Königsmark," ist in den Acten des Archives der Provinz Sachsen zu Magdeburg noch zu finden. Als der Schlußakt ihres Lebens hinsichtlich der Bestimmungen über ihren irdischen Haushalt ist ein Codicill zu betrachten, welches Aurora am 10. Februar entworfen hatte und am folgenden Tage der Aebtissin Maria Elisabeth, welche sie um einen Besuch gebeten, einhändigte und dringend ersuchte: über den Inhalt desselben zu halten. Besonderen Abschied von den Nächstbefreundeten, von ihrem Sohne, ihrer Schwester u. s. w. scheint sie nicht genommen zu haben. — Ihr Krankheitszustand verschlimmerte sich von Tage zu Tage, bis der Todesengel ihre

*) Nur eine schöne Schnur Perlen, welche der halberstadter Juwelier J. F. Dübeler zu 820 Thaler taxiret, zeichnete sich aus.

Augen schloß in der Nacht vom 15. auf den 16. Februar 1728 *). — In den Registern der St. Servatii Stiftskirche zu Quedlinburg ist der Todesfall verzeichnet, aber höchst unvollständig und untreu; weder Geburtsort noch Alter ist angegeben: als Todestag wird der 18. Februar genannt, und doch soll das vierwöchentliche Trauergeläute den 17. Februar begonnen haben. Die eigentliche Beisetzung der Leiche erfolgte hiernach, „weil sich Hinderungen hervorgethan," erst den 29. April des folgenden Jahres, ohne daß der dabei herkömmlichen Feierlichkeiten erwähnt wird. Von einer Leichenpredigt, welche der darin verwebten Personalien und Parentation halber vielleicht manche biographische Zweifel gelöst hätte, ist keine Spur zu entdecken gewesen. Kaum zehn Monate vor der Pröbstin war deren feindselige Kapitelsschwester, die Dekanissin Maria Magdalena Gräfin zu Schwarzburg im 72. Jahre ihres Alters, im 52. ihres Kapitellebens, verstorben, und obgleich nach ihrer Kapitelsstelle, wie nach der bisherigen Lebensweise, hinter der prachtliebenden Pröbstin zurückstehend, ward bei ihrer Beisetzung nichts versäumt, was nach dem Herkommen zu dieser Feier gehörte, wie jenes Kirchenbuch ausführlich berichtet. Es heißt: „Am Himmelfahrtsabend geschahen die solennen Leichenceremonien bei einer ansehnlichen Prozession von den Herrn Räthen, Geistlichen, Schulkollegen, Kämmerern, deren 12 den Sarg getragen und die Bürger die Fackeln. In drei Pulsen wurde Abends in der ganzen Stadt in allen Kirchen geläutet. Vor der Leiche gingen zwei von Adel, dann die beiden Herrn Marschalls u. s. f. Nach vorgängiger Musik wurde die Parentation vom zeitigen Superintendenten und Oberhofprediger gehalten und nachher auch die Kollekte abgesungen." — So wurde der Gräfin Königsmark nach den gewöhnlichen Begriffen von den letzten Ehrenbezeigungen nicht einmal das zu Theil, worauf sie, die sich im äußeren Glanze so gern über ihren Stand erhob, nach der innegehabten Stellung gerechte Ansprüche machen durfte. Un-

---

*) Der 16. Februar 1728 wird in den Stifts- und Gerichtsakten mehrere Mal als der Todestag der Pröbstin angegeben.

term 18. Februar meldet die Aebtissin den Todesfall der Pröbstin der verwitweten Gräfin Löwenhaupt, als der Schwester der Verstorbenen, welche sie „douce et bonne" nennt, und zugleich den Wunsch ausspricht, eines der Familienglieder möge sich bei der feierlichen Beisetzung der Leiche einfinden, und die Angelegenheiten des Hauswesens, wie der Domestiken ordnen, wenigstens einen Bevollmächtigten zu diesem Behufe senden zur Regulirung des Nachlasses, wie es die Ehre der Familie erfordere.

Vom Hofstaate der Verstorbenen läßt die Aebtissin durch ihren Hofmarschall von Blücher in Eid und Pflicht nehmen: Ein Kammerfräulein, drei Kammerjungfern, eine Ausgeberin, eine Kammermagd, eine Waschmagd und eine Küchenmagd; ferner einen Probsteirath, einen Sekretair, einen Pagen, einen Hausverwalter, einen Koch, einen Tafeldecker, einen Bedienten, einen Kutscher, einen Boten, einen Küchenjungen. — Dieses war aber nicht das ganze Personale ihres Hofstaates, obgleich schon überzahlreich für ihre in Verfall gerathenen Finanzen. Die Besorgniß für die Nachlaßregulirung veranlaßte die Aebtissin schon fünf Tage nach dem Todesfalle sich schriftlich an den König Georg II. von Großbritannien zu wenden und zu erzählen, daß die jetzt verst. Gräfin Königsmark bei der Uebernahme der Probstei-Prälatur sich durch eine Kapitulation eidlich verpflichtet habe, die Prälatureinkünfte nicht eher anzutreten, bis die darauf haftenden Schulden getilgt sind, ferner keine neuen Schulden zu machen und sich hierzu mit ihrem ganzen Vermögen zu verbürgen. Nun ergebe sich, daß die verst. Pröbstin über 10,000 Thaler (bald ergab sich eine weit größere Summe) Schulden nachgelassen, deren Betrag gar nicht, oder nur zum geringsten Theile in der Pröbstin Nutzen verwendet. Es hätten die Königsmark'schen Erben aber bei der Kurfürstl. Kammer zu Hannover, wegen früheren Besitzthumes im Herzogthume Bremen ein bedeutendes Kapital zu fordern, von welchem der Verst. eine ansehnliche Post zufallen müsse. Nun bittet die Aebtissin von diesen der verst. Pröbstin zufallenden Geldern nichts auszahlen und verabfolgen zu lassen, sondern davon erst die Schulden, Trauer- und Begräbnißkosten, letztwillige Bestimmungen und Legate zu berich-

tigen „zur Aufnahme und Erhaltung unseres bereits genugsam bedrängten Stiftes." — König Georg II antwortet aus seinem Palatio zu St. James unter dem 12. März 1728, daß die Königsmark'schen Erben wegen gewisser bremenscher Domainalstücke an die kurfürstliche Rentkammer große Forderungen machten; deswegen werde ein gerichtlicher Rechtsstreit geführt, welcher erst ergeben werde, was sie bekämen; jedoch solle, so viel thunlich, auf den Antrag der Aebtissin Reflexion genommen werden. —

Der Inhalt jenes oft erwähnten Codicill zeigt kaum eine Spur, daß die Erblasserin sich es einfallen ließ, der Vermögensbestand möchte nicht hinreichen, die Schulden zu decken, viel weniger die gemachten Legate zu berichtigen. Der Universalerbe (der Graf von Sachsen) trat die Erbschaft später cum beneficio inventarii an. — Was die Legate betrifft, so wird zwar gesagt, daß die Beisetzung des Leichnams, „ohne großen Pomp" geschehen soll, jedoch wird behufs derselben und der Trauer die Auszahlung von 1000 Thlrn. verordnet. Verwandte und Domestiken werden mit Geschenken bedacht, wogegen die Kapitelspersonen und eigentlichen Stiftsdiener (mit Ausnahme des Superintendenten von der Schulenburg) nichts erhalten, als die Aebtissin den Wunsch ersprießlichen Wohlseins und glücklicher Regierung und sonst die Bestimmung, daß die Verlassenschaft so lange ungetheilt zusammen bleiben soll, bis die Stiftsschulden getilgt sind. Der armseligen Bitte an den König von Polen, daß er drei große Perlen, welche in Dresden bei den Döring'schen Erben versetzt waren, einlösen möge, ist schon oben gedacht.

So unvollständig die noch übrigen Akten über Regulirung des Nachlasses, welche sich sehr ins Weite verzog, sind, so lassen sie doch deutlich die Verwirrung der ganzen Angelegenheit erkennen. Ein Neffe der Verstorbenen, Sohn der Gräfin Löwenhaupt, scheint mit großen Erwartungen herbeigeeilt, auf eingezogene Erkundigung aber schnell von dannen gezogen zu sein, wie am 18. April d. J. angezeigt wird, mit dem Antrage, daß das Frauenzimmer in der Probstei je ehr, je lieber den Abmarsch nehme, wo dann von Gerichtswegen

für die Sicherheit des Nachlasses zu sorgen. Den 29. Mai 1728 meldet sich als Bevollmächtigter des Grafen Moritz von Sachsen, dessen Sekretair Johann Mussey. Erst unter dem 12. Februar 1729 bewilligt die Aebtissin, daß der noch auf der Bahre stehende Sarg mit dem Leichname in den Parade-Sarg gehoben und beigesetzt werde, unter Zahlung der gewöhnlichen Gebühren an die Geistlichen und 100 Thlr. an die Kirchenfabrikatur für die Grabstelle, wozu es aber an Geld gefehlt zu haben scheint; denn einen Monat später zeigt der Hofprediger und Superintendent von der Schulenburg der Stiftskanzelei an, daß man ihn für das Leichenbegängniß mit 10 Thlr. habe abfinden wollen, da ihm doch de jure mehr gebühre. Er wisse nicht, was die Mandatarien, wenn die Leiche erst zur Ruhe gebracht sei, sowohl wegen jenes Ordinarii, als wegen des ihm vermachten Legates (von 100 Thlrn.) beabsichtigen, und bittet wegen seiner Forderungen „um Assistence." — Als ein Fräulein Königsmark, von Kötzlin aus, am 8. August 1729, gleichfalls die Auszahlung eines ihr verheißenen Legates urgirt, wird in der Antwort gesagt: Graf Moritz von Sachsen habe die Erbschaft angetreten und durch seinen Anwald den größten Theil des Mobiliarnachlasses öffentlich versteigern lassen, und den Erlös zu Begräbnißkosten, rückständigem Gesindelohne, Gerichtskosten und Vorschüssen, welche die abteiliche Kammer gemacht, verwendet. Die bis dahin liquidirten Schulden betrügen ohne die Zinsen 21,252 Thlr. 7 Gr. 10 Pf., wovon das Stift 4500 Thlr. fordere, zu deren Deckung, obgleich sich das gräflich Löwenhaupt'sche Ehepaar am 28. Mai 1700 zur Sicherstellung der probsteilichen Kapitulation mit 100,000 Thlrn. verbürgt, von der Aebtissin folgende Königsmark'sche Familienkapitale mit Arrest belegt wären: 4000 Thlr. und 20,000 Thlr. auf dem bremenschen Amte Bederköse und 28,141½ Thlr. auf Neukloster. Ueber beide hätte das Oberappell.-Gericht zu Zelle unterm 9. November 1727 ein Urthel erlassen, kraft dessen die dortigen Reluitionskommissarien solche den Königsmark'schen Erben auszahlen solle, wogegen aber Rechtsmittel eingeleitet wären. In der Hauptsache wird das Fräulein zur Geduld verwiesen.

Von den Königsmark'schen Gütern war die Aussicht auf Ertrag noch weiter aussehend; an der Spitze derselben standen die Hapsal'schen Besitzungen in Esthland, welche nebst den Gütern Nukőe und Wormsőo vom Grafen Jakob de la Gardie erkauft und dann dem Feldmarschall Königsmark für ein Darlehn von 100,000 Thlrn. überlassen waren; indeß war der Besitz derselben zwischen den Familien de la Gardie und Königsmark, und der letztern in den weiblichen Zweigen unter sich und unter verschiedenen Gläubigern streitig. Das Gut Rasyk war zu schwedischer Zeit reducirt, und die Entschädigungsansprüche bisher erfolglos geblieben, aber nicht aufgegeben, vielmehr bei verschiedenen Zahlungsverpflichtungen auf solche verwiesen.

Je öfter in vorstehenden Denkwürdigkeiten auf die endlosen Verwirrungen der Königsmark'schen Familienangelegenheiten verwiesen ist, um so mehr mögen diese wenigen Angaben zum Belege jener Andeutungen dienen und die beständige Geldnoth erklären, in welcher eine mit so vielen Glücksgütern ausgestattete Frau sich versetzt sah. Die andringenden Gläubiger strömten von allen Seiten herbei, als ihr Tod bekannt wurde; Verwandte und mit Legaten Bedachte, Dienerschaft und Bevollmächtigte, Juden und Christen griffen begierig zu, wo Beute zu machen war. Auch die Bevollmächtigten des Haupterben, des Grafen von Sachsen und der Gräfin Löwenhaupt, welche für sich und ihre Kinder mit mehreren Legaten bedacht war, geriethen in Streit und vermehrten das Gewirre, anstatt ihm abzuhelfen. Unter dem 29. Juli 1729 schreibt Graf Moritz aus Paris an den Löwenhauptschen Bevollmächtigten Dr. Tilemann, wie er seiner Mandantin melden möchte, daß er mit seinem Geschäftsführer Mr. Mussey sehr unzufrieden sei, da derselbe in der quedlinburgischen Affaire der Instruktion zuwider sich aufgeführt, mit dem Tilemann nicht de concerto agiret und alle unnöthige Diffikultäten dadurch nicht verhindert habe. — Obgleich die noch aufbewahrten Archivakten, (Nr. 21. Vol. 6.) die Verlassenschaft der hochf. Pröbstin G. Königsmark betreffend, bis zum Jahre 1748 gehen, so ist es doch zu keinem Schlußverfahren bis dahin gediehen. Doch ergab sich der Schluß von selbst,

wie ihn auch quedlinburger Familiennachrichten bestätigen: die meisten Gläubiger, nachdem sie vieljährigen Verdruß und Kosten zum Verfolg ihrer Rechte gehabt hatten, gingen leer aus.

Der wichtigste Theil des Nachlasses, der schriftliche, scheint auch ein Opfer der Zeit geworden, und theilnahmelos verschwunden zu sein. Zwar nahm ihn, als Sohn und Haupterbe, der Graf von Sachsen, nach einer Eingabe an die Stiftskanzelei vom 12. Mai 1729 — also ziemlich spät — in Anspruch und bat um dessen Auslieferung; doch ohne auf diesen Gegenstand viel Gewicht zu legen und ihn durch seine Bevollmächtigten eifrig zu verfolgen. Gewiß ist, daß dieser Theil des Nachlasses nicht vollständig in der probsteilichen Residenz verwahrt wurde; Manches war in Dresden und Leipzig in Verwahrung gegeben und kam, durch die Obacht des Königs von Polen und anderer dabei Interessirter nicht wieder zu Tage. Die Papiere, welche die eigentlichen Königsmark'schen Familien-Angelegenheiten betrafen, nahm mit Recht die Gräfin Löwenhaupt in Anspruch, da der Graf von Sachsen der Familie nicht legal angehörte. Wenn man des oben erwähnten Umstandes gedenkt, daß Dr. Tilemann als Löwenhaupt'scher Bevollmächtigter beschuldigt wurde, sich der Testaments-Urkunde bemächtigt zu haben, so steht der Verdacht nicht fern, daß er, lange vorher, ehe der Graf von Sachsen einzuschreiten versuchte, andere wichtige Dokumente und Briefschaften des Nachlasses, ohne weitere Formalitäten hinnahm. Ob und was Hierhergehöriges nach jenem Antrage dem Grafen von Sachsen überliefert wurde, ergeben die Akten nicht. Dem abteilichen, wie dem probsteilichen Archive ward nichts zur Aufbewahrung übergeben. Die den Briefschaften gewidmete Aufmerksamkeit war so gering, daß z. B. bei dem oben erwähnten Verkaufe eines Theiles des Mobiliar-Nachlasses ein Schränkchen, nach chinesischem Geschmacke verziert, versteigert wurde, in dessen versteckten Behältnissen sich späterhin durch Zufall geheime Papiere fanden. Auch ist ausgemittelt, daß der in den Zimmern der Gräfin vorgefundene schriftliche Nachlaß — wenigstens zum Theile, — aus der Probstei in ein Gewölbe der Stiftskirche, unter der Orgel, gebracht wurde, und dort mehrere Menschenalter

unbeachtet liegen blieb. Zur Zeit der westphälischen Occupation wurden die Scripturen hier weggeschafft, weil sie im Wege lagen, und unbeachtet in ein Zimmer der Probstei geworfen, in dessen Nachbarschaft man bald nachher Werkstätten zur Militairbekleidung einrichtete. Unter Staub, Schutt und Kehricht boten sich die unverschlossenen, vom Zufall umhergetriebenen Papiere jeglichem Verbrauche dar, so daß der Herausgeber dieser Denkwürdigkeiten es dem glücklichen Ungefähr verdankt, wenn sich späterhin Gelegenheit ergab, noch manches Blatt zu retten und so diese Sammlungen zu bereichern. Die Nachforschungen nach Königsmarkschen Papieren, welche vielleicht in das Löwenhaupt'sche Familienarchiv übergegangen sind, haben bisher keinen Ertrag dargeboten. — Wo der Nachlaß des Marschall von Sachsen geblieben, und ob daraus Nachrichten zur Geschichte der Gräfin Königsmark zu schöpfen sind, kann nicht beantwortet werden. —

Beilage.

Quedlinburgische Geschichten.

Vorwort.

Die Geschichte Quedlinburgs hat ergiebige Quellen. Erath's bekannter Codex diplomaticus Quedlinburgensis (Frankfurt a. M. 1714) bleibt das Hauptwerk; hiernächst viele Chroniken verschiedenen Werthes. — Gottf. Christ. Voigt gab eine Geschichte des Stiftes Quedlinburg heraus (in drei Bänden, 1786 bis 1791), welche nur bis zur zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts geht; bei vielen Mängeln verdienstlich; — Joh. Heinr. Fritsch in zwei Bänden (1828) eine Geschichte des Stiftes und der Stadt Quedlinburg, die bis zur neuesten Zeit geht und für diese nicht werthlos ist, während für die ältere Geschichte das wunderliche Bemühen, an seinem Vorgänger Voigt zum Meister zu werden, oft Uebereilung verräth und bescheidene Vorsicht, Ruhe und Talent für Geschichtsforschung vermissen läßt. —

Was folgende Darstellung betrifft, so ist schon angedeutet, nach welchem Gesichtspunkte sie begonnen wurde, und wie sie dem Verfasser unter der Feder anwuchs.

Sachkennern braucht nicht gesagt zu werden, welcher Unterschied zwischen Geschichten und einer Geschichte, und wie viel leichter es ist, aus einem Zeitraume, von einem Volke, Lande oder von einer Stadt Geschichten zu erzählen, als die Aufgabe der Geschichte vollständig und würdig zu lösen.

I.

Bald nach dem Verfalle des so viele Länder und Völker umfassenden Reiches Karls des Großen begann eine neue Glanzperiode des deutschen Vaterlandes; um sie zur Reife zu bringen, bedurfte es eines Mannes, der Geist, Kraft und Willen hatte, seine Nation auf der Stufenleiter der Gesittung weiter zu führen. Dieser Mann trat auf in dem Volke, dessen eigenthümliche Stärke unter den Eroberungen der Franken und durch den Umsturz der heimathlichen Altäre, nachdem Wittekind sich hatte taufen lassen, gebeugt, nicht vernichtet war. Was konnte der Frankenkönig erlangen nach dreißigjährigem, blutigem Kampfe? Er errang der Sachsen Heerfolge und ihre Annahme des Christenthums, er mußte ihnen lassen ihre Gesetze, gleiche Rechte mit den Franken und heimathliche Fürsten, freie Herzöge. — Heinrich, Herzog der Sachsen, beherrschte die Erbe seines Vaters zwischen dem Rheine und der Oder, der Eider und dem Thüringer Walde. Konrad, aus dem Frankenstamme, mütterlicher Seits ein Nachkomme Karls, behauptete sich nur mühsam, als König der Deutschen, gegen Heinrichs Ansehen, und gestand ihm den Besitz Thüringens, welchen er ihm in Fehde nicht entreißen konnte, friedlich zu. Als Konrad, einhundert und vierzehn Jahre nach Karls des Großen Tode, auf dem Sterbebette lag, empfahl er den Großen des Reichs diesen Sachsenherzog zum Könige, des Va-

terlandes Bedrängniß höher achtend, als den Glanz des eigenen Hauses, welches durch den Besitz der Krone das erste der Christenheit geworden wäre. —

Heinrich war in seinen sächsischen Erblanden, wo der Bodestrom durch das Felsthor, die Roßtrappe, in den Vorharz tritt, in reizender Gegend voller unverkennbarer Spuren großer urweltlicher Revolutionen und des Rücktrittes mächtiger Wassermassen nach Norden hin; damals noch dicht mit Eichen- und Buchenwäldern bewachsen, nicht so wild als der Oberharz, wo Nadelhölzer erzreiche Gruben beschatten, günstig gelegen für Wildstand und Herden, bald auch zum Landbaue und zur Pflege bürgerlicher Betriebsamkeit, mehr für das Stillleben geeignet, als für den Welthandel, denn der Bodestrom treibt nur Mühlen, nicht Schiffe; der Wechsel von Berg und Thal weist Völker- und Kriegszüge zurück und erleichtert Vertheidigung des eigenen Herdes. — Hier genoß Heinrich den Frieden, beschäftigt mit Waidwerk, welches ihm den Beinamen, der Vogler, gab. Er wurde, wie erzählt wird, beim Vogelfange überrascht, als ihm Konrad's Bruder, Eberhard, Herzog der Franken, die Reichsinsignien überbrachte, nach vollzogener Königswahl zu Fritzlar im Hessenlande 919. — Eine unter dem quedlinburger Schlosse belegene, längst mit Häusern bebauete Gegend, der Finkenherd genannt, soll die Stätte sein, auf welcher die Abgesandten den neuen König der Deutschen trafen. Mehrere Orte machen Anspruch an diese Ehre. — Wo die Sage aufhört, beginnt die Geschichte — aber schwierig bleibt oft, zu entscheiden, was zum Gebiete der einen oder der andern gehört, da sie im Bereiche der Vorzeit, ehe sie sich trennen, in schwesterlicher Eintracht, pilgern. Beide bewahren gemeinschaftlich alte Denkmale, und haben gleiches Recht an den Erzählungen, welche verbrieft oder unverbrieft sich aus dem Strome der Vergangenheit retten.

Auf nahem Berge über dem Finkenheerde Quedlinburgs lag eine herzogliche Burg, welche, da ihr Besitzer deutscher König ward, und hier oft Hof hielt, Bedeutung gewann, und diese vermehrte, so lange der sächsische Regentenstamm die deutsche Krone besaß. Der Harz als Gesammtmasse wird noch

im Sachsenspiegel zu den Reichsforsten gezählt, und Quedlinburg erscheint in den Verpflechtungen früherer Zeiten oft als dessen Hauptort. Daß von den sächsischen Fürsten gerade dieser Standplatz als Centralpunkt ihrer Macht gewählt wurde, ergab die Nothwendigkeit. Sie hatten seit der Annahme des Christenthums, wodurch sie mit den Franken befreundet wurden, keinen mächtigern Feind, als ihre ehemaligen Bundesgenossen, die slavischen Völker, welche von der Havel her über die Elbe der Harzgegend zuzogen, aus deren Bereiche ihnen jetzt Verdrängung des Volksglaubens, Verbreitung des Christenthums und Tributauferlegung kam. Heinrich traf die Anordnung, daß besonders im Sachsenlande (dem Sitze seiner Macht, auch im Ruhme großer Ahnen und durch Beibehaltung der herzoglichen Würde, nach erlangter Königskrone), zusammenliegende Wohnungen mit Mauer und Graben umgeben wurden. Der zehnte Mann jedes Gaues mußte in diese befriedeten Städte ziehen; in ihnen wurden die Gerichte gehalten, in ihnen das Gewerbe der Bürger geschützt, und letztere für den Lehnempfang fähig, mithin wehrhaft gemacht, veranlaßt durch die verheerenden Raubzüge der Hunnen, deren wilde Schaaren über die fränkischen und sächsischen Gauen herströmten, von Südost her, indeß in Nordost die Slaven nur mit Mühe zurückgewiesen wurden. Die Menschen sich näher bringend, vervollkommte er die von Karl dem Großen begonnene Civilisation des Sachsenlandes, dessen Bewohnern, in der Erinnerung altheimathlicher Unabhängigkeit, Städte so widerwärtig waren, als Klostermauern. — Priesterthum und Bürgerthum aber wurden nun die Grundpfeiler der Größe Heinrichs und seiner Völker, sobald das Kriegsschwerdt ruhte. Aus beiden Institutionen ging Quedlinburg hervor, indem zerstreute Wohnungen zur Stadt gediehen, und mit der Burg daneben, gemeinschaftlich den Namen Quittlingenburg, später Quedlinburg erhielten. Der Natur der Sache nach schritt die Bildung der Stadt vor, so wie sich die Anbauer mehrten; die dargebotenen Vortheile waren zu überwiegend, als daß sich die städtischen Weichbilder nicht hätten bevölkern sollen. Die Familienburg erhielt durch die Nähe der Stadt mehr Sicherheit

gegen Feindesangriff und mehr Annehmlichkeit für den Friedensaufenthalt. Heinrichs Gemahlin, Mathilde, aus dem Geschlechte Wittekinds, ausgezeichnet durch Schönheit, Geist, Frömmigkeit und Tugend (deren Leben Kaiser Heinrich II. schreiben ließ), nachdem der Eheherr diesen befriedeten Ort, als künftigen Witwensitz ihr überlassen, ordnete an, daß neben der Kirche eine geistliche Stiftung für Jungfrauen ihren Sitz erhielt, welche von den Nachfolgern Heinrichs (er starb zu Memleben den 2. Julius 936) mit Sorgfalt gepflegt, mit Gnadenverleihungen, Vermächtniß und Länderbesitz bedacht wurde *). Heinrichs Leichnam ward in der Burgkirche St. Servatii, vor dem Altare des heiligen Petrus, beigesetzt, und seine Mathilde ließ sich hier, zur Seite ihres Gemahles, beerdigen. — Es lag im Geiste der Zeit, die Ruhestätte der Vorfahren durch klösterliche Stiftungen zu bezeichnen; man verherrlichte so das Gedächtniß der Ahnen, glaubte ihre Seligkeit zu befördern und sich selbst das himmlische Bürgerrecht zu sichern.

Mathilde, unterstützt von ihrem großen Sohne Otto I, welcher auf seinem Haupte die deutsche Königskrone mit der kaiserlichen Roms verband, verwandte ihre Witwenjahre zur Ausbildung dieser frommen Stiftung, und vermachte derselben viele Besitzungen, welche ihr als Heirathsgut oder Witthum gehörten. — Zunächst wurden Stiftsgebäude errichtet im Burgbereiche. Am Bodeflusse eine Stunde Weges hinauf, nahe der Roßtrappe, wo jetzt das Dorf Thale, lag ein Frauenkloster, Wenthusen, in große Bedrängniß und Armuth versun-

---

*) Justus Möser sagt: Große Familien sahen damals Jungfrauen-Klöster als die besten und ruhigsten Witwensitze an, stifteten solche mehrentheils in dieser Mitabsicht, und behielten sich den ersten Platz in denselben vor. Sie waren solchergestalt die glücklichsten und nützlichsten Einrichtungen ihrer Zeit; und die Töchter, welche darin unter der mütterlichen Aufsicht einer solchen vornehmen Witwe erzogen wurden, fanden sich an einer Art von Hofe, und zugleich in der Schule wahrer Frömmigkeit und Tugend, dergleichen außerhalb den Klöstern in der übrigen bewohnten Welt, damals gewiß nicht anzutreffen waren. — (Siehe: Osnabrückische Geschichte. Theil 1. Dritte Auflage. Seite 299.) —

ken. An diesen Konvent und an seine Aebtissin Diemot erging Mathilde's Aufforderung und Otto's Befehl, den schon der Vater Heinrich auf dem Reichstage zu Erfurt entschieden hatte, nach Quedlinburg in die neuangelegte Frauenabtei zu ziehen. Dieses erfolgte im Jahre nach Heinrichs Tode (937), in demselben, wo Wenthusen, mit Allem, was die Klosterfrauen daselbst besaßen, an das neue Stift geschenkt wurde.

Ob diese Wenthusische Aebtissin Diemot als die erste Aebtissin Quedlinburgs zu zählen ist, oder Adelheid, König Heinrich's Schwester, oder eine Mathilde, seine Tochter, oder ob die Reihefolge der Aebtissinnen begonnen werden muß mit Mathilde, Heinrich's Enkelin, ist vielfach bestritten.

Mathilde, Otto's Tochter von seiner zweiten Gemahlin Adelheid, ward in ihrem eilften Lebensjahre, 966, in Gegenwart der kaiserlichen Familie, mehrerer Erzbischöfe und Bischöfe des Reichs zur Aebtissin geweiht und vom Pabste unter Lobpreisungen ihrer Trefflichkeit an Geist und Körper, confirmirt, wie die Ausfertigung sagt: in Gemäßheit der auf der Kirchenversammlung zu Ravenna bereits ausgesprochenen Schutznahme des Stiftes, wofür jährlich Ein Pfund Silber an den heiligen Stuhl zu entrichten. In der Bestätigungsbulle Johann's III wird, wer die Gerechtsame des Stiftes zu schmälern sich unterfängt, mit ewigem Fluche belegt, und mit Judas, dem Verräther, auf immer dem Teufel zugesellt, wer selbiges aber in Schutz nimmt, dem wird, von der Strafe jeder begangenen Sünde freigesprochen, die Gesellschaft des heiligen Petrus, des Hauptes der Religion, verheißen. So der Pabst, welcher von den Züchtigungen starb, die er nach verübtem Ehebruche vom Teufel empfangen haben soll. —

Otto's thatenreiche, glanzvolle Regierung begnügte sich nicht, im deutschen Reiche umherzuziehen, das Königsrecht zu üben und mit dem Kriegerschwerdte meuterische Vasallen und eindringende Feinde zu züchtigen; das Vorbild Kaiser Karl's wies ihn auf Italien, wo er sich die lombardische Königskrone und die des römischen Kaiserthumes erwarb. Seine Prachtliebe erhielt hier neue Anregung durch eine zweite Gemahlin, die schöne Adelheid, des italienischen Königs Berengar Witwe,

und durch nähere Bekanntschaft mit dem prunkvollen griechischen Kaiserhofe. Dennoch vergaß er den Familiensitz am Bodeflusse nicht. Oft kehrte er hierhin zurück, verweilte unter den Seinigen zu Quedlinburg, hielt in der Mitte seiner Großen (die Herzöge Deutschlands waren alle durch Verwandtschaftsbande an ihn geknüpft) Versammlungen und die Feier der großen Kirchenfeste. Besonders das Osterfest ward lange Zeit hindurch von der sächsischen Herrscherfamilie hier begangen. Welche Tage des Kirchenjahres eigneten sich besser zur Zusammenkunft, zu Verabredungen, zur Ausgleichung von Streitigkeiten, zur Berathung, zur Trauer wie zur Freude? — Vierzigtägige Fastenzeit hatte das wüste Weltleben unterbrochen und die Charwoche vorbereitet, wo kein Glockenton zur Kirche, aber wohl innere Mahnung zur Buße rief. Was sich Christ nannte, nahm an dem Liebesmahle des grünen Donnerstages Theil und trat einander näher durch die Kommunion. Fürsten und Völker demüthigten sich vor dem Welterlöser, indem jene den Aermsten Liebesdienste erwiesen, ihnen die Füße wuschen und sie beim Mahle bedienten. So entweltlicht wurde am folgenden Tage des Heilands Opfertod gefeiert in Erinnerung an liebe Vorangegangene, im Hinblicke auf das eigene Grab. Diese Trauer dauerte bis zum heiligen Abend, wo nun zwölf Uhr Mitternachts unter Festgeläut, Posaunenton und Freudenpsalmen, der Jubelruf: „Alleluja! er ist auferstanden!" den düstern Ernst verbannte und Lebensfreude hervorzauberte. Alles prangte festlich geschmückt, Kirche und Altar, Palast, Haus und Hütte. Während Kindlein das Osterlamm an den Schloßberg führten und im schuldlosen Spiele Ostereier suchten, traten Greise zu ihnen, zeigten ihnen die hohen Gestalten der vorüberziehenden Fürsten und Frauen, von deren Ahnen sie Großes zu erzählen wußten und von ihnen rühmten, wie sie bei jeder Osterfeier hier an Heinrich's und Mathildis Grabe der Völker Wohlfahrt beriethen und Gottes= und Landesfrieden befestigten.

Hier, wo Himmelsfriede und Lebensfreude walteten, sollte Verrath zum Ausbruch kommen, als 942 Otto das Osterfest beging. An der Spitze einer Verschwörung wider sein Leben,

um seinen Bruder Heinrich auf den Thron zu setzen, standen die Grafen Eserich und Lothar, des berühmten Ditmar von Merseburg Großvater. Ersterer verlor das Leben, Letzterer wurde begnadigt, als im nächsten Jahre am Weihnachtsfeste, Otto sich mit seinem Bruder Heinrich, der sich ihm bußfertig zu Füßen warf, versöhnte. — Hier in Quedlinburg geschah es auch, daß Otto den Bischof Bernhard von Halberstadt gefangen vor sich bringen ließ, weil er der Errichtung eines Bisthumes zu Magdeburg widersprach. Otto aber stand von seinem Beginnen ab, wenigstens so lange Bernhard lebte. Es war des Kaisers Regierungsweise, die Geistlichkeit zu ehren, das beginnende Bürgerthum zu schützen und beide durch Gnadenverleihungen zu gewinnen, um den unbändigen Großen des Reichs gewachsen zu sein. So gewann auch Quedlinburg, sein Stift und dessen umliegende Klöster, deren ältestes, das dem heiligen Wipert gewidmete für zwölf Geistliche Nahrung und Kleidung erhielt, zum Seelenheile Otto's und Mathilde's.

Unter den Schätzen des Morgenlandes, welche durch die Verbindung mit der griechischen Kaiserfamilie auch im Sachsenlande Eingang fanden, gehörten Reliquien, mit welchen Otto, wie erzählt wird, auch die quedlinburger Stiftskirche des h. Servatius reichlich bedachte. Man zeigt da noch jetzt den Daumen des heiligen Dionysius, die Gebeine der heiligen Corona u. s. f. Auch wurden hier die Schätze der sächsischen Herzogsfamilie aufbewahrt, wovon in späteren Zeiten, als 1711 der älteste Theil des abteilichen Schlosses einfiel und verborgene Gewölbe an den Tag kamen, noch Spuren entdeckt wurden. Daher mögen mehrere Kleinodien, welche in einem Gemache der ehemaligen Stiftskirche aufbewahrt werden, rühren. —

Wichtiger für die Geschichte sind die zahlreichen Schenkungen an Ortschaften, Ländereien, Zehnten und Gefällen, die Otto dem Stifte machte; sie erstreckten sich weit hinein in Thüringen, ins Eichsfeld, ins Meißnerland und über das Magdeburgische hinaus in die wendischen Lande. Auch das ganze Voigtland, in vier Vogteien getheilt, kam zum Stifte. — Diese Besitzungen dienten nicht allein zum Unterhalte des Kon=

ventes. Sie wurden die Quelle von Wiederverleihungen an untergeordnete Klöster, an Vasallen aus dem Ritter= und Bürgerstande, und halfen die emporstrebende Gewalt des fehdesüchtigen Adels bekämpfen. Das Lehnswesen, anfänglich förderlich, später Hindernisse der gesellschaftlichen Bildung mit sich bringend, trug zur Befriedigung des noch nicht der Verwilderung entrissenen Sachsenlandes bedeutend bei und wirkte auch von Quedlinburg her, da hier die Könige sächsischen Stammes eine weithin wirkende Lehnskurie gründeten. Diese Begünstigungen scheinen nicht gestört zu sein, als Otto I das vom Vater überkommene Herzogthum Sachsen dem treuen Kriegsgefährten Hermann Billunge n übergab; er behielt deshalb doch seine Familiengüter und den unmittelbaren Schutz der Abtei Quedlinburg, nebst Zubehör, welche weltlich nur dem deutschrömischen Kaiser, geistlich dem Papste unterworfen war. Wenngleich dem Kapitel, unter Zustimmung der Bürgerschaft *), freie Wahl der Aebtissin verliehen war, so blieb diese doch, wie auch die Erbschutzgerechtigkeit, bis über die Hälfte des zwölften Jahrhunderts, bei dem sächsisch=fränkischen Kaiserhause. Die Nachfolgerin jener oben erwähnten Mathilde waren Adelheid, Otto's III Schwester, dann Beatrix, Heinrich's III Tochter, dann Adelheid II, Heinrich's IV Schwester u. s. f. Die Weihe der Aebtissinnen vollzog gewöhnlich der Bischof von Halberstadt.

Durch Verbindung der deutschen Könige mit Rom, durch die unheilbringenden Züge dorthin, durch nähere Bekanntschaft mit der griechischen Kaiserfamilie, (— Otto II war mit der griechischen Kaisertochter Theophania vermählt), erhielt die Hofhaltung einen in Deutschland früher unbekannten Luxus. Empfänglichkeit für Wissenschaft und Kunst war von Alters her im sächsischen Herzogstamme zu Hause. Nach dem Vorbilde der Karolinger hielt man ausgezeichnete Gelehrte mit ihren Schulen und Hörsälen (palatini philosophi) für den schönsten

---

*) Dieses soll doch wohl populi congregatione des sächsischen Annalisten, welcher aus dem Chronicon. Quedl. schöpfte, bedeuten? Oder vielleicht nur den weltlichen Stand, die weltlichen Vasallen, im Gegensatze des Clerus?

Schmuck des Hoflagers. Hierbei war die Geistlichkeit, deren Ansehen und Reichthümer durch Geschenke des Reichsoberhauptes sich täglich mehrten, von entschiedenem Einflusse. Ihre Verdienste, die Sachsen der rohen Kindheit zu entreißen, trugen reiche Früchte. Bleiben für alle folgende Zeiten das zehnte und eilfte Jahrhundert unübertroffen hinsichtlich der großen Anzahl geistvoller, gelehrter, frommer und unbescholtener Geistlicher in den höchsten Kirchenämtern, so hat das Sachsenland an diesem Ruhme unbestrittenen Antheil. Dieses Alles wirkte in vollem Maaße auf Quedlinburg, welches oft die Kaiser in den Stiftsmauern sah, umgeben von Großen und Bischöfen, prachtvollen Gesandtschaften, und bei Reichsversammlungen und Konzilien, zur Anordnung weltlicher und kirchlicher Angelegenheiten, bei Festen, geistlichen Aufzügen, ritterlichen Uebungen und Familienfeierlichkeiten. Zogen die Kaiser von dannen, so wurden Unmündige der Familie hierher gegeben zum Schutze und zur Erziehung. — Daß unter dem prachtvollen Hofleben, welches die gemüthliche Häuslichkeit der alten deutschen Könige verdrängte, Frömmigkeit und klösterliche Zucht mitunter gestört wurden, je mehr Heinrich's und Mathilde's Geist von den Nachkommen wich, lag in der Natur der Sache. Doch merkwürdig genug, behauptete unter allen Schwankungen der Lehnszeit, unter den Kämpfen und Lüsten der rohen Gewalt und den blutigen Fehden der Geistlichen und Weltlichen die Pflege der Wissenschaften ihre Anerkennung. Daß vom Anfange her mit dem quedlinburger Stifte Schulen verbunden waren, läßt sich aus dem zeitgemäßen Wesen der Stiftung schließen, und erhält Bestätigung in dem Lerndurste Heinrich's, der Ottonen und ihrer Familienglieder. So wird von Otto's des Großen Witwe Mathilde berichtet: daß sie sich hier den Unterricht männlicher und weiblicher Dienerschaft in Künsten und Wissenschaften zum unablässigen Berufe machte. — Nicht blos Reliquien, auch der Nachhall des griechischen und römischen Alterthums kam nach Deutschland, so daß der berühmte Geschichtschreiber Ditmar von Merseburg, dankbar die erste, in Quedlinburg erhaltene Bildung rühmen konnte.

Die Reihefolge der Kaiser des Abendlandes, welche in

Quedlinburg ihren Familiensitz hatten, brachte der, neben der Abtei gelegenen Stadt großen Vortheil. Mehr als andere mit Graben und Mauer gesicherte Ortschaften war hier die bürgerliche Betriebsamkeit gegen störende Angriffe geschützt, während die Bedürfnisse der Hofhaltung den Bürgern zum Nutzen gereichten. Zwischen Priesterweihe und Waffenlust trat der Bürgerfleiß, ihm, der in der großen Anzahl der Städte, ohne eine Hauptstadt — seinen Sitz hatte, verdankt das deutsche Volk seine vielseitige Bedeutsamkeit. Handel und Gewerbe gediehen; Bürger und Klöster halfen sich gegenseitig lieber als dem gefürchteten Adel.

Konrad bestätigte die Stadtrechte mit einem besondern kaiserlichen Handels-Privilegium, welches Lothar II 1134 näher bestimmte und die Bevorrechtungen erweiterte. Wer den quedlinburger Handelsleuten Schaden zuzufügen wagte, sollte hundert Pfund Goldes Strafe erlegen, wovon die eine Halbschied die kaiserliche Kammer, die andere der Beschädigte bezog. — Das Streben des Adels war gerichtet auf Vermehrung der Gewalt, das Streben der Bürger auf Sicherheit des Rechts unter dem Schutze der Gesetze. — Der Gewerbsbetrieb ward seit der Regierung der ersten Ottonen unendlich gehoben durch die Ausbeute edler Metalle, welche die Harzgruben darboten. Der dem deutschen Könige hiervon zufließende Gewinn vermehrte die Vorliebe für diese Gegenden; wie der Vortheil, welchen nächst Goslar Quedlinburg davon trug, und die Bedeutsamkeit des Handels beider Städte unendlich hob, wenn auch nicht angenommen wird, daß Silber-, Blei- und Kupfergruben in Quedlinburgs Nähe damals Ausbeute (die längst verschwunden, jetzt kaum glaubhaft ist) lieferten. Von dem Zuflusse der edlen Metalle nach Quedlinburg zeugt, daß dem dortigen Stifte schon 993 das Münzrecht von den Kaisern verliehen, und daß im Mittelalter, der Münzfuß der Zahlungen oft nach quedlinburgischer Währe und nach quedlinburgischer Mark bestimmt wurde.

Noch aufbehaltene Urkunden zeigen eine fortschreitende Ausbreitung des Handels. Kaiser Otto III verleihet den Quedlinburgern 993 Gewerbschutz und Handelsfreiheit zwischen der Oker und der Saale, der Unstrut, dem Holme und den Brü-

chen von Hornburg bis Aschersleben; Konrad II durch ganz Deutschland, welches Lothar II 1134 auf Zollfreiheit jenseit der Alpen ausdehnte; nur die kaiserlichen Zollstätten zu Köln, Thilo und Barderik waren ausgenommen. In diesem letzten Gnadenbriefe werden als vorzügliche Gegenstände des quedlinburger Handels, Leinwand, Wollenzeuge und Leder genannt.

Wie das Stadtwesen selbstständig war und sich unter einem Magistrate ordnete, der auch Recht sprach — (die Obergerichte waren kaiserlich und wurden jährlich nach altdeutscher Sitte im Freien gehalten) — so auch die vom Kaiser bevorrechteten Zünfte und Innungen (1038), welche auf ordentliche Erlernung und Ausübung des Gewerkes hielten, mit den Zünften anderer Städte verbrüdert waren, und den Kern der bürgerlichen Wehrhaftigkeit ausmachten. Die Vertheidigung der Stadtmauern fiel den Stadtbewohnern (die Abtei liegt außerhalb des eigentlichen Stadtgebietes), welche sich in Rotten und Gilden theilten, anheim, nach dem Bedürfnisse, nicht als Gnadenverleihung. Oft leisteten sich Stift und Stadt gegenseitige Hülfe, deren Nothwendigkeit und Anerkennung bewirkte, daß die Aebtissin Bürger zu Ministerialen erhob, woraus Gleichstellung mit dem Adel hervorging, wonach aber auch die Stadt verflochten wurde in die Beeinträchtigungen, welche die Abtei vom Adel, von den Ministerialen, besonders von den Schirmvögten und Schutzherrn zu erdulden hatte. Doch ein bleibender Vortheil erwuchs hieraus den Bürgern: der Erwerb des freien Grundeigenthumes, ohne Dienste und Lasten, sogar oft zehntfrei; daher versank unter dortigem Krumstabe der Einwohner nicht in knechtisch fröhnende Unthätigkeit, und es sammelten sich um das Stift, nicht wie anderwärts, die müßigen Bettlerhaufen, deren Pflanzschule die Mildthätigkeit der geistlichen Stiftungen ist. — Ritterlicher Sinn und bürgerlich friedliches Wohlbehagen weckten alle Kräfte zum schnellen Emporblühen.

Zu den wichtigsten Denkmalen der hier waltenden Kaisermacht gehörte jenes im Freien, unter dem hohen Baume, auf dem jetzigen Neuenwege, gehaltene Gericht, welches das ganze Mittelalter hindurch in Wirksamkeit blieb; wo Fürsten,

Herren- und Landesangelegenheiten von Ebenbürtigen unter Zuziehung rechtskundiger Beisitzer (Scabini) geschlichtet wurden. Mit der Ausbildung der Landeshoheit verfiel dieser Gerichtshof immer mehr; doch noch bis 1807 hat sich durch Abhaltung eines öffentlichen Gerichtstages dort, wo der hohe Baum stand, ein schwacher Schatten der uralten Rechtspflege erhalten. —

Noch waren Klöster und Geistlichkeit Bewahrer der aus der Volksroheit sich emporarbeitenden Kultur; das Bürgerthum, ihnen unterwürfig und befreundet, gedieh durch innere Rührigkeit und äußere Hülfleistung. Mit der Kaisermacht, welche Quedlinburgs Schicksal so nahe stand, ging es anders, als die Nachfolger Heinrich's und der Ottone der Hülfe der Geistlichen wider die verrathsinnenden Großen des Reichs entsagten. Nun hatte das, ohnehin schwankende Reichsoberhaupt allen Rückhalt verloren. Heinrich des IV Regierung und die Herabwürdigung des Kaiserthumes von Gregor VII brachte dieses in den funfzig Jahren, in denen er den Kaisernamen führte, (1056 bis 1106) zum Ausbruche. Ihm fehlten die beiden Haupteigenschaften zur Erfüllung eines so schwierigen Berufes, Charakterfestigkeit und Sittenlauterkeit; dagegen konnte es nicht helfen, daß er oft richtige Beurtheilung der Zeitverhältnisse zeigte, da er einen Hauptwidersacher hatte, der in Allem, was ihm mangelte, die Meisterschaft besaß; die Kraft selbstsüchtiger Vasallen vollendete den Fall des Reiches. Doch nicht ohne Vortheil für die Menschheit. Aus der mit völliger Auflösung aller Staatsverhältnisse bedrohenden Verwirrung erhob sich neben der Hierarchie das Bürgerthum immer mehr. Besonders in Sachsen, von wo aus Heinrich IV so viel Feindseliges erfuhr, bewiesen ihm Städte und Landvolk immer gleiche Anhänglichkeit, eine Gesinnung, welche durch die Angst vor dem fernen Kirchenoberhaupte und vor übermüthigen Reichsvasallen nicht unterdrückt wurde. Quedlinburg zeichnete sich in dieser Hinsicht aus; Heinrich dagegen bewies der Stadt und dem Stifte fortwährend Geneigtheit. Der alte Nationalhaß zwischen den Franken und Sachsen lebte nur noch in den herrschsüchtigen Großen. — Dennoch ist Heinrich IV nicht frei zu sprechen von arger Ruchlosigkeit, nach welcher er sogar

beschuldigt wird, mit seiner Schwester, der quedlinburgischen Aebtissin Adelheid, schändlichen Lüsten gefröhnt zu haben. Wo sich Fürsten solchen hingeben, da geht auch die Lauterkeit des Volks zu Grunde. — Der geistlichen Würde ungeachtet, soll Adelheid zu Liebesabenteuern geneigt gewesen sein, wovon eine Erzählung zeugt, welche mehr Glauben verdiente, wenn sie nicht der bekannten Geschichte Eginhard's und Emma's, an Karl's des Großen Hofe, gar zu ähnlich sähe.

Unter den Verirrungen der Regierung dieses Heinrich's IV stellten seine Feinde mehrere Gegenkaiser wider ihn auf; so nach Rudolph's von Schwaben Tode (er blieb in einem unglücklichen Gefechte 1080) den luxemburgischen Herzog Hermann, der einsah, daß er, um die Krone zu behaupten, Sachsen gewinnen müsse. Er erschien mit großem Gefolge 1085 zum Osterfeste in Quedlinburg, der alten Sitte gehorsam, durch deren Beachtung er sich den Sachsen als legitimes Reichsoberhaupt zeigen wollte. — Mit der Schwester seines Feindes, der Aebtissin Adelheid, scheint er in friedlichen Verhältnissen gelebt zu haben. — Hier hielt er die Kirchenversammlung in Anwesenheit eines päpstlichen Gesandten und vieler deutschen Prälaten, deren Beschlüsse nach dem Sinne Gregor's VII abgefaßt wurden. — Als Heinrich wieder in Sachsen auftrat und auch in Quedlinburg verweilte, war das gute geschwisterliche Vernehmen durch diese Vorfälle nicht gestört. Dagegen kamen Adelheid, Stift und Stadt in große Gefahr durch den Markgrafen von Thüringen, Egbert, der gegen Heinrich aufstand, ihn schlug, 1088 vor Quedlinburg rückte, und es belagerte. Der Kaiser lockte ihn durch List hier fort und besiegte ihn. Die Dienstleute der Aebtissin erschlugen den vermessenen Feind in der eisenbüttler Mühle bei Braunschweig. —

Ein großer Schriftsteller zeichnet jene Zeit gar treffend, wenn er sagt: „Blicken wir auf die Wirkungen, welche der furchtbare Kampf (Heinrich's IV mit dem Papste, mit dem Schicksale und mit sich selbst) auf die Völker hatte: so ist eine große, allgemeine Gährung der Ideen unverkennbar. Die Gewalt der Kirche und die Stärke des Vaterlandes, die Scheu vor der Ewigkeit und die Liebe zur That, Ruhm und Frei-

heit, der fremde Priester, den man achtete und fürchtete, und der einheimische König, der Keinem gewiß war, der aber einen alten großen Namen trug, den Unglück empfahlen, dieser seltsame Widerstreit zog die Seelen der Menschen wunderbar hin und her. Während der Eine verwilderte und sich über Heiliges und Gemeines hinwegsetzte, floh ein Anderer die verworrene Welt, um in der Einsamkeit des Klosters die Ruhe zu finden, nach welcher sein wundes Herz sich sehnte. Manchem wurde die Brust mit den größten und heiligsten Gefühlen angefüllt, und so gestählt, bot er sie allen Stürmen dar. Alle wurden empfänglich für große Eindrücke, geneigt zum Ertragen, wie fähig zur That. Was aber am meisten Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt, das ist die große Bewegung, die in der untern Klasse der menschlichen Gesellschaft vorging. Die Bewohner der Städte und des Landes, Bürger und Bauern, hatten nur Ein Gefühl, welches die niedere Geistlichkeit und die Untervasallen nicht selten theilten. Wie fromm auch ihre Gesinnung, wie stark ihr Glaube, wie groß ihre Angst vor dem Oberhaupte der Kirche sein mochte: im Kampfe des Königes (wider dieses und) gegen die Vasallen des Reichs wandten sie ihre Seele dem Könige zu, von welchem sie allein Hülfe und Schutz hofften wider ihre Dränger und Peiniger." —

Nach diesem Gesichtspunkte erhebt sich Quedlinburg aus dem Schatten trüber Zeit und sieht seinen Glanz dadurch nicht verringert, daß die Chronikenschreiber sich abmühen, Bedeutsames von den Aebtissinnen und ihrem Regimente zu erzählen, worüber sie fast vergessen, zu berichten von der Zeit und von dem Leben, von den Menschen und ihrem Thun.

1070 brannte die Stiftskirche ab, und ward dem Stifte angemessen, bald größer und schöner wieder aufgebaut. Auch wird von einer verheerenden Pest, von Wasserschaden, Kometen und Himmelszeichen, Viehsterben, kaltem Winter u. s. f. berichtet.

Heinrich V, in der Geschichte zweideutigen Rufes, aber durch Charakterhaltung ganz geeignet, der Allgewalt des römischen Oberpriesters Gränzen zu setzen und dem Verfalle der Königsmacht entgegen zu arbeiten, brachte, nach der Nieder-

lage seines Heeres am Welfsholze, über Quedlinburg, das von dem sächsischen Herzoge besetzt wurde, vieles Drangsal, welches die Aussöhnung des Königes mit den Sachsen wenig minderte. Die Rauflust der Zeit war zu groß; darum wurde auch durch den von dem Kaiser gehaltenen Fürstentag 1120 nichts den Frieden Sicherndes festgesetzt. Die alte Sitte der Kaiser, im dortigen Stifte zu rasten und am Osterfeste sich von den Irrfahrten zu erholen, blieb dieselbe; auch unter Lothar II, der als sächsischer Herzog — der Stamm des fränkisch-salischen Königshauses war mit König Heinrich V erloschen — nach vollbrachtem Römerzuge, mit seiner Gemahlin Richenza hier 1134 Ostern hielt. Hierher beschied auch diese staatskluge Frau, nach des Kaisers Tode, 1138 die Großen des Reiches, um sie für ihren Eidam zu gewinnen, damit die Königskrone bei ihrem Hause bliebe. Doch ihre Feinde hintertrieben durch offenbare Gewaltthaten den Hoftag, und so ging die Wahl auf den Hohenstaufen Konrad, als deutscher König der dritte.

Die Aebtissin nebst den Kapitelspersonen lebte nach den Ordensregeln des heiligen Benedikts, bis Papst Alexander III befahl, 1179, daß das Kapitel die Regeln des heiligen Augustinus annehmen solle; doch war die Lage des Stiftes der Art, daß das Ordenskleid leicht gewechselt, die geistliche Zucht aber nicht wesentlich gebessert wurde. Das Klosterwesen, wie jede den Menschen gewaltsam beschränkende Einrichtung, konnte nur für bestimmte, eng begränzte Verhältnisse segensreiche Erfolge hervorbringen. Dieses beweisen auch die der Abtei Quedlinburg untergeordneten Klöster beiderlei Geschlechts. Das schon erwähnte, widerbesetzte Jungfrauen-Kloster zu Wenthusen, welches in den Reformationszeiten eine Beute der Grafen von Regenstein wurde, machte im dreizehnten Jahrhunderte die Strafbestimmungen nothwendig, daß eine dortige Klosterjungfrau, außer der kirchlichen Pönitenz, wenn sie zu Falle käme, das erste Mal auf drei Monate den Ertrag ihrer Klosterstelle verlieren solle, das zweite Mal auf sechs Monate; erst beim dritten Sündenfalle sollte sie das Kloster räumen. Weltliche Kleidung nach der Mode und Tänze waren, bei Wasser und Brod auf

drei Tage, untersagt. Durch ähnliche Strafbefehle suchte man hier, wie anderwärts, vergeblich, die Zucht der Klöster herzustellen. Dem Stifte stand das des heiligen Wipert's, an der Bode beim Brühle, am nächsten. Zwölf seiner Mönche, welche in der Vorburg wohnen mußten, hatten als Chorherrn der abteilichen Stiftskirche St. Servatii, die Verpflichtung, den Kirchen= und Schuldienst zu besorgen. Sie verfielen in Uebermuth und Völlerei. Gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts wurde das Kloster den Benediktinern genommen und den erst vor Kurzem entstandenen Prämonstratensern, welche strenge Kirchenzucht verhießen, eingeräumt. Auch die neue Ordenszunft artete binnen einem Jahrhunderte so aus, daß Aebtissin Bertrade 1277 diesen Mönchen Erfüllung des geistlichen Berufes streng anbefehlen, den Besuch lüderlicher Orte und den Umgang mit verdächtigen Weibspersonen verbieten mußte.

Noch mancher Klöster, welche mit der Abtei in Verbindung standen, oder ihr untergeordnet waren, gedenken die Chroniken; so des Marienklosters, auf dem jetzigen Münzenberge, welchem aus Mißverständniß die Ehre zugeschrieben wurde, zuerst der Sitz der Abtei gewesen zu sein, so eines Klosters zu Walbeck, zu Frase, zu Michaelstein u. s. f.

In der Stadt selbst entstanden erst Klöster, als das Bürgerthum sich so frei ausgebildet hatte, daß es weder bedeutenden Vortheil, noch drückende Beschränkung von denselben erleiden konnte; bei ihrem Entstehen im dreizehnten Jahrhunderte war der Zeitpunkt der höheren Klosterwirksamkeit vorüber; nicht einmal zum Reichthume konnte das Franziskanerkloster in der Altstadt oder das der Augustiner Mönche der Neustadt gelangen; die umliegenden geistlichen Stiftungen hatten sich in günstigern Tagen so gut bedacht, daß die Nachlese minder reich ausfallen mußte.

II.

Für Abtei und Stadt trat während der Erschaffung des deutschen Reiches eine große Veränderung aller bestehenden Verhältnisse ein. Zwar war und blieb jene, auch unter den Anfechtungen der Bischöfe, reichsfrei, nur den Kaisern, den deutschen Königen und den Päpsten unterworfen, aber Quedlinburg war nicht mehr ein Familiensitz der höchsten weltlichen Macht, und die Kaiser waren nur noch ein schwaches Schattenbild Karl's, Heinrich's und Otto's, deren jeder den Namen des Großen mit Recht in Anspruch nimmt. Die glänzendste Epoche der sächsischen Herzogsfamilie war mit Lothar II vorüber; die Hohenstaufen fühlten sich nicht zu Haus in der Erbe Heinrich's des Voglers. — Auch brachte die Verbindung der deutschen Königskrone mit der des römischen Kaisers so verschiedenartige Ansprüche und Verpflichtungen mit sich, daß selbst die kräftigern, thatenreichen Kaiser erlagen. So kam es, daß die erblich gewordenen Reichsbeamten Erbfürsten wurden, und daß die mit der Stiftsbeschirmung vom Kaiser beauftragten Fürsten, die Anmaßungen der Landeshoheit über Abtei und Stadt geltend machen wollten. Diese Stiftsbeschirmung (Advokatie) blieb den Herzogen von Sachsen. — Aus der Schutzverheißung erwuchs zuweilen Hülfe in der Noth, öfter Uebervortheilung und Druck. Die mit den Kreuzzügen aufkommenden Begriffe von huldigender Schonung der Frauen scheint den Aebtissinnen von Quedlinburg selten Nutzen gebracht zu haben, obgleich die Schutzvögte berufen waren, die Paladine der Stiftsdamen zu sein, und solche Ehrenritter waren ihnen gar nöthig in einer Zeit, wo der höhere Adel im gesetzlosen Umsichgreifen, der niedere im Faustrechte lebte, und wo die Nähe des Guelfischen Hauses und mächtiger Dynasten die Lage Quedlinburgs gefährlich machte; besonders für das Stift, seitdem Otto IV in seinem Testamente die Abreißung aller Festungswerke der Abtei geboten, und den Wiederaufbau untersagt hatte.

Außer der gemeinschaftlichen schutzherrlichen Bevormundung waren die Verhältnisse zwischen Stift und Stadt der Art, daß daraus kein Einklang entstehen konnte; der Unfrieden brachte auf beiden Seiten Schaden. Die Aebtissinnen und ihr Konvent, nach der Geburt oft den sächsischen Herzogs- oder Fürstenfamilien, immer dem Adel zugehörig, hielten es mit diesem, welcher in dem Aufschwunge der Städte eine gefahrvolle Neuerung sah. Wie die Städter in wehrhaftem Zustande dem Adel trotz boten, wußten sie auch im rasch vorwärtsstrebenden, fördernden und schaffenden Leben den Klostergeistlichen den Rang abzugewinnen; denn letztere behauptete nur noch ihre anmaßlichen Bevorrechtungen, indem sie der abgeschlossenen Beschaulichkeit ihres ursprünglichen Berufes entsagten und in das Weltleben sich mischten. Ihre vielgepriesene Schulzucht ging ohnehin nur darauf, Geistliche zu bilden, nicht Menschen, Weltleute und Bürger, wogegen der eigentliche Menschenwerth im Bürgerthume Pflege findet. Herzoge und Fürsten konnten es nicht mit Vasallen, Bischöfen und Dynasten halten; mit den Städten wußten sie sich nicht zu verständigen und in den Leibeigenen war noch zu wenig Menschenfreiheit; so fehlte es ihrer Regentenmacht an fester Grundlage, da persönlicher Werth vorübergehend ist.

War die Anlegung der Städte auf Sicherung des Landfriedens berechnet, so erkannten die Bürger bald die Nothwendigkeit, mit Schutz- und Trutzwaffen sich zu versehen. Die Rathhäuser wurden Zeug- und Waffenhäuser, die Gildehäuser und Herbergen Sammelplätze, von wo aus die Bürgerschaaren mit ihren Fahnen gegen den Feind zogen. Quedlinburgs Bürgerschaft gehörte zur großen Hanse, dem mächtigen Städtebunde, welcher, seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, den Kunst- und Handelsfleiß des nördlichen Deutschlands belebte, und, zuerst bekannt mit den Geheimnissen der Handelspolitik, dessen Früchte in reichem Maaße ärndtete. Diese Verbindung mochte sehr vortheilhaft für Gewerbfleiß und Waarenabsatz sein (Quedlinburg lieferte besonders Leinwand, Segeltücher, Tauwerk und Böttcherarbeit) und zur Aufrechthaltung des verheißenen sichern Geleits beitragen, besonders

auf der Waarenstraße vom Rheine nach der Ostsee; Quedlinburg aber lag zu tief im Lande hinein und war von raublustigen Nachbarn zu sehr umringt, als daß die Bürger durch die Hansa hinlänglichen Schutz genossen hätten; darum schafften sich hier die Bürger Hülfe durch ein zweites Bündniß mit den benachbarten Städten Magdeburg, Halberstadt, Aschersleben, Goslar und Braunschweig, unter gegenseitigem Versprechen, daß, wenn ein Fürst, Graf, Ritter, Edler oder Herr eine dieser Städte feindlich angreifen, einen ihrer Bürger beschädigen oder kränken würde, Alle ihn als gemeinschaftlichen Feind ansehen, mit Hülfsvölkern sich beistehen und nur gemeinschaftlich Friede machen wollten. Noch wurde über den Verkauf von Nahrung, Pferden und Waffen zur Kriegszeit Bestimmung getroffen. Diesem sächsischen Städtebunde stand ein anderer der sächsischen Fürsten entgegen, zur Demüthigung der kecken Städter und zum Untergange der Handelsgesellschaften, vermittelst welcher, wie schon erwähnt, die norddeutschen, die rheinischen, niederländischen, fränkischen, baierschen, schweizerischen und lombardischen Städte sich selbst Schutz verschafften, und das auf eine Weise, welche die Fürstengewalt ins Gedränge brachte. Die Kaiser (zuerst Heinrich II auf dem Reichstage zu Worms) erließen dagegen Befehle, die nichts fruchteten, bis man zuletzt bei der Wahl Karl's V sogar der Wahlverpflichtung einverleibte: „der Kaiser solle die großen Gesellschaften der Kaufmannschaften, so bisher mit ihrem Gelde regirt haben, gar und gänzlich abthun.“ Was hier vom Kaufmanne und Gelde gesagt wird, gilt den Städten und Bürgerschaften, deren blühendste Periode sich bald verdunkelte, da es keinem Stande, keiner Gesellschaft, keinem Priesterthume vorbehalten ist, viele Menschenalter hindurch die Zügel der Herrschaft und die Früchte der Kultur ausschließlich zu besitzen. —

Die Hoftage, welche die sächsischen Fürsten, die Herzoge von Braunschweig und von Lüneburg, die Markgrafen von Brandenburg und von Meißen, die Grafen von Hohenstein, Mansfeld, Blankenburg, Anhalt u. s. f. als Bundesglieder hielten, wurden oft nach Quedlinburg ausgeschrieben, wo man

darüber zu Rathe saß, wie man die Städte demüthigen wollte. Die Geistlichkeit scheint auf beiden Seiten Partei genommen zu haben: die Bischöfe von Halberstadt oft für die Städte, die Aebtissinnen für den Fürstenbund; sie lebten ohnehin mit jenen bischöflichen Nachbarn in Unfrieden, welchen vom Stifte beim Papste angebrachte Klagen, von Rom aus angeordnete Untersuchungen und den Aebtissinnen Recht gebende, aber nicht vollzogene Urtheilssprüche nicht schlichteten. Die Bischöfe zu Halberstadt maaßten sich geistliche Herrschaft über die Abteien an, schon nach der naturgemäßen Unterordnung der Frauen unter die Männer; ferner, nach altem Herkommen, welches dem Sprengel der Bischöfe von Halberstadt den ganzen Harzgau unterwarf; endlich machten sie aus willkürlichem Herkommen Rechte. Die Feier des Palmsonntags, angeblich zur kirchlichen Erbauung, in Wahrheit zum Aergernisse, gehörte zu den jährlich wiederkehrenden Veranlassungen der Streitesererneuerung.

Man entlehnte aus dem für jenen Sonntag vorgeschriebenen Evangelio das Vorbild eines Aufzuges, der von Halberstadt nach Quedlinburg ging; der Bischof, den Heiland vorstellend, auf einem Esel reitend, umgeben von seinen Geistlichen und vielem Gefolge, hielt unter vorgebreiteten Palmenzweigen, Glockengeläute, und dem Zurufe, Hosianna! seinen Einzug in die Stiftskirche; nach gehaltenem Hochamte ließ er die wunderthätigen Gebeine des heiligen Stephan und der heiligen Corona zur Anbetung vorzeigen, und wurde, bis die Nacht ein Ende machte und zur Rückkehr mahnte, mit seinen Begleitern reichlich bewirthet. Das Zuströmen der Menge, welche unter des Bischofs Vortritte den Tag über gastfrei aufgenommen werden wollte, wurde immer größer und veranlaßte Beschwerden, bei denen auch die Schwelgereien dieses jährlichen Festes gerügt wurden. Schon Otto III hatte vergeblich von dieser Feierlichkeit abgerathen. Der Bischof überließ der Aebtissin zur Bestreitung der Bewirthungskosten mehrere Zehnten, nachdem diese (1259) durch Zahlung von 200 Mark Silbers erfolglos versucht hatte, sich von der Last der Palmsonntagsfeier zu befreien, und zugleich die Einmischung

des halberstädter Bischofes in die Angelegenheiten des dem Stifte unterworfenen Klosters Walbeck abzukaufen.

Die Streitigkeiten darüber gingen mehrere Male nach Rom, von wo die Anmaßung der Diöcesanrechte über die Abtei dem Bischofe verwiesen und der Eselritt am Palmsonntage verboten wurde. Doch vergeblich: man setzte die Anzahl der Pferde, welche von Halberstadt nach Quedlinburg bei dem Aufzuge mitgebracht werden durfte, auf sechzig herab. — Erst der mächtig vorschreitende Zeitgeist konnte diesem gotteslästerlichen Volksfeste, welches Priester für Frömmigkeitsmittel ausgaben, zur Endschaft bringen. — In vielen Stätten trieb man ähnliche Gaukeleien, die sich bis in die neuern Zeiten erhielten.

Beim lebhaften Widerspruche gegen die halberstädter Bischöfe, welche sich als geistlichen Vorstand und als weltliche Schutzherrn aufdringen und über die Abtei eine Visitationsbefugniß üben wollten, glückte es ihnen nie, in dieser Beziehung zu einem anerkannten Besitzrechte zu gelangen. Unter den Beängstigungen vorübergehender Bedrückungen hielt Aebtissin und Stift fest an den Stiftungsprivilegien und erkannte als geistlichen Oberhirten nur den Papst, in weltlicher Hinsicht dagegen nur den Kaiser. Die Erbschutzgerechtigkeit oder Voigtei wurde im Laufe der Zeit von Untervoigten aus den anhaltschen, braunschweigschen und gräflich blankenburgischen und regensteinschen Familien, selbst von dem Bischofe zu Halberstadt geübt, in der Eigenschaft belehnter Vasallen. Eifersucht wider jede Rechtsbeeinträchtigung erhielt die abteiliche Reichsunmittelbarkeit, indeß die eigentliche Stadt fortwährend so in Abhängigkeit erhalten wurde, daß sie zur Reichsunmittelbarkeit nicht gelangte, was dem befreundeten Goslar und Nordhausen glückte. Zwar gewann Quedlinburgs Bürgerschaft an Reichthum, Kraft und Zuversicht. Bei der befestigten Altstadt war eine Neustadt angebaut, zu den Zeiten da Heinrich der Löwe in diesen Gegenden hauste. Anfänglich unter besondern Magistrate ein schnell wachsender Zufluchtsort, ein Zankapfel zwischen der Aebtissin und den die Schirmvoigtei übenden Grafen von Regenstein, wurde diese Neustadt erst im funfzehnten Jahrhundert mit der Altstadt vereinigt, als sie der

Bürgermeister der letzteren kniend, mit gefaltenen Händen, Namens der Bürgerschaft, durch Empfangnahme der Thorschlüssel, von der Aebtissin zur Lehn erhielt. —

Unter solchem Zuwachse der Stadt ließen es die Bürger an Merkmalen der Kraftentwickelung nicht fehlen, was die hochwürdigen Stiftsfrauen übel empfanden. In dem Bestreben, sich vom Stifte loszumachen, gingen sie so weit, außer den Städtebündnissen, sich einem besondern Schutzherrn in die Arme zu werfen, wozu sie gerade deshalb, weil er mit der Abtei im Streite lebte, den Bischof von Halberstadt wählten. Hieraus entstanden Fehden mit den Grafen von Regenstein, die, mit der stiftischen Schutzvogtei beliehen, es an feindseligen Beraubungen der Bürger nicht fehlen ließen. Diese vieljährigen blutigen Streitigkeiten kamen zur sieghaften Entscheidung für die Bürger im Jahre 1336, also zwei Jahre zuvor, ehe die sechs Kurfürsten durch den Verein zu Rense die Unabhängigkeit Deutschlands gegen die Suprematie des Papstes sicherten.

Unter Halberstadts und Aschersleben's Beistande erstürmten die Quedlinburger, die vom Grafen Albrecht von Regenstein in der Nähe der Stadt, in der Neustadt und im Bereiche des Klosters St. Wiperti inhabenden Plätze, schlugen seine Leute beim Nonnenberge, und bei der Gersdorfschen Burg, eine Stunde östlich von der Stadt, nach Ballenstädt hin, und fingen den fliehenden Grafen, der das Kloster St. Wiperti zu erreichen dachte, in einer bruchigten Gegend, der Hackelteich genannt. Eingekerkerte Bürger wurden befreit, die Burg zerstört, was sich Werthvolles vorfand, als Siegszeichen aufs Rathhaus gebracht, und dort verwahrt, wie der gefangene Graf selbst, dessen Käfich, ein großer von starken Eichenbohlen gezimmerter Kasten, noch jetzt dort aufbewahrt wird, zum Gedächtnisse des Sieges, ein Denkmal der grausamen Rache, welche man an dem besiegten Feind nahm. Hier ließ man ihn zwanzig Monate hindurch schmachten, denn ihn zu morden, als Vergeltung des nicht geschonten Bürgerbluts, verstattete die dem Bürgerthume eigene Beachtung des Gesetzes nicht. Ein förmlicher Prozeß ward dem Grafen gemacht und

durch Urtheilsspruch seine Hinrichtung festgesetzt, als den 20sten März 1338 Graf Albrecht und sein Bruder Bernhard mit der Stadt und dem Stifte einen Friedensvergleich abschlossen. Ersterer wurde auf freien Fuß gesetzt, unter harten Bedingungen. Er mußte zur Stadtbefestigung sieben große Mauerthürme erbauen. — Die Bürger dagegen, welche an dem Kloster St. Wiperti, dessen Mönche dem Regensteinschen Grafen Vorschub geleistet, Rache genommen, weil Recht nicht zu erlangen war, Kirche, Kloster, Kapellen, Gärten und Weinberge mit Feuer und Schwerdt verwüstet hatten, wurden vom Herzoge Otto von Braunschweig genöthigt, wenigstens die zerstörte Kirche wieder herzustellen. Der Glanz des Wiperti-Klosters und der gräflich Regenstein'schen Familie erlosch. Die Aebtissinnen fügten sich und wurden oft vom Wogendrange fortgerissen, aber nicht verschlungen. Diese Nachgiebigkeit war nothwendig, da bis über die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts die gefürsteten Aebtissinnen nicht, wie anfänglich, Prinzessinnen des Kaiserhauses, sondern Fräulein gräflicher und adlicher Familien waren, deren Geburtsglanz und Macht sich nicht mit den Vorfahrerinnen messen durfte.

Haben friedliche Bürger einmal die Richtung des Waffenrechtes erhalten, so bedarf es nur entfernter Anregungen, um weiter um sich zu greifen. So die quedlinburger, welche 1347 verbunden mit Nordhausen, Mühlhausen und dem Grafen von Hohenstein zur Erichsburg, am südlichen Fuße des Rambergs im Harze, zogen, von wo aus Graf Hermann von Stolberg den Raubritter machte. Die Erichsburg ward zerstört, der Graf und sein Genosse, Heinrich von Werthern, enthauptet und die übrige Besatzung gehängt. — Auch waren die Quedlinburger dabei, als die Dumburg im Hakel, wo Ludwig von Knesebeck hauste, vom Erzbischofe von Magdeburg, Albert, 1367 zerstört wurde. —

Zahlreich scheint das Kapitel nie gewesen zu seyn; nebst der Aebtissin, der Pröpstin und der Dekanissin werden nur wenige Kanonissinnen, und unter diesen eine Schulmeisterin,

Küsterin, Pförtnerin u. s. f. zuweilen namhaft gemacht. Später verschwinden sie; da bestand das ganze Kapitel gewöhnlich nur aus vier Mitgliedern, den genannten drei Dignitarien und Einer Kanonissin. Der Hofämter waren vier: das des Stiftsmarschalls, des Truchses, des Schenken und des Kämmerers, nach dem Gebrauche als Lehn adlichen Familien verliehen und mit Grundbesitz und Zehnten ausgestattet. Später 1517, unter der Regierung der Aebtissin Anna von Stolberg, beim Aussterben der damit beliehenen Familie von Dittfurt erhielt die Erbmarschallwürde der Stadtmagistrat zur Lehn, und behielt sie bis zum Untergange des Stiftes, als ein Ehrenrecht, nach welchem der erste Bürgermeister bei der Huldigung und andern großen Festlichkeiten mit silbernem Marschallstabe gewisse Ceremonien übte. Die andern Hofämter verloren sich im Laufe der Zeit. —

III.

Wie schon angedeutet ist, war das Stift in öftere Noth von der einen oder der andern Seite, durch Widerspenstigkeit der Stadt, durch Bedrückung der Vögte, und durch Ansprüche auf Obergewalt von Seiten der Bischöfe zu Halberstadt, welche den stiftischen Widersachern immer Beistand leisteten. Die Aebtissinnen söhnten sich gern mit einem Feinde aus, um dem andern nicht zu erliegen; doch auch des versöhnten Gegners Anmaßungen wurden gefährlich, besonders die der Schutzherrn. Als solche übten Glieder benachbarter Dynastenfamilien, vorzüglich Grafen von Regenstein, große Gewalt, deren Erwerb, Rechtstitel und Umfang sich ins Dunkel verliert. Nach einer zweifelhaften Urkunde vom Jahre 1320 übertrug Aebtissin Jutta von Kranichfeld diese Schutzherrschaft dem Herzoge Rudolph von Sachsen (— es ist hier nicht mehr die Rede davon, daß selbige dem Hause von Sachsen ursprünglich zustehe —), wie sie zuvor der Markgraf Otto von Brandenburg gehabt hätte, heißt es hier, unter der sonderbaren Bedingung, daß Rudolph diese

Vogtei, wenn Jutta es verlange, dem Grafen Ulrich von Regenstein wieder verleihen sollte. Auch werden das Kloster St. Wiperti, der Münzenberg, das Westendorf und mehrere Gehöfte und Gerichtsbezirke von der Berechtigung ausgeschlossen. Wie konnten diese Ausnahmen ohne Schutz bleiben, da sie doch offenbar des Schutzes am bedürftigsten waren? — Die Regensteins, ohne weiter des Herzogs zu gedenken, führen die Vogtei fort, obgleich geschrieben wird, daß dieselbe den Bischöfen von Halberstadt überlassen worden. —

Jutta's Nachfolgerin, Ludgard von Stolberg, ist die erste Aebtissin, von der nachzuweisen, daß sie sich feierlich auf dem Stadtmarkte huldigen ließ; die Bürger schwuren, ihren Nutzen zu fördern, Schaden zu verhüten und die Stadt gegen Jedermann zu vertheidigen, nur nicht wider das Reich. — Pest und Judenverfolgung fielen in ihre Regierungsjahre 1348 bis 1354. Als Elisabeth von Hakeborn Aebtissin war, ermahnt Kaiser Karl IV gebieterisch, dem Herzoge Rudolph von Sachsen die schon dem Vater verliehene Schutzherrschaft des Stiftes, nebst den dazu gehörigen Lehnen, zu übergeben (1366). Unter Ermgard von Kirchberg (1379) bemühet sich der Bischof von Halberstadt, vom Papste anerkannt zu werden als judex unicus et conservator privilegiorum religiosarum filiarum, Abbatissae et Conventus Ecclesiae St. Servatii in Quedlingeborg, Ord. Aug. a sede apostolica specialiter delegatus. — Diese Aebtissin ertheilt dem Kaiser Wenzel und seinem Bruder Siegsmund, als Markgrafen von Brandenburg, die Belehnung über die Grafschaft Lindau und Herrschaft Möckern, und erhält dagegen von ihm das Recht, von Kaisers und Reichswegen, über Quedlinburg, Halberstadt und Aschersleben einen Landrichter zu bestellen, zur Aufrechterhaltung des beschwornen Landfriedens. — Der Bischof und Ulrich von Regenstein dagegen versetzen die Vogtei Quedlinburgs gemeinschaftlich an den Stadtmagistrat für 200 löthige Mark. Hier erscheint die Erbschutzgerechtigkeit von der Vogtei getrennt.

Alles dieses ging in den trüben Zeiten des Verfalles der Reichsgewalt vor sich, indeß die Städte durch sehr ausgebildete Bündnisse Sicherheit von außen und inneren Frieden be-

festigten. Nach dem Vorbilde des schwäbischen, und mit demselben verschwistert, bestand der sächsische Städtebund am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, an dessen Spitze Braunschweig großen Einfluß übte. Er erstreckte sich bis Erfurt. Manche Städte erscheinen als Hauptorte, denen sich naheliegende anschlossen: so Quedlinburg an Halberstadt, worin wohl eine Mitveranlassung lag zu der Obermacht, welche sich der Bischof von Halberstadt fortwährend über Stift und Stadt Quedlinburg anmaßte, im Widerspruche mit uralter Verfassung, kaiserlichen Privilegien und päpstlichen Abmahnungen.

Im zweiten Jahrzehend des funfzehnten Jahrhunderts erklärt der Kaiser die Aebtissin von Quedlinburg (Adelheid von Isenburg) zur Reichsfürstin, und unterwirft sie, die Stiftskapitularien, Vasallen und Dienerschaft dem höchsten Reichsgerichte, die Stadt nimmt er nach altem Rechte und gutem Herkommen in seinen und des Reichs Schirm, unbeschadet der Stiftsrechte, deren Gerichten sie unterworfen wird; doch bleibt die Appellation an das Reichshofgericht den Klagenden frei. — Erneuerung der Verbindung Quedlinburgs mit Braunschweig, Magdeburg, Halberstadt, Aschersleben und Quedlinburg kann die Machtverminderung der Städte, bei vermehrter Befestigung der Landeshoheit der Fürsten, nicht aufhalten. Bei den Quedlinburgern zeigte sich dies recht auffallend durch wunderliche Zänkereien, in welchen alte Gerechtsame und oft der bürgerliche Friede verloren gingen. Wo der Streit willkommen, läßt die Veranlassung nicht vergeblich auf sich hoffen. Bald will der Magistrat zum Nachtheile der abteilichen Mühlen die Bürger zwingen, nur in der städtischen Mühle an der Steinbrücke zu mahlen, bald sich der abteilichen Besetzung des Rectorats und des Pfarramtes zu St. Benedicti widersetzen. Bald gilt der Hader den Mönchen des Klosters St. Wiperti, welche vor das Rathhaus ziehen, und über den Magistrat, der schon früher in die Reichsacht verfallen ist, feierlich den Kirchenbann aussprechen (1455); Befreiung von beiden Strafen verdankt die Stadt der Aebtissin, welche dafür so wenig Erkenntlichkeit findet, daß der Vorsatz, die Stadt zu züchtigen

den oft und schwer beleidigten Stiftsfrauen kaum zu verdenken ist.

Wahrscheinlich hoffte das Kapitel der sinkenden Hoheit des weiblichen Krummstabes wieder aufzuhelfen, als es 1457, nach dem Tode der Anna von Plauen, Hedwig, Herzogin von Sachsen, des Kurfürsten Friedrich II, des Gütigen, Tochter, zur Aebtissin erwählte. Seit Agnes I hatten funfzehn Aebtissinnen dem Stiftskapitel vorgestanden, unter denen nicht eine Einzige aus dem sächsischen Herzogshause, welches doch vor allen für seine Töchter die abteiliche Würde in Anspruch nehmen konnte, stammte. Hedwig war bei ihrer Erhebung erst dreizehn Jahr alt; doch erhielt sie die päpstliche Bestätigung. Unter Zuordnung ihres Vaters und einiger Kapitularien in Regierungsgeschäften war der Bischof von Merseburg abteiliger Administrator, bis zu Hedwig's erlangter Volljährigkeit, welche 1465 durch Vollziehung der Huldigung und durch Empfangnahme der kaiserlichen Belehnung begangen wurde.

Kurfürst Friedrich und seine Söhne bewiesen bald, daß sie ernstlich gesonnen, die uralten Rechte des sächsischen Hauses auf Quedlinburg geltend zu machen. Sie forderten vom Bischofe von Halberstadt die dem Stadtmagistrate verpfändete Schutzgerechtigkeit, nebst den dazu gehörigen Lehnen. Der Bischof, zum Verdrusse des Kaisers, an den Papst appellirend, suchte sich durch Weiterungen zu helfen. Eben so geschah es von Seiten des Magistrats, als der Kurfürst von ihm, welcher so eben den Nachbarstädten wider den Herzog von Braunschweig zur Hülfe gezogen war, auch dem Kaiser Friedrich Hülfsvölker gestellt hatte, vierzig Mann Reiterei und sechzig Mann Fußvolk verlangte. Völlig frei übte die Stadt das Waffenrecht. An Kränkungen der Abtei konnte es nicht fehlen; die Ausübung der als Pfand innehabenden Vogtei bot tägliche Veranlassung. Die Städte hatten unter den ohnmächtigen Kaisern im Erwerbe der Hoheitsrechte den Fürsten nachgeeifert, und diese setzten ihren Machterwerb daran, die hoffärtigen Städte in ihre Gewalt zu bekommen. Die Kaiser ließen diese Richtung der reichsfürstlichen Macht ungestört vorschreiten; ihnen standen die Fürsten nach Familienbeziehungen näher, als die,

troß aller Bündnisse, isolirten Städte. Der landsässigen Hierarchie glückte es in diesem Zeitraume selten, durch Friedensliebe, Vermittelungsversuche und Beharren auf den Besitzstand neuen Gewinn zu erlangen. —

Die Beschwerden des Kurfürsten und der Herzoge von Sachsen, denen Aebtissin und Kapitel beitraten, wider die Stadt Quedlinburg und den mit ihr gleiches Interesse verfechtenden Bischof von Halberstadt fanden beim Kaiser geneigtes Gehör. Das sächsische Haus war das mächtigste in Deutschland, mit Ausnahme des luxemburgischen; Oestreich kam ihm erst gleich, nach dem Erwerbe der burgundischen Erbschaft. — Selbsthülfe übte, wer dazu Macht hatte. So rückten, eigne Rechte in Anspruch nehmend, und die Aebtissin, als Schwester, wider Ungebühr zu schützen, nach dem Tode des Kurfürsten Friedrich, Kriegsschaaren der sächsichen Herzoge Ernst und Albrecht, 1477, über Aschersleben, das bald erobert und geplündert war, gegen Quedlinburg. Der Anführer, Bruno von Querfurt, brachte mit der ersten, zu Dresden gegossenen Kanone Schrecken über die Stadt, welche der Stadthauptmann von Schwichelde muthig vertheidigte. Auswärtige Hülfe war kaum zu erwarten; die verbündeten Städte in der Nähe hatten eigne Kämpfe zu bestehen, die entferntern zeigten zum thätigen Beistande keinen Eifer, denn das Ganze, der sächsische Städtebund, näherte sich seiner Auflösung. Die Bruderbunde in der Schweiz, in Franken und Schwaben hatten große Niederlagen erlitten und Kaiser Friedrich III konnte den Städtern nicht gewogen sein, seit ihn die Wiener in der Burg der Hauptstadt schmachvoll belagerten. Er bedurfte der Reichsfürsten gegen Türkennoth und gegen den Aufruhr in den Erblanden. —

In den ersten Tagen des Augustmonats 1477 waren die Vorstädte Quedlinburgs eingenommen; im Westendorfe, in der Nähe des abteilichen Schlosses, erlitt Schwichelde Ueberfall und blieb mit seinen Leuten auf dem Wahlplatze. Bald gewinnen die Sachsen, wie erzählt wird, durch Verrath, den Thoreingang und erstürmten das Rathhaus in der Frühstunde des 8ten Augusts, an demselben Kalendertage, wo vierhundert

und vier Jahre zuvor Kaiser Heinrich IV aus der benachbarten Harzeburg den für alte Freiheit kämpfenden Sachsen entrann. Den Magistratsgliedern blieb nur die Wahl zwischen Tod und Flucht; die sächsischen Heerschaaren verbreiteten Mord, Plünderung und Verheerung; die der Stadt verliehenen kaiserlichen Freiheitsbriefe mußten ausgeliefert werden; das Wahrzeichen städtischer Freiheit, der Roland, ward zerschlagen. (Die Bruchstücke desselben sieht man noch auf dem Hofe des Rathskellers.) Die vom Bischofe zu Halberstadt erwartete Hülfe kam zu spät und war den sächsischen Kriegsvölkern so wenig gewachsen, daß er froh sein mußte, am folgenden Tage, den 9ten August, mit der Entsagung aller Ansprüche auf die quedlinburgische Schutzberechtigung und mit einer ansehnlichen Kriegssteuer davon zu kommen.

Schwer lastete das von den Siegern auferlegte Joch. Schon am Tage nach der Eroberung der Stadt stellte ein angeblich von der Bürgerschaft neu erwählter Magistrat, bestehend aus zwei Bürgermeistern und zehn Rathmännern, eine Urkunde aus, worin er demüthig bekennt, daß sich die Stadt durch Widersetzlichkeit wider die Aebtissin vergangen habe, nun aber durch Vermittelung des Kurfürsten Ernst und seines Bruders Albert (den Stiftern der beiden Hauptzweige des sächsischen Hauses) wieder zu Gnaden angenommen werde. Die oben erwähnten Privilegien und Freiheitsbriefe erhält der Magistrat zurück, verpflichtet sich dagegen, von solchen, ohne Genehmigung der Aebtissin und ohne Vorwissen der Herzoge von Sachsen, als Stiftsvogten, nie Gebrauch zu machen, allen zuvor eingegangenen Bündnissen, auch dem mit der Hanse zu entsagen, keinen besondern Stadthauptmann, sondern getreulich mit der Aebtissin und ihrem Stiftshauptmann zu halten, ohne Erlaubniß keine Befestigung der Stadt auszubessern oder neu zu erbauen, und unter Eidesleistung in völlige Unterthanenverhältnisse zu treten. Mehreres Grundeigenthum und Gefälle werden der Aebtissin überlassen, die jährlich derselben zu entrichtenden Abgaben bestimmt. Den Herzogen von Sachsen und ihren Erben wird versprochen „als Vogten des Stifts zur Vogtei gewärtig zu sein.“ — Den für die Bürgerfreiheit jener

Zeit wichtigen Innungen werden bedeutende Rechte genommen, indem alle Innungsbriefe von der Aebtissin sollen ausgefertigt und alle Versammlungen, Morgensprachen genannt, unter ihrer und des Erbvogtes Aufsicht gehalten werden. Hiernach könnte man glauben, die Brüder der Aebtissin hätten die Stadt Quedlinburg erobert, um den alten Glanz des Stiftes herzustellen, die Vermessenheit der Bürger zu züchtigen, und das Verhältniß zwischen Aebtissin und Stadt gesetzlich zu ordnen. Letzteres wurde, wie schnell auch die freien Bürger zu fügsamen Unterthanen herabsanken, sehr langsam herbeigeführt, da die nun widerspruchslos anerkannten Erbschutzvogte des sächsischen Hauses nur zu bald bethätigten, daß sie Quedlinburg für sich, nicht für das Stift, erobert haben wollten. Wie dankbar Frau Hedwig in dem ihren Brüdern 1479 ausgefertigten Lehnsbrief über die Erbvogtei deren Verdienste um das Stift rühmt, so scheinen doch die dort gemachten Verleihungen ihr abgedrungen. Was von der Regierungsgeschichte dieser Aebtissin bekannt ist, macht ihr Bemühen kund, die Gerechtsame der Abtei zu vermehren, ohne durch Familienrücksichten sich stören zu lassen. Jene Vermuthung wird bestätigt, durch Chroniken, welche erzählen, Hedwig sei, der Bedrängniß überdrüssig, von ihrem, von sächsischen Truppen besetzten Schlosse in die Stadt geflohen, wo sie beim Bürgermeister Grashof sich aufgehalten, bis durch Vermittlung und Banndrohung des Papstes ein Vergleich zu Stande gekommen. Bei diesen Vorfällen soll auch Zwietracht im Stifskapitel mitgewirkt haben. — So viel ist gewiß, die Schutzherrschaft setzte sich in den Besitz vieler Zehnten, Erbenzinse und Gefälle, und erhielt die Obergerichte nebst der Vogtei und dem Schlosse Lauenburg, auf benachbartem Harzberge über Steckelnberg gelegen. Nur die abteiliche Residenz und deren nächste Zubehör wurden ausgenommen. Den Waffengebrauch behielten sich die Schutzherrn vor; von einer dem Kaiser und Reiche wie noch kürzlich von der Stadt unmittelbar gestellten Heeresfolge war nicht weiter die Rede; doch wurde auf den Reichstagen zu Nürnberg und zu Frankfurt 1487 und 1489 in der entworfenen Reichsmatrikel, das Stift Quedlinburg,

mit Inbegriff der ihr nahe liegenden Abtei Gernrode, mit 100 Gulden, drei Mann zu Rosse und zehn Mann zu Fuße angesetzt. — Die Aebtissin ward zu beiden Reichstagen als Reichsfürstin eingeladen und zu jenen Leistungen unmittelbar verpflichtet. Erst nach der Reichsmatrikel von 1521, welche auf dem Reichstage zu Worms, wo die Eintheilung Deutschlands in zehn Kreise regulirt und Quedlinburg dem obersächsischen Kreise zugetheilt wurde, wird die Rüstung der Aebtissin und der Stadt, ohne der Abtei Gernrode zu gedenken, auf einen Mann zu Rosse und zehn zu Fuße angegeben. — Die sämmtlichen Fürsten von Anhalt stellten nur acht Reiter mehr. — Die Ernennung des Stiftshauptmannes ging von der Aebtissin aus. — Derselbe Bruno von Querfurt, welcher Quedlinburg eroberte und verheerte, erhielt jenen Posten, und ließ sich persönlich mit Lehnsverleihungen reichlich bedenken.

Erwägen wir die Reihefolge dieser Vorfälle, so ergiebt sich, daß die aus ächter Frömmigkeit hervorgegangene Stiftung der Abtei Quedlinburg sich mühsam rettete aus dem Andrange bischöflicher Herrschaft, deren Widerpart, Ritterthum und Städtemacht, bald Hülfe darbot, bald Besorgniß herbeiführte. Wider beide trat die Fürstengewalt auf, unter deren fortwährenden Angriffen sich die Abtei Quedlinburg erhielt, weil sie deren Berechtigungen theilte, den geistlichen Schutz für sich hatte und daneben in der blühenden Stadt, zwar oft widerspänstige Bürger, öfter aber Ableiter gefährlicher Angriffe fand. In der Vermischung der Verhältnisse, als geistliche Stiftsdame und weltliche Reichsfürstin, deren keines das andere ganz in Schatten treten ließ, lag die Bürgschaft ihrer Erhaltung.

Der Stadt war ein weniger glückliches Loos beschieden; großes Unglück erfuhr sie in dem damaligen Zeitraume. Sie war in Betriebsamkeit, Wohlstand und Freiheitsgefühl auf dem Wege, sich der Fürstenherrschaft zu entziehen und als freie Reichsstadt, freie Entwickelung des Bürgerthumes zu erlangen. Dieses seit Jahrhunderten verfolgte Streben ward vernichtet durch den Einbruch der Kriegsschaaren der Herzöge von Sachsen. Mehr als der Verlust des Jagd- und Münzrechtes, und

manches Grundertrags, erlitt die Stadt von dem Drucke des Kurfürsten Ernst, dessen Leute den Vorwurf der Grausamkeit verschuldeten.

Im Innern der Stadt war Verwüstung und Stillstand der Gewerbe bis zum gänzlichen Verfalle. Als 1489 der Propst des Moritzstiftes zu Mainz, beauftragt, die in Deutschland rückständigen päpstlichen Forderungen einzutreiben, wegen schuldigen Jahreszinses mit der Aebtissin Abrechnung hielt, ließ er sich wegen großer Armuth und harter Schicksale, mit 110 rheinischen Gulden abfinden. Die wirthliche Aebtissin Hedwig hatte wohl die Bereicherung des Stiftes zum Augenmerke, nicht die Aufhülfe der verarmten Stadt, deren Elend ihr beim päpstlichen Anwalde zur Entschuldigung diente.

Die Gewerke wurden nach den neuen Anordnungen gedrückt, nicht beschützt: zuweilen nahmen die Anordnungen den Schein der Pietät an, z. B. wenn die Kürschner-Innung verpflichtet wird, in der Hauptkirche der Stadt, dem heiligen Benedikt einen Baldachin zu erhalten und bei den Umgängen vier Kerzen von den jüngsten Meistern tragen zu lassen. — Die Künste müssen in Quedlinburg bedeutende Werkstätte gehabt haben. Unter wiederholten Klagen über Verarmung der Stadt läßt die Aebtissin, mit Zustimmung der Kapitelspersonen, beim einheimischen Goldschmiede Michael drei Brustbilder von Silber verfertigen, so groß, daß in jedes derselben das Haupt eines Heiligen gelegt werden kann. Hierzu werden alte vergoldete Geräthe, zu funfzehn Mark ein Loth Silber, geliefert, die weiter erforderliche Zuthat an Silber zu bezahlen versprochen und dem Künstler sechzehn rheinische Gulden Arbeitslohn gelobt. — Von unmittelbarer Theilnahme der Bürger an der Verwaltung des Gemeinwesens, von Alters her eigentliche Grundlage der städtischen Freiheit, erlöschen die Spuren immer mehr. In den Verhandlungen der Stadt mit den Kurfürsten zur Ausgleichung der Streitigkeiten war man über die Vergleichungspunkte so weit einig, daß der Magistrat zum Bauerdinge *) wollte läuten, das heißt: die Bürger-

---

*) Ding, altdeutsch, bedeutet Versammlung. Auch auf Island

schaft zusammenkommen lassen, zur Nachsuchung der Einwilligung, als ein Rathsmitglied die Bedingungen für entehrend erklärte, und drohete, er würde, wenn man mit der kleinen Glocke läute (zum Bauerdinge) mit der großen Glocke läuten lassen, mit der Sturmglocke, zum Aufstande. —

Das Stadtregiment war von jetzt an in den Händen eines neuen, der Aebtissin und mehr noch dem Erbschutzherrn unterworfenen Magistrates, dessen Spielraum nur dadurch Zuwachs erhielt, daß jene beide sich eifersüchtig die Einwirkung auf den Magistrat streitig machten, und daß man demselben Befugnisse, welche man sich gegenseitig mißgönnte, zugestand. Die sonderbare Einrichtung dieses edlen Rathes beider Städte Quedlinburgs, so nannte sich der 1477 neu errichtete Magistrat, hat sich mit einigen Abänderungen eine lange Reihe von Jahren, bis in die Regierungszeit der letzten Aebtissin, erhalten. Er ergänzte und wählte sich selbst unter Vorbehalt der Bestätigung der Aebtissin. Nach Verlauf des ersten Jahres (1477) mußte ein neuer Magistrat außer jenem schon ernannten, aus zwölf Mitgliedern bestehend, gewählt werden, und so im folgenden Jahre wieder, woraus drei vollständige Magistratskollegien, Mittel genannt, entstanden, welche jährlich in der Reihefolge der Ernennung das Regiment wechselten, so daß die Stadt sechs Bürgermeister und dreißig Rathsherrn hatte, von denen ein Drittel ein Jahr lang im Dienste war, und dann zwei Jahre hindurch rastete *). Was mit dieser Einrichtung bezweckt wurde, läßt sich errathen; sie sollte verhindern, daß bei einer lebenslänglichen Dienstführung die persönliche Autorität der Rathsmitglieder der fürstlichen Gebieterin nicht gefährlich würde. Für die Verwaltung des städtischen Vermögens konnte hieraus nur Nachtheil erwachsen, da natürlich jedes Mittel darauf bedacht war, sich in dem Jahre der Amtsthätigkeit für die beiden Ruhejahre schadlos zu

---

hießen die Volksversammlungen der aus Norwegen vor Harald Schönhaar geflüchteten Normannen, Thing.

*) Auch andere Städte, z. B. Braunschweig, hatten einen solchen dreifachen Magistrat.

halten. Doch für die Bürgerschaft entstand nothwendig aus der großen Anzahl regierender und nicht regierender Magistratsglieder nähere Befreundung mit ihnen und Erleichterung des Zutrittes. Dennoch hatte jener Fremde wohl recht, der die zahlreiche Versammlung aller drei Mittel, also des ganzen Magistrates, sah und ausrief: „Bei Gott! wenn die Kerle klug wären, so könnten sie die ganze Welt regieren!" —

Kurfürst Ernst, der fortfuhr, die mächtigen Städte Halberstadt, Halle, Erfurt u. s. f., wie Quedlinburg geschehen, niederzudrücken, übte die Schutzherrschaft über Quedlinburg allein, während er mit seinem Bruder Albrecht gemeinschaftlich regierte über die Erblande, bis diese bedeutend vermehrt wurden durch den Tod des Oheims Wilhelm von Sachsen-Weimar (1482). Dieser Länder Erbschaft veranlaßt zwischen beiden Brüdern förmliche Theilung, worin Kurfürst Ernst seinem Bruder Albrecht die Erbschutzgerechtigkeit von Quedlinburg abtrat. Letztere wurde nicht gering geachtet; auf sie mußte Albrecht 100,000 Gulden herausgeben, damals eine große Summe Geldes. Doch Albrecht wußte sich zu entschädigen durch Lehnerwerb und Kauf. Er gelangte zum Besitze der früher dem Bruno von Querfurt verliehenen Güter. Das Streben, sich durch Quedlinburg zu bereichern, erbte 1500 sein Sohn, Georg, der Bärtige, welcher seines Vaters Schwester, Aebtissin Hedwig, nicht schonend, den vorgezeichneten Weg verfolgte. Sollte bei der bald darauf eingetretenen Kirchenreformation der hier zu Quedlinburg so lockende Erwerb geistlicher Besitzthümer wirkungslos geblieben sein, bei dem politischen Systeme, welches das sächsische Haus annahm? —

Den 14ten Julius 1511 starb Aebtissin Hedwig nach einer 53jährigen, unruhevollen Regierung, mit dem Ruhme großer Charakterfestigkeit, Pflichttreue und Sitteneinfalt; doch oft verkannt, weil solche löblichen Eigenschaften ihren nächsten Pflegebefohlenen wenig Heil brachten. Für die Erhaltung des Stiftes war ihre Regierung von großer Bedeutsamkeit; sah sie auch den Besitzstand desselben vermindert, so sicherte sie doch der Ueberbleibsel förmliche Anerkennung. Noch nach ihrem Tode wurde es sichtbar, daß sie bei ihrem Leben den eignen Pfad

gewandelt war, ohne um Parteigunst zu buhlen; ihre Vetter warfen ihr vor, daß sie auf des Stiftes Bestes mehr Bedacht genommen, als auf Familienerwerb; die Bürger, daß sie die Stadtfreiheit dem Erbvogte zum Opfer gebracht habe, und endlich der Papst, durch falsche Anklage der halberstädter Bischöfe aufgereizt, that sie in den Bann, welcher aber erst in der Benedikti-Kirche öffentlich bekannt gemacht wurde (den 14ten August 1511), nachdem Frau Hedwig schon vier Wochen aus den Jammerthälern, wo Christuspriester vatikanische Blitze schleudern, geschieden war.

Das Jahrhundert der Frau Hedwig war das großer Erscheinungen, unter welchen alle öffentliche Verhältnisse einer Umgestaltung entgegenreiften: mit der Buchdruckerkunst war dem Priesterthume das Monopol der Geisteskultur entrissen; mit der Erfindung des Schießpulvers wich das Ritterthum der Kriegskunst, das Lehnswesen wurde ein ärmliches Rechtsinstitut, und mit den großen Entdeckungen der Schifffahrt trat eine Veränderung aller Landesbedürfnisse und Handelswege ein, welche die bürgerliche Betriebsamkeit auf bisher nicht geahnete Verzweigungen hinwies. —

IV.

Von vielen Besitzungen, welche seit der Stiftung zur Abtei gekommen waren, blieb nicht viel mehr übrig, als das Stadtgebiet mit Einschluß des großen Dorfes Ditfurt, schöne Forste im Harzwalde, schwer durchzusetzende Ansprüche und weit verbreitete Lehngüter, deren Inhaber außer der Lehnsmuthung ihre Lehnsherrin wenig beachteten. Das Lehnswesen hatte sich überlebt; von dem Glanze der abteilichen Hofhaltung, von welchem manche Nachrichten und selbst noch Benennungen der nächsten Umgebung, wie die der Ritterstraße, der Turnierbreite u. s. f. zeugen, war kaum noch ein Widerschein vorhanden. Hierdurch litt auch die Stadt, in welcher Wohlstand bei gebrochener Freiheit nicht zur vormaligen Blüthe

gelangen konnte. Die Handelswege nahmen eine andere für Quedlinburg nachtheilige Richtung. Langsamen, spärlichen Ersatz fanden die Einwohner in der stillen, den Harzbewohnern eigenthümlichen Betriebsamkeit. Hingewiesen auf ihr Weichbild gediehen Landbau und Viehzucht; der Ertrag der Gärten, Felder und Heerden trat an die Stelle des unter Fährlichkeiten gesuchten Handelsgewinnes. Wo das Bürgerthum einmal in seiner Herrlichkeit hervorgegangen, kann es nur gewaltsam zu Tode gemartert werden. Vorüberziehenden Ungewittern und mäßigem Drucke erliegt es nicht; wird ihm Eine Quelle des producirenden Fleißes verschlossen, dann sucht seine Beharrlichkeit um so ämsiger einen neuen.

Auch darin hatte sich Hedwig sorgsam für ihr Stift gezeigt, daß sie, noch bei Lebzeiten, auf eine von dem Schutzherrn nicht zu abhängige Nachfolgerin bedacht war; diesem aber war es verdrüßlich, die Wahl ohne seine Mitwirkung erfolgt, und keine sächsische Prinzessin mit der abteilichen Würde bekleidet zu sehen. Was diese Uebergehung der sächsischen Familie bei den Wahlen der Aebtissinnen betrifft, so scheint sie, in Erinnerung an die vielen Unglücksfälle der Hedwig'schen Regierung und durch die nicht zu verkennende Unterjochungsneigung der Schutzherrn, Kapitels-Maxime geworden zu sein. Von dem Todesjahre Hedwig's angerechnet gelangte fast ein Jahrhundert hindurch (1511 bis 1601) keine sächsische Fürstentochter zur Abtei.

Hedwig's Nachfolgerin, schon zuvor Unter-Propstin im Kapitel, war Magdalene, aus dem Hause Anhalt. Kaiser Maximilian, Papst Julius, Georg Herzog von Sachsen, widersetzten sich ihrer Anerkennung nicht geradezu. Die beiden Erstgenannten zeigten Magdalenen indeß so wenig Geneigtheit, daß sie sich von ihnen keine Hülfe wider die Bedrückungen des Letztern versprechen konnte. Kapitel und Stadt suchten unter solchen Verhältnissen der Aebtissin Berechtigungen abzudringen. Furcht, Eigennutz und Noth machten, daß sich der Magistrat lieber dem mächtigen Schutzherrn, als der bedrängten Landesfürstin anschloß. Magdalene, dieses überdrüßig, entsagte der Regierung und ging zu ihrer Schwester Anna

nach Gandersheim, wo sie bald verstarb. Ihre Nachfolgerin war Anna, Botho's, Grafen von Stolberg erst dreizehnjährige Tochter (1515), welcher der Kaiser, mit der Bestätigungsurkunde den Schutz in allen Fürstenrechten und in der Handhabung der hohen und niederen Gerichte versprach. Auch Herzog Georg macht ihr gute Verheißungen, als er durch Hans von Werthern die Stiftslehne als Schirmvogt empfing und sich mit ihr zugleich huldigen ließ. — Bei Annens Regierungsantritte erschien zum letzten Male ein päpstlicher Abgesandter, der bischöfliche Official von Halberstadt, Heinrich Horn, zu Quedlinburg, und weihte die neue Aebtissin von Seiten der römischen Curie. Diese Feierlichkeit war kaum vollzogen, am 5ten November 1516, als am 16ten Januar 1517 wiederum ein halberstädtscher Geistlicher, Johannes Eggerdes, auftrat und die wider die Aebtissin Hedwig erlassene Bannformel gegen Jeden, welcher dem Bischofe von Halberstadt die Schutzherrschaft über das Stift streitig machte, erneuerte. — Sehr zur Unzeit; päpstliche, wie bischöfliche Einmischung in die Stiftsangelegenheiten blieb wirkungslos.

Die in aller Welt Theilnahme weckende Unternehmung des kühnen Augustinermönchs, Martin Luthers, zur Reinigung der Lehre Christi von den Verunstaltungen des römischen Priesterthums fand unter den freiheitliebenden Quedlinburgern schon früh Anhänger. Die innere Verbindung der Mönchsorden veranlaßte, daß Luther auch hier zuerst lautwerdenden Beifall im Augustinerkloster weckte, wo ein Mönch, Vincentius, gegen die schreckhaften kirchlichen Mißbräuche predigte; doch die Franziskaner brachten ihn, man sagt durch Gift, zum Schweigen; so auch einen zweiten Augustiner, Runge, der durch Vincentius Schicksal geschreckt, von der Theilnahme an der beginnenden Reformation zurücktrat. Muthiger stritt für sie der Pastor zu St. Nicolai, Bethmann, welcher lutherisch predigte und die gereinigte Lehre vor dem gerade anwesenden, der herrschenden Kirche eifrig zugethanen Schutzherrn, dem Herzog Georg, muthig vertheidigte. Auch jener wurde ein Opfer der Wahrheitsliebe; ein Priester, Nicolaus Franke, fiel ihn mörderisch an; er starb an den Folgen der Mißhandlungen bald darauf. Ver-

schiedene Prediger in den Stadtkirchen ließen sich durch die Mönchsangriffe nicht einschüchtern, mußten aber, so großen Beifall sie beim Volke fanden, den Verfolgungen, welche der herzogliche Stiftshauptmann Mösebug verhängte, weichen. Mancher Verkündiger der Wahrheit, um schlimmen Mißhandlungen zu entrinnen, floh aus der Stadt. Die Bürger rächten sich, indem sie die papistischen Kirchen nicht betraten, und Messe und Priester verspotteten. Diese Aufregungen fanden reiche Nahrung in den ewigen, nie zu einer haltbaren Schlichtung gedeihenden Zänkereien zwischen Aebtissin und Schutzherrn. Welche Berechtigungen auch Erstere einbüßte, welche Gewaltstreiche sich auch Letzterer erlaubte, wie mangelhaft auch die Bürger durch den Magistrat vertreten wurden, die wahre deutsche Volksthümlichkeit ging unter allen Anfechtungen nicht zu Grunde, sondern förderte das Heil der Menschheit und der Reformation. Ein wüstes Zwischenspiel machten die Münzerschen Aufwiegelungen und der berüchtigte Krieg der Bauern, welche blutige Rache nahmen an den Gebrechen der Zeit. Die unglücklichen Theilnehmer eines guten Kampfes verfielen in strafbare Ausschweifungen und büßten ihre Raserei schuldvoll. Im Hintergrunde der schändlichen Verwüstungen lagen die Forderung der Menschenrechte und die Sicherheit des Eigenthums, Gleichstellung vor dem Gesetze, welche die Staatsverbindung zum Staate macht.

Auch Quedlinburg überzogen die wüthenden Bauern, zerstörten, raubten, branten nieder, mißhandelten Mönche und Priester. Die Klöster St. Wiperti und das Nonnenkloster auf dem Münzenberge litten am härtesten; auch das Kloster Teistungen auf dem Eichsfelde, welches bei der Aebtissin von Quedlinburg zur Lehn ging und sie als Oberherrin erkannte, wurde in Asche gelegt (1524).

Herzog Georg erließ an den Stiftshauptmann und an den Magistrat drohende Ermahnungsschreiben: man möchte ernstliche Vorkehrungen treffen wider die irrige „Martinische Lehre, welche verdammte Sekte dem alten Herkommen der christlichen Kirche zuwider sei.“ — Diese Strafbriefe halfen so wenig, daß der Pastor zu St. Blasii Sturk dennoch am Palm-

sonntage 1534, öffentlich das heilige Abendmal in beiderlei Gestalt austheilte, ohne sich an den Herzog zu kehren, der in Quedlinburg auf dem abteilichen Schlosse anwesend war. Der dienstfertige Stiftshauptmann läßt den Pastor mit Gewalt vom Altare vor den zürnenden Schutzherrn führen; doch die nachströmende Volksmenge bewirkt die Freigebung des Verkündigers des göttlichen Wortes. Die Aebtissin nahm bei diesen Vorfällen keine Partei, ob sie gleich, nach der Vorliebe ihres Bruders, der Reformation geneigt war. — Herzog Georg ließ über die unter seinen Augen stattgehaften Vorfälle in einer neuen Zuschrift an den Magistrat sich recht ungnädig aus; die Aufhebung des Cölibats der Geistlichen gereichte ihm besonders zum Verdrusse. Dem Magistrate wird vorgeworfen, daß er Priester, Mönche und Nonnen „in Gestalt eines ehelichen Beiwohnens" gelitten, daß zu St. Benedicti „das Amt der heiligen Messe abgethan," daß Messe und Taufe deutsch gehalten, unter beiderlei Gestalt communicirt und Anderes mehr, nach lutherischer Weise eingerichtet sei. Verehelichten Priestern und Predigern sollte man von dannen zu ziehen gebieten, Mönche und Nonnen, so wider ihr Gelübde sich verheirathet, ihren Klöstern überantworten. Wer mit Verachtung der Beichte und anderer Sakramente stirbt, soll nicht auf den geweihten Gottesacker, mit Gesang und Gefolge, bestattet, sondern von dem Abdecker verscharrt werden." —

Was half es? — Als nach fünf Jahren 1539 Herzog Georg, der Freund des Papstthums, aus den Erdregionen schied, folgte ihm sein jüngerer Bruder Heinrich, der Fromme, der, unter Mitwirkung seiner Gemahlin Katharina von Mecklenburg und seines Rathes von Schönborn, die Reformation beschützte. Nun zögerte Aebtissin Anna nicht, dieselbe förmlich im Stifte einzuführen, unter Hülfe des von Stolberg herberufenen Superintendenten Platner. Der Leitung des Kirchenwesens und der Einführung einer neuen Kirchenordnung wurde ein Consistorium vorgesetzt. — Aebtissin, Schutzherr und Stadtmagistrat waren über die Rechtmäßigkeit der Befreiung vom Papstthume einig; aber sehr verschiedener Meinung hinsichtlich der Ansprüche an die Erbschaft der Klostergüter. Alle Theile verhießen, daß dieser Nachlaß der

Ausstattung der Kirchen und Schulen gewidmet werden müsse; nur den Vortheil, der bei der Verwaltung abfiel, suchte sich jeder Theil zuzueignen. Während sich noch viele Jahre hin der Streit fortspann über die Klosterkleinodien, in deren Besitz sich der Magistrat bei Aufhebung der beiden im Stadtbereiche liegenden Klöster gesetzt, ordnet die Aebtissin Anna einen allgemeinen Gotteskasten zur Besoldung der Kirchen- und Schuldiener an; auch einen Baukasten zur Erhaltung der Kirchen, und stattete jenen mit sieben Hufen ehemaliger Klosteräcker, diesen mit der Einnahme des neu eingeführten Klingebeutels aus; freilich war jenes ein geringer Theil des Klostergutes; allein von den Klöstern St. Wipert und St. Annen auf dem Münzenberge, erwarb die Abtei sechzig Hufen Landes. — Anna vereinigte, nach Luther's und Melanchthon's Rathe, die altstädter und neustädter Schule zu Einer gelehrten Schule, woraus das noch bestehende Gymnasium erwuchs; räumte derselben das bisherige Franziskanerkloster ein, berief einen tüchtigen Mann, Magister Werner Steinhaus, von Magdeburg als Rector, und sorgte für Besetzung der Lehrerstellen, welchen sie Besoldung beilegte, nicht so kärglich, als der Maaßstab späterer Geldverhältnisse vermuthen läßt. Auch der Magistrat steuerte bei, und Vermächtnisse späterer Zeit bedachten Kirchen und Schulen. Dieser friedliche Gang der Culturentwickelung, welchen die Reformation belebte, ward in Quedlinburg oft verzögert durch den fast unvermeidlichen Zwiespalt der Regierungsbefugniß. Religions- und Regentenwechsel änderten hierin nichts. Zunehmende, von dem Gegengewichte des Papstthums befreite Regentenmacht, welcher sich die Städte anschließen mußten, vermehrte die Belästigungen, ohne den kirchlich-geistlichen Stiftungen die Wirksamkeit alter Zeit wieder zu verschaffen. Daher gingen so viele Denkmale der Frömmigkeit früherer Jahrhunderte unter; doch die aufrecht erhaltene Reichsfreiheit, welche zur wirklichen Reichsstandhaft führte, retteten das quedlinburger Stift, dessen Aebtissin von den Kaisern fortwährend zu den Reichstagen berufen, und durch Gesandte vertreten wurde. Man hätte gar leicht kaiserlicher Seits den Aebtissinnen, bei der Annahme der Reformation, diese

reichsfürstlichen Berechtigungen, wie es mit weit mächtigern Prälaten geschah, streitig machen können, und dann wäre das Stift den sächsischen Herzögen, die danach begierig waren, zugefallen. Daher vielleicht die Aengstlichkeit, mit welcher Anna, als sie 1563 sich eine Nachfolgerin bestellte (obschon der augsburger Religionsfriede [1555] die durch die augsburger Konfession [1530] bezeichnete Kirchentrennung bestätigte), bemüht war, vom Papste Pius IV eine Ausfertigung zu erhalten, daß dieser Ernennung einer Coadjutorin die Bestimmungen der Tridentinischen Kirchen-Versammlung nicht entgegenständen. Man wollte stiftischer Seits alle Entscheidung geistlicher Angelegenheiten, bis zu einer allgemeinen Kirchenversammlung aussetzen. Dieser zweideutige Schritt rührte mehr her von publicistischer Sorglichkeit der Rathgeber, als von Charakterzweideutigkeit der fürstlichen Matrone. Ihre postulirte Nachfolgerin Elisabeth von Regenstein mußte ja gleichzeitig versprechen: des Stiftes Rechte zu erhalten, lutherischen Gottesdienst und Kirchengebräuche nicht abzuschaffen, und den Gotteskasten, wie die Hospitäler zu bedenken. —

So änderte im abteilichen Kapitel, dessen Schutzherrschaft bei den bekannten Schicksalen des Ernestinischen Zweiges der sächsischen Familie auf den zur Kurwürde gelangenden Albertinischen überging, die Reformation wenig; das Kapitel wurde nur weltlicher, und das Gelübde beschränkte sich darauf, daß die Stiftsfrauen ein erbauliches Leben führen sollten, bei der Verheirathung aber austreten mußten. Von klösterlicher Ordensregel, welche bisher dem Namen und Kleide nach galt, war nicht mehr die Rede. Tägliche Betstunden und Horen in der Stiftskirche mußten Diakonen, nebst dem Cantor und den Chorknaben, halten, bis hin zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts; die Kapitelsfrauen waren nicht weiter zum Chordienste verpflichtet. Da sich die Landeshoheit der Aebtissin verminderte, und die Verbindung mit den Lehnsvasallen erschlaffte, suchte die vorsichtige Anna, nach dem Beispiele ihrer Vorgängerin, durch Tausch, Ackergewinn, Vergleiche und Wirthlichkeit das abteiliche Einkommen zu vermehren und zu sichern. Doch muß hierbei, wie beim Gewinne der Klostergüter, we-

nig Segen gewesen sein; wenigstens kein dauernder Reichthum. Schon Anna's nächste Nachfolgerin, Elisabeth von Regenstein, klagt dem Kaiser ihre Dürftigkeit, versetzt dem Magistrat das münzenberger Klostervorwerk für ein Darlehn von 21,000 Thaler und stirbt tief verschuldet. Auf die Quedlinburg heimsuchenden Landplagen, Kriegsunruhen, Pestverheerungen, Ueberschwemmungen und Feuersbrünste kann diese Finanzzerrüttung nur theilweise geschoben werden, da jene mehr die Stadt, als die Abtei trafen.

Die Städter fuhren fort, ihren Wohlstand zu befördern. Mit dem Gedeihen des Landbaues erhielt die Brauerei größere Wichtigkeit. Seit 1540 wurde auch das beliebte Weizengetränk, Gose, hier fabricirt, 1597 erfand ein quedlinburger Brauer, Kurt Breihan, ein neues, nach ihm genanntes Getränk *). Oefter bringen die Bürger durch den Schutzherrn die Beschwerde zur Sprache, daß die Aebtissin den Neustädtern und Westendorfern verstatte, den bestehenden Verträgen zuwider, fremdes Bier zu versellen. Diese Vorwürfe wiederholt Herzog Moritz 1543, bei dem Streite über die Kloster-Kleinodien. — Des Hopfenbaues geschieht Erwähnung. Eine schon oft bemerkliche Sonderbarkeit ist das Gewicht, welches viele Verhandlungen des sechzehnten Jahrhunderts auf den Weinbau Quedlinburgs legen. Wie dieser bei den klimatischen Verhältnissen bedeutsam werden konnte, bliebe auch deshalb räthselhaft, da der Weingenuß damals nicht zur heimischen Lebenssitte gehörte; aber die Reformation hatte das Weinbedürfniß vermehrt. Der Abendmahlskelch wurde nun nicht allein dem Priester, sondern allen Communicanten dargeboten. Hierdurch wurde natürlich der kirchliche Weinbedarf sehr vergrößert; auf die Qualität des Weines kam es nicht an; wenn es nur Wein war, wie die evangelischen Einsetzungsworte vorschreiben. — Daß, wer in und um Quedlinburg zu gebieten hatte, darauf sann, diesen neuen Erwerbzweig zu zehnten, war Niemand zu verargen;

---

*) Auch andere Städte, als Halberstadt, Hannover, u. s. f. nehmen die Erfindung des beliebten Getränkes in Anspruch und haben ihren Kurt Breihan.

wie es auch folgerecht war, daß die Hut- und Weideberechtigten in den sich mehrenden Rebenanlagen Beeinträchtigung des Heerdenunterhaltes sahen. Der Magistrat nahm sich des Weinbaues eifrig an. Schon zu Ostern 1434 hatte er auf abgehaltenem Bauerdinge bekannt gemacht, wie es jedem Bürger frei stehe, Weinbau zu betreiben, nach zuvor erworbenem Erlaubnißscheine von der Erbvogtei. Wer sich deshalb meldete, erhielt vier Morgen Landes an unbebaueten Bergen angewiesen durchs Loos; aber die Neustädter fielen über Weinbauer und Anlagen, mißhandelten jene und zerstörten diese. Der Schutzherr nahm sich wider die Einreden der Aebtissin, welche Hutbeeinträchtigungen rügte, des Weinbaues an; die Zeit brach diesem Gewerbe den Stab; aber Weinberge und Weingärten führen noch den Namen. Ueber die Einrichtung und Wirksamkeit jener, Bauerding genannten Bürgerversammlungen finden wir wenig verzeichnet, bald verschwindet sie völlig, da sie, wie Aebtissin Anna III in einem Rescripte sagt: „Viel Weitläuftigkeiten und Beschwerde verursachen;“ sie waren herkömmlich, nicht durch geschriebenes Gesetz bestimmt. Jene Fürstin, in beständigem Streite mit dem nach Unabhängigkeit strebenden Magistrate, der sich mit reichsstädtischem Stolze betrug, und die Bürger als Unterthanen behandelte, suchte eine neue Stadtordnung einzuführen, indem sie ein Bürgercollegium, das der zwölf Männer, von den Bürgern gewählt nach den vier städtischen Kirchspielen, dem Magistrate zur Seite setzte, um der Bürger „Wohlfahrt, Nutzen, Ehre und Frommen zu befördern.“ Diese Zwölfmänner sollten, ohne aufrührerische Zusammenläufe, nach veranstalteter Berathung mit den Kirchspielen, der Bürger Nothdurft der Aebtissin oder dem regierenden Stadtrathe glimpflich, ohne Weitläufigkeit, mit gebührender Reverenz anbringen, um unterthänig Bescheid zu erhalten, jeglichem Kirchspiele Nachricht davon zu geben, sich gehorsamlich zu verhalten, und die Bürgerschaft in keine der Obrigkeit beschwerliche Händel zu verwickeln. Bei stattfindender Widersetzlichkeit wurde ihnen zur Pflicht gemacht, der Aebtissin und dem Magistrate davon Anzeige zu machen, zur Bestrafung des Ungehorsams; Alles ohne der Aebtissin, dem

Schutzherrn und dem Magistrate in ihrem Regimente abtrünnig, verkleinerlich oder nachtheilig zu sein." — Die Aebtissin behält sich vor, diese Anordnung zu ergänzen, abzuändern oder aufzuheben. Wenn auch diese neue Einrichtung, welche in Quedlinburg den Bürgersinn nährte, keinen Frieden stiftete zwischen Stadt und Abtei, und bald unterging, so verdient sie doch in vielfacher Beziehung geschichtlich nicht übersehen zu werden.

Bei solchem Bestreben des Bürgerthums durften Kirche und Schule nicht zurückbleiben. Wenn die Entscheidung über dieses oder jenes Amtspatronat schwankte, lassen doch alle Theilnehmer Sorgsamkeit sehen, in Kirchen- und Schulämter fromme, gelehrte und lehrfähige Männer zu bringen. Durch das sechzehnte Jahrhundert gehen dogmatische Streitigkeiten der protestantischen Theologen, welche zwar ein Verkennen des evangelischen Geistes kund machen, doch auf der andern Seite ächt protestantisches Streben, die Wahrheit zu erforschen, an den Tag legen. Daß sächsische, braunschweigische, brandenburgische und pfälzische Theologen 1583 in Quedlinburg auf dem Rathhause eine Zusammenkunft hielten, um die Glaubensstreitigkeiten durch Disputationen, besonders über die leibliche Gegenwart Christi beim Abendmahle, auszugleichen, daß sie nach mehrwöchentlichen Sitzungen unverrichteter Sache von dannen zogen, vermehrte den Ruhm Quedlinburgs, wo berühmte Männer, wie der Verfasser „des wahren Christenthums," Johann Arndt, als er von Badeborn vertrieben war, wo der des Krypto-Calvinismus angeschuldigte Mathäus Absdorf, der gelehrte Schulrector Basilius Faber und andere wirkten.

Die Gutes bezweckende Aebtissin gab den Befehl, streng auf die augsburgische Confession und die symbolischen Bücher zu halten (1580) und darauf die Lehrer in Kirchen und Schulen zu verpflichten; auch ihre weltlichen Beamten mußten beschwören, daß sie die symbolischen Bücher fleißig gelesen und in denselben Nichts der heiligen Schrift Widerstreitendes gefunden hätten. Dieser Befehl dauerte in Quedlinburg noch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. —

Um zu der Schutzherrschaft des sächsischen Hauses über,

die Abtei für diesen Zeitraum nochmals zurückzukommen, so bestätigte sich auch hier, daß der gerechte Besitzer nie so gewaltsam um sich greift, als wer schuldbeladen zu einem Erwerb gelangte. Mag man die Staatsklugheit und die Heldenkünste des Herzogs Moritz, der durch den wittenberger Vertrag, 1547, zur Kurwürde gelangte, preisen; die Art, wie er sich erhob über seinen Vetter Johann Friedrich, der den Kurhut verlor, die Weise, wie sein Bruder und Nachfolger August, bei anerkannten Herrschertalenten dem nachstrebte, was man Fürstengröße nennt, läßt Gerechtigkeit und Edelmuth vermissen. Die Sucht, dem Ländererwerbe nachzugehen, wo sich Gelegenheit dazu darbot, war beider Brüder Regierungsprincip, dem auch ihre nächsten Nachfolger huldigten. Dieses empfand Quedlinburg; aber es gelang ihnen hier nur halb, was sie anderwärts mit Glück durchsetzten. Während sie die Stifter Meißen, Merseburg und Zeitz ihren Staaten einverleibten, widerstand ihnen die Abtei Quedlinburg, mehr durch eigene Festigkeit, als durch Reichshülfe, obgleich Kaiser Rudolph II von Prag aus, unterm 15. Julius 1585 einschärfte: daß der Schutzherr dem Magistrate gar nichts zu befehlen habe, und daß die Aebtissin einzige Herrscherin Quedlinburgs sei. — Solche gerechte Ansprüche wurden williger gemacht, als kräftig unterstützt. Da man sächsischer Seits eine schnelle durchgreifende Gewaltthat nicht wagte, suchte man durch ewig hingehaltene Streitigkeiten dem Ziele näher zu kommen, und erneuerte die Bemühungen, sächsische Prinzessinnen ins Kapitel, und wo möglich auf den abteilichen Stuhl zu bringen, was aber durch die Kapitularien und durch nachbarliche Dynasten-Familien, welche Machtvergrößerung und Nähe des sächsischen Hauses fürchteten, mehrere Menschenalter hindurch, verhindert wurde. Die Schutzherrn begnügten sich, bei jeder Wahl gegen die neugewählte Aebtissin zu protestiren und ließen sich endlich deren Huldigung gefallen, unter abgedrungenen Bewilligungen; wogegen die Aebtissinnen sich begnügen mußten, gleichfalls zu protestiren, daß die Schutzherrn sich in dem den Stadtbewohnern auferlegten Huldigungseide Landesherrn nannten, und daß sie ihren Erbverbrüderten, den Landgrafen von Hessen,

mit huldigen ließen, — das Eine, wie das Andere, eine widerrechtliche, nicht einmal ein Scheinrecht für sich habende Neuerung.

Aebtissin Anna III nahm Bedacht, daß das Stift bei ihrem zuvor geahneten plötzlichen Tode nicht verwaise, und wählte sich 1593 eine Nachfolgerin, um dem sächsischen Widerspruche zu entgehen, aus dem nächsten großen, alten Fürstenhause, obendrein eine nahe Verwandte des Kurfürstlichen, in der Person der Prinzessin Anna Margarethe von Braunschweig. Gegen die Wahl war nichts einzuwenden; aber der dresdner Hof, unter der vormundschaftlichen Regierung Friedrich Wilhelms von Sachsen-Weimar, widersprach, und von ihm gewonnen, ertheilte der Kaiser die Bestätigung nicht. Herzog Julius nahm sich der Prinzessin seines Hauses an; doch vergeblich. Als Anna 1601 plötzlich starb, ließ Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen, als Vormund des Kurfürsten Christians II das Stift, Namens des Schutzherrn in Besitz nehmen, die Thorwachen der Residenz verstärken, und dem Magistrat die Verwahrung der Stadt dringend empfehlen, „damit sie bei dermalen gefährlichen Zeiten vor Unheil gesichert bleibe." — Alle Stiftsbeamte mußten den Handschlag des Gehorsams leisten," unbeschadet dem hochwürdigen Kapitel, dem geistlichen Regimente und der Ausübung fürstlich-abteilicher Regalien." — Diese Maßregeln galten nicht der unruhigen Zeit, nicht der verheerenden Pest, sondern der Besorgniß, Herzog Julius von Braunschweig möchte, zur Aufrechterhaltung der Wahl der Coadjutorin Anna Margarethe, Kriegsvölker einrücken lassen.

Den sächsischen Umtrieben war es günstig, daß das Kapitel, durch schnell folgende Todesfälle, bis auf die Dechantin Barbara, Gräfin von Limburg, ausgestorben war. Sie ernannte, in Uebereinstimmung mit dem kurfürstlichen Vormunde, dessen Schwester Maria zur Aebtissin; die braunschweigische Prinzessin mußte sich mit der probpsteilichen Würde abfinden lassen.

V.

Mochte das endliche Gelingen des seit einem Jahrhundert verfolgten Planes für das mächtige sächsische Haus ein geringer Erwerb sein, für das Stift war es von wichtigen Folgen. Jenem gelingt es, die Abtei, mit wenigen Unterbrechungen den Prinzessinnen der sächsischen Regentenfamilie zuzuwenden, bis am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts andere Verhältnisse eintreten. Die Anmaßungen des Erbschutzherrn finden weniger Widerspruch, und stillschweigend geduldete Eingriffe gelten bald für Berechtigungen. Der Magistrat, sich dem Schutzherrn anschließend, fährt fort, eine Opposition wider den weiblichen Krummstab zu machen, wodurch die bürgerliche Freiheit nicht gewinnt; dennoch gedeihen Gewerbsamkeit und Wohlhabenheit, wenn auch Unglücksfälle, Kriegs- und Pestverheerungen bittere Klagen herbeiführen. Erleidet die Abtei Verkürzung alter Hoheitsrechte, so helfen doch die verwandtschaftlichen Beziehungen der Aebtissin zum Kurhause, zur Erhaltung des Stiftes. Das Reichsband verliert seinen Glanz und erhält einen untergeordneten Charakter, da der abteiliche Gesandte von Regensburg berichtet (unterm 8ten Januar 1603), daß der Aebtissin auf dem Reichstage keine persönliche Stimme, sondern nur ein collegialisches Votum, mit den übrigen reichsfreien Prälaten, zugestanden wird. Aus den Reichstagsprotokollen seit 1570 sei nicht ersichtlich, daß das Stift zum selbstständigen Votiren gelassen sei. Diese damals wichtige Abänderung der Theilnahme des Stiftes an den reichstägigen Verhandlungen stand mit dem sächsischen Unterjochungsplane in Verbindung. Die kursächsischen Gesandten, auf dem Reichstage dieserhalb befragt, erklärten: die Sache sei zweifelhaft, bei der nahen Blutsverwandtschaft ihres Herrn mit der Aebtissin, gönnten sie letzterer eine eigene Stimme, sie fänden aber neuerlich nicht, daß sie zur Führung eines eigenthümlichen Votums einen besondern Gesandten zum Reichstage geschickt habe; — als ob die Stimmenberechtigung dadurch eine Abänderung

hätte erleiden dürfen, daß der dieselben vertretende Gesandte noch andere auf ihn lautende Vollmachten hatte? — Doch man hielt sich nicht auf bei Erörterungen geschichtlicher Rechtsfragen: die Aebtissin ward fernerhin der rheinischen Prälatenbank zugezählt, und in diesem Verhältnisse blieb sie bis zur Auflösung des deutschen Reiches. Aber Versuche wurden öfter gemacht, sie völlig von der Reichstagsmitgliedschaft zu verdrängen.

So geschah es 1643, daß in Quedlinburg keine Einladung zu dem in Regensburg angesetzten Reichstage einging. Auf diesseitige Beschwerden ward erwidert: nicht aus Versehen, mit gutem Bedachte sei das sonst gewöhnliche Ausschreiben an alle ehemalige Reichsäbtissinnen nicht ausgefertigt, in Gemäßheit des Prager Friedensschlusses (?). Jedoch gelangte der abteiliche Abgeordnete, von Miltiz, zur Theilnahme, nach lebhaften Protestationen gegen die dem Rechtsherkommen widerstreitende Zurücksetzung, welche zur Folge haben würde, daß stiftischer Seits dem Kaiser keine Geldhülfe und Römermonate mehr gezahlt würden. Diese Vorstellung half für den Augenblick. 1653 entschied über die Theilnahme des Stiftes an den Reichsversammlungen der Reichshofrath zu Gunsten der Aebtissin, wofür sie, außer ansehnlichen Gerichtssporteln, 2000 Gulden Laudemiengelder erlegen mußte.

Jede Staatsverfassung muß mit den der Veränderung unterworfenen Nationalbedürfnissen Umgestaltungen erleiden, besonders eine Staatsverfassung, wie die des ehemaligen deutschen Reiches, welche sich in zahllose Einzelnheiten durchkreuzte und den Rechtslehrern so viele Unfügigkeiten darbot, daß man sie eine durch Gottes Gnade aufrecht erhaltene Mischung (confusio divina gratia conservata) nannte.

Es ist nicht zu verkennen, daß Quedlinburg in diesem Zeitraume Gewinn ärndtete von dem wissenschaftlichen und kirchlichen Streben, worin das Sachsenland es allen deutschen Völkern zuvorthat; aber diese Vortheile verdankt es der geographischen Lage und sich selbst, gewiß nicht dem geneigten Willen der kurfürstlichen Erbschutzherrn.

Die Nothwendigkeit, Deutschlands innere politische und

kirchliche Verhältnisse zeitgemäß zu ordnen, ward allgemein fühlbar; aber die Anforderungen der Betheiligten waren so widerstreitend, daß erst eine Beschwichtigung der Kraftentwickelung eintreten mußte, ehe die Frucht der Reformation gedeihen konnte. So entstand der vieljährige Krieg, welcher sich zufällig beim Streite um die böhmische Königskrone entspann, und scheinbar protestantische Glaubensfreiheit bezweckte, während Oestreich Deutschlands Unterjochung, Frankreich diese aber zu verhindern und politisches Uebergewicht in Europa suchte. Keine von allen Parteien gelangte glücklicher Weise zu einem entscheidenden Siege, wodurch eine der Cultur Deutschlands so vortheilhafte Ausgleichung erwuchs.

Die ein Menschenalter hindurch auf Deutschland lastende Geißel des dreißigjährigen Krieges fand eine Prinzessin von Sachsen, des obengenannten kurfürstlichen Vormundes, Friedrich Wilhelms Tochter, Dorothea Sophie als Aebtissin, an der Spitze des Stiftskapitels (von 1618 bis 1645), eine Frau, welche in sehr bedrängten Zeiten die würdevolle Haltung einer regierenden Fürstin nicht verlor. Schlichtung der endlosen Rechtsverwicklungen zwischen Stift, Stadt und Schutzherrn war nicht von ihr zu erwarten, kaum zu wünschen; dagegen zeigte sie Muttertreue als Landesfürstin in Ordnung von Allem, was Noth that, gegen Freund und Feind. Beide suchten Gelegenheit, ihr Kriegesroß an die gefüllte Krippe der wohlhabenden und wehrlosen Abtei zu binden. Der Nachwuchs des raublustigen Ritterthums suchte freien Spielraum in zahllosen Freibeutern und Streifschaaren, die jeder Partei feil, das Leben einsetzten, um Gewinn zu machen, die Kriegsnoth mit üppigem Wohlleben zu wechseln und reiche Beute davon zu tragen. Wallenstein, wie Gustav Adolph, übten die Kunst, den Heeresunterhalt aus den besetzten Ländern herbeizuschaffen, wobei Freundschaft und Feindschaft gleich galten; höher als solche Berücksichtigungen standen Bedürfniß und Nothwendigkeit, die Söldlinge in guter Stimmung zu erhalten. Für Quedlinburg, das in einem friedlichen Winkel gelegen, die ersten Jahre jenes Krieges unbefehdet vorüberziehen sah, ward auch jetzt die Nähe Halberstadts, wo 1616 Herzog Christian von Braunschweig

zum Bischof erwählt war, zum großen Unglücke. Diesen rastlosen Abenteurer, dem kein Kriegerloos zu stürmisch, das Bisthum aber zu enge war, ergriff eine an Wahnsinn streifende Liebesgluth zur schönen, unglücklichen Tochter Jakobs I von England, der Gemahlin Friedrich's V von der Pfalz, welcher die böhmische Krone in der Schlacht auf dem weißen Berge (1620) verlor. Er lernte die flüchtige Königin in Holland kennen, brachte ihr seine Huldigungen dar und ward zu ihrem Ritter angenommen. Unter dem Denkspruche: Alles für Gott und für Sie! rüstete er sich zur Verfolgung der römischen Kirche und zum Wiedergewinn der böhmischen Krone für Friedrich. Der Mittelpunkt seines verwegenen Unternehmens war Halberstadt (1622), wo er ein bedeutendes Heer zusammenbrachte, indem er das Bisthum und die Umgegend mit Raubgesindel überschwemmte. Beute war das einzige Erhaltungsmittel; Christian's Abzug durch das Hildesheimische, Mindensche, Paderbornsche u. s. f. der Pfalz zu, gewährte auch dem hartbedrängten Quedlinburg nur kurze Erholung, da der Herzog, von Tilly bei Höchst geschlagen, nach kurzer Zeit mit einem gleich kühnen Parteiführer, dem Grafen von Mansfeld nach Halberstadt zurückkehrte mit 5000 Mann Fußvolk und 8000 Pferden. Kursachsen war, aus lutherischer Rechtgläubigkeit, dem calvinischen, pfälzischen Kurhause, den braunschweigischen Herzogen wegen vieler Länderstreitigkeiten, und dem Herzoge Christian besonders als Bischofe zu Halberstadt abgeneigt, welches Quedlinburg mitempfinden mußte. — Um das Maas des Unglücks voll zu machen, wurde durch immer fortgesetzte Rüstung Christians, Tilly, der Heerführer der katholischen Ligue in diese Gegenden gelockt, während Wallenstein von der Elbe her mit dem kaiserlichen Heere sich näherte. Konnte es dem wehrlosen Stiftsländchen besser ergehen, als den übrigen sächsischen Staaten, welche durch die unzuverlässige Politik des Kurfürsten Johann Georg und durch die Kunst, mit der Kaiser Ferdinand seine Bundesgenossen täuschte, den Kriegsgräueln preisgegeben wurden? — Christian resignirte als Bischof, um als Administrator des halberstädtschen Bisthumes desto freier zu schalten.

Kaum ist zu glauben, welche unerschwinglich scheinende Kriegsopfer aus Quedlinburg gezogen wurden, während unzählige Plünderungen, wechselnde Einquartirung, Lieferungen aller Art ungeheure Theurung herbeiführten. 1626 kostete der Wispel Roggen 150 Thlr., Gerste 100 und so verhältnißmäßig alle Lebensmittel. Dabei war die Geldnoth so groß, daß der Dukaten zu 20 bis 24 Thaler berechnet wurde. Wallenstein, Tilly, Pappenheim, gefürchtete Namen, wußten aus den, dem Herzoge Christian entrissenen Gegenden neue Beute zu ziehen. Kurze Befreiung von den grausamen Gästen führte nur zu neuen Bedrückungen. Hatte der kaiserliche Obrist Graf Hazfeld 1631 übel gehaust, so litt Quedlinburg von Neuem, als die Schweden ihn verdrängten. Die nordischen Vertheidiger der Protestanten machten ihrem Feinde in der Plünderungskunst, wie in der Tapferkeit, den Rang streitig. Ein finnisches Regiment, unter dem Obristen Tubiktize kleidete sich neu, sengte und brannte, kostete der Stadt 13,000 Thaler; aber ließ, ehe ihm ein Obrist von Münchhausen mit einer Reiterschaar folgte, zur Erbauung ein Evangeliumbuch in deutscher Sprache in Quedlinburg drucken. Ein schwedischer Schaarführer folgte dem andern; Alle forderten, erhielten oder nahmen. Unter Banner, der am 7ten Mai 1641 krank durch die Stadt getragen wurde, mehrten sich die Kriegerschaaren. Bald hauseten Schweden, bald Kaiserliche, bis der General der Ersteren, Graf Königsmark, einzog (1642), die Stadt sechsstündiger Plünderung preis gab, Geißeln nahm, und sich das der Stadt gehörige Geschütz, wie das vom Grafen Albrecht von Regenstein erbeutete Schwerdt, ausliefern ließ.

Während dieser Kette von Verwüstungen, wo kirchliche Angelegenheiten zum Vorwande politischer Zwecke, wo die Feldherrn öfter ihrem Vortheile- als einem Landes- und Kriegsherren dienten und für Gold jeder Partei käuflich waren, — hatte Stift und Stadt an der Aebtissin Dorothea Sophie eine verdienstvolle Fürstin, welche mit landesmütterlicher Sorgfalt des Stiftes Bestes beförderte, und so aus dem Zeitstrudel rettete, was irgend zu retten war, wobei es ihr zur Hülfe gereichte, daß die alte Zwietracht zwischen Stift, Schutzherrn

und Stadt, im Drange des Augenblickes, kaum aufblicken konnte. Sie sorgte für Kirchen und Schulen, gab für Rechtspflege und Polizei heilsame Gesetze, und flößte Freund und Widersacher Achtung ein, die gedeihlicher wurde, als kriegerische Rüstigkeit. Unter Krieg, Pest, Theurung und Trübsal blieb ihr Wahlspruch: sie wolle den Schulen Gutes thun und fromme Schüler halten, wenn sie auch nicht Einen Heller behielte. — Ihre freigebige Vorliebe für die gelehrte Schule führte diese Anstalt bei gleicher Sorgfalt der folgenden Aebtissinnen in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zum höchsten Glanze. Unter dem gelehrten Rector Samuel Schmidt *) besuchten Belgier, Friesen, Dänen, Schweden, Liefländer, Preußen, Polen und Böhmen das quedlinburger illustre Gymnasium, von welchem öffentliche Anschläge zu Jena und Helmstädt rühmten, daß von dort her mehr gelehrte akademische Bürger kämen, als von Braunschweig und Magdeburg. — 1677 ward in Quedlinburg gar die Verwandelung des Gymnasiums in eine Universität beabsichtiget, ein kühnes Beginnen, dessen Ausführung noch weit größere Schwierigkeiten hatte, als die Aufrechterhaltung der Disciplin über die aus fernen Landen herbeiströmenden fahrenden Schüler, worüber es zwischen der Aebtissin, dem Magistrate und dem Schulkollegium zu Beschwerden, Weisungen und Vertheidigungen kam. — Daß der Universitätsplan wieder aufgegeben wurde, ist kaum zu bedauern; denn je besser eine Schule als solche dem Zeit- und Ortsbedürfnisse entspricht, um so leichter wird sie durch Verrückung des Standpunktes und der Verfassung verfuscht. —

Der Städte Wall und Graben gab einige Sicherheit wider Streifparteien und Räubereien, welche das freie Land verwüsteten, Dörfer und Weiler verheerten und abbrannten, Heerden und Zugvieh raubten, Kirchen und Gräber entweihe-

*) Gottf. Ludwig in der Historia Rectorum, Gymnasiorum Scholarumque, Leipzig 1708. Theil 2. Seite 262 nennt Schmidt: „Ecclesia et Republica immortaliter meritus.“

ten, und die Bewohner auf jede Weise marterten. In Quedlinburgs ertragreichen Fluren erlitten viele Dörfer dieses Loos. Ihre Bewohner flüchteten sich in die Stadt; einzelnes Gemäuer, welches den Pflugschaar hemmt, weist noch die Stellen nach, wo sie standen; nach ihnen werden gegenwärtig die Feldmarken benannt. Die reichlich bevölkerte Stadt hatte, bei aller Noth, viel Betriebsamkeit. Wurden auch Felder verheert, gingen auch Wein- und Hopfenbau ein; die ersten Nahrungsbedürfnisse mußten geschafft werden; hierin lag großer Erwerb, welchen der Krieg nicht ganz verschlang. Der Fruchtacker wurde bestellt, mochte auch die Sicherheit der Erndte zweifelhaft sein; glückte sie, so war der Ertrag um so größer. Vermehrung des Viehstandes geht dem Korngewinne zur Seite. Die Brauereien der Stadt gediehen zu einem so großen Flor, daß, da wöchentlich nur zwölf Bier- und zwölf Breihansgebräude erlaubt waren, und der weitere Bedarf durch Gosegebräude ersetzt werden mußte, jährlich oft noch 110 Gosegebräude Absatz fanden, welche 6164 Fässer Gose, jedes Faß zu 110 Stübchen ergaben. Der Werth der zum Brauen berechtigten Häuser stieg bedeutend, und giebt einen Maaßstab des bürgerlichen Wohlstandes. — Kriegszeiten sind Hebel des Gewerbsfleißes und Handels, deren kräftiges Eingreifen in die Lebensmaschine durch den Wechsel großes Gewinnes und großer Verluste gesteigert wird.

Bei manchem Zeitdrucke vertrauten die quedlinburger Bürger, mit deutscher Derbheit, auf ihren Wohlstand; der Magistrat nahm hieran Theil; der Schutzherr, dem willige Unterwerfung des Stiftes nicht gelingen wollte, ward ermüdet, die Aebtissin vorsichtiger; der Kaiser figurirte nur noch, um die Aebtissinnen mit den weltlichen Regalien zu beleihen, des Stiftes alte Gerechtsame zu bestätigen, bei eingehenden Klagen wenig beachtete Befehle zu geben, oder an die endlosen Verhandlungen der Reichsgerichte zu verweisen; das Reichsoberhaupt ließ nur von sich hören, wenn es Römermonate und Türkensteuer verlangte.

Das Kapitel benutzt die Zeit, wo der dresner Hof in wichtigere Plane verwickelt ist, und schreitet 1643 zur Wahl

einer Nachfolgerin der Aebtissin, indem es sich dabei nicht an das sächsische Haus bindet, sondern die Pfalzgräfin am Rheine, Anna Sophie, zur Koadjutorin ernennt, eine Prinzessin, deren Familie von allen protestantischen Fürsten mit mitleidiger Theilnahme betrachtet wurde. Kurfürst Johann Georg läßt es geschehen.

Diese Anna Sophie, zwei Jahre später zur Regierung gelangt, hatte das Glück, den von Deutschland so sehnlichst gewünschten Frieden geschlossen zu sehen. Durch die osnabrükker Friedensurkunde (Art. VIII) waren im Allgemeinen des Stiftes Rechte anerkannt und in Schutz genommen. Die Nachwehen der Verwüstung waren nicht sobald geboben. Die Stiftsdomainen waren in großem Verfalle, die Gebäude forderten Neubau; Getreide und Vieh fanden zu den niedrigsten Preisen keinen Absatz, dabei andere Unglücksfälle des Landbaues, Hagelschlag, Mißwachs u. s. f. Die Stadt kam dem Stifte mit einem Geschenke von 6000 Thalern zur Hülfe. 1648 mußte die Aebtissin zu den drei Millionen Thaler, welche der Krone Schweden als Kriegsentschädigung bewilligt waren, 2015 Gulden baar, eben so viel in Assignation entrichten; hierzu wurde 1650 noch ein Nachschuß von 6249 Thalern gefordert.

Des Friedens kann man nicht froh werden: Das Land durchzieht entlassenes Kriegsvolk und treibt den Raub auf eigene Faust. Auch andere Truppenzüge belästigten fortwährend, wenn man sich kaum befreit glaubt. Am 22. Mai 1649 schlugen sich in der Nähe der Stadt der kaiserliche General Spork und der Rheingraf Johann Ludwig. Erst 1650 wird das Friedensfest feierlich begangen. Noch 1660 schreibt Kaiser Leopold I an die Aebtissin, sie möge seinen Kriegsvölkern, wenn sie das Stift berührten, freien Durchzug gestatten und geneigten Willen zeigen. Im September jenes Jahres läßt sich der kaiserliche General Graf Montecuculi von Aschersleben aus anmelden, mit der Forderung von 500 Thalern, deren Zahlung zuversichtlich erwartet würde, da selbst der Kurfürst von Brandenburg und der Herzog von Braunschweig das Einrücken der kaiserlichen Kriegsvölker mit großen Summen abgekauft hätten.

1666 legt der Kurfürst von Sachsen Reiter in die Stadt, um sie wider die vom Rheine zurückkehrenden brandenburgischen Truppen, von denen auf dem Marsche viele Ausschweifungen begangen wurden, zu sichern. Die schutzverheißenden sächsischen Truppen fürchtet man mit Recht nicht minder. Friedrich Wilhelm von Brandenburg schreibt aus dem Feldlager zu Stettin 1676 der Aebtissin: sie möge einige seiner Völker auf kurze Zeit mit Quartieren versehen und auf sechs oder sieben Monate 1200 Thaler monatlich zu deren Erhaltung beisteuern. — Nicht viel später verlangen die braunschweigschen Herzöge Georg Wilhelm und Rudolph August für sechs Regimenter Fußvolk und zwei Regimenter Reiter freien Durchzug. —

Unter diesen und ähnlichen Ergebnissen schlichen die inneren Streitigkeiten wenig beachtet fort und blickten nur von Zeit zu Zeit auf, ohne sonderliche Theilnahme, da dringendere Bedürfnisse in den Weg traten. Auch mochte die dunkle Ahnung wirken, daß kirchliche Stiftungen und dem Adelsthume vortheilhafte Lehnsverhältnisse dem Wendepunkte zuwankten, und daß sich die Entscheidung jener alten Mißhelligkeiten mit dem Eintritte eines neuen Herrscherprincips von selbst ergeben würde.

VI.

Nach der kurzen Regierung der hessischen Landgräfin Anna Sophie (1681 bis 1683), welche schon als Pröpstin ihren geistlichen Beruf durch Herausgabe eines Andachtsbuches, „der treue Seelenfreund Jesus," bewiesen hatte, ließ das sächsische Haus dem alten Wunsche, die Abtei den Prinzessinnen der Familie zuzuwenden, wieder freien Lauf. Nicht eine verfassungsmäßig vom Kapitel postulirte holsteinsche Prinzessin, sondern Anna Dorothea, Herzogin von Sachsen-Weimar, wird Nachfolgerin; eine Frau, deren Pflichttreue nicht verkannt werden mag wegen der Rechtsverkürzungen, welche das Stift unter dem Andrang militairischer Gewalt erlitt.

Sie ließ sich vom Beginne ihrer Regierung angelegen sein,

durch feste Bestimmungen dem Hader über die Landesverwaltung ein Ende zu machen, und schloß mit dem Kurfürsten von Sachsen Johann Georg II, dem sie keine verwandtschaftliche Willfährigkeit zum Nachtheile der abteilichen Rechte bewies, den Concordienreceß (also genannt vom Tage der Unterzeichnung) am 18. Februar 1685 ab. Doch der vorerwähnte Zweck wurde nicht erreicht, da man, anstatt von vorn herein die Gerechtsame der Aebtissin und des Erbschutzherrn festzustellen und danach die Anordnung der einzelnen Gegenstände einzurichten, nur Bestimmung der Einzelnheiten ins Auge faßte. Von dem Huldigungseide kommt man auf Wildbahn, Weideberechtigung und Fischerei; von Lehnsverschreibungen, von den abteilichen Rechnungen, von der Polizei- und Kirchenordnung auf den Magistratswechsel, von den Werbe-, Einquartirungs- und Wachangelegenheiten auf Exemption, auf Gränzsachen, auf neue Oelmühlen, Weidenzins, Schenkverwilligung, von der halberstädter Landkutsche auf Juden und Hausierhandel. So bunt durch einander geht es fort, bis mit der Abnahme der Magistratsrechnungen und der Aufhebung der abteilichen Salzfaktoreien geschlossen wird, in der ausdrücklichen Zuversicht, daß hiermit alle bisherige Irrthümer und Gebrechen gänzlich und gründlich abgethan sind. Fast jede Bestimmung wird durch „jedoch," „zwar" und „aber" wieder untergraben. Als Verfassungsgrundlagen erkennt man aus den Huldigungsformularen, daß die sächsischen Kurfürsten als Landesherrn und Erbschutzvogte von sämmtlichen Stiftsunterthanen gehuldigt worden, für sich, für ihre Familie und für die verbrüderten Landgrafen von Hessen. Die Stadtbewachung steht dem, der Aebtissin unterworfenen Magistrate zu; die Thorwache wird unter Aufsicht des schutzherrlichen Stiftshauptmannes, der mit den Seinigen von stiftischer Botmäßigkeit eximirt ist, gestellt. Anordnung der Steuern wollen Kurfürst und Aebtissin den Stiftsunterthanen gemeinschaftlich proponiren. Mit dem kurfürstlichen Vogtei-Lehn steht demselben die Obere (Criminal-) Rechtsverwaltung und die Landespolizei zu, unter Ausnahme des abteilichen Schlosses und verschiedener, dem Stifte unmittelbar zugehöriger und zunächst belegener Gebäude, ihrer Be-

wohner und der Stiftsbeamten, deren Verhaftung nur nach den Befehlen der Aebtissin erfolgen und darauf die Auslieferung an die Erbvogtei-Gerichte geschehen soll. — Die Vogtei und ihre Gerichte werden vom Magistrate, der als städtische Behörde abteilich war, unter alleiniger Abhängigkeit vom Schutzherrn, verwaltet. Von ihm geht der Instanzenzug an die Hauptmannei, von dort an den leipziger Schöppenstuhl; von den abteilichen Civilgerichten dagegen an das Reichskammergericht; das sächsische Recht gilt vor beiden. — Kirchen- und Schulangelegenheiten resortiren von der Aebtissin, unter Beachtung der kursächsischen Kirchenordnung. — Von dem Verhältnisse der Bürger zum Magistrate, zur Aebtissin, zum Schutzherrn ist nicht weiter die Rede; jene Autoritäten sorgten nur für sich. Kaum ist dieses zu beklagen, da die Verpflechtungen der Landesverwaltung, wie räthselhaft sie auch waren, dem Bürgerglücke wohlthätigen Spielraum ließen.

Der westphälische Frieden veranlaßte eine wichtige Veränderung. In demselben wußte sich Kurbrandenburg großen Erwerb zu verschaffen. Auch das Bisthum Halberstadt ward ihm, als ein weltliches Fürstenthum, zu Theil. Nach etwa dreißigjährigem Besitze dieses Reichslandes erinnerte man sich, daß einst die Grafen von Regenstein mehrere jetzige Besitzungen Quedlinburgs inne gehabt, die Bischöfe auch die Vogtei vor Zeiten geübt hätten, und machte, als Nachfolger der Bischöfe von Halberstadt und jener Grafen, darauf neuen Anspruch, indem man den althierarchischen Grundsatz, daß erlangtes Besitzthum nie wieder verloren gehen könne, verfolgte. 1684 erließ die halberstädter Regierung nicht an die Aebtissin, als Landesfürstin, nicht an den Kurfürsten von Sachsen, als mit der Landeshoheit bekleideten Schutzherrn, sondern an den Stadtmagistrat den Befehl: die Schlösser Lauenburg (Steckelnberg), Sewekenberg und Gersdorf, nebst dem Ramberge (einem bedeutenden Harzforst), als Pertinenzstücke der 1351 dem Bischofe von Halberstadt auf ewige Zeiten abgetretenen Grafschaft Regenstein sofort herauszugeben und über die seit Jahrhunderten gehabte Benutzung Rechnung zu legen. Drei Jahre darauf folgte eine geschärfte Aufforderung, worin auch die Unterwer-

fung der Stadt Quedlinburg geboten wurde. — Beharrlichkeit bei den abenteuerlichsten Ansprüchen besiegt oft alle Rechtstitel; und wie gehaltlos diese waren, ergab der gleich erzählte Kauf. Die brandenburgischen Fürsten waren gewiß nicht geneigt, für schweres Geld zu erkaufen, was ein irgend haltbarer Rechtsgrund ihnen ohnehin schon zusprach. — Magistrat, Aebtissin, Schutzherr, Reichshofrath und Kaiser erließen Verwahrungen, letzterer derbe Zurechtweisungen an die Regierung zu Halberstadt.

Brandenburgischer Seits ward dadurch die Neigung, Quedlinburg zu erwerben, nicht gestört, indeß die Schutzherrschaft den sächsischen Kurfürsten fortwährenden Verdruß verursachte. Friedrich August, der ehrsüchtige, wollüstige, verschwenderische Fürst, hielt kein Opfer für zu groß, um Mittel zur Verschwendung und zur Erhaltung der trügerischen Krone Polens aufzubringen. In demselben Jahre (1698), wo er seine Rechte auf das Herzogthum Lauenburg dem braunschweig-lüneburgschen Hause für sechs Tonnen Goldes verschacherte, verkaufte er auch die quedlinburgische Erbschutzgerechtigkeit, nebst den davon abhängigen Besitzungen, für 340,000 Thaler dem Kurfürsten von Brandenburg, nachdem er kurz zuvor 12000 Thaler gegen Verpfändung schutzherrlicher Lehnsbesitzungen vom Magistrate geliehen hatte. Diese Verkäufe geschahen nach dem Rathe des Statthalters Kursachsens, Fürsten Egon von Fürstenberg. Die quedlinburger Angelegenheit betrieb ein Jude, Lehmann, der mit unbeschränkter Vollmacht des Königes von Polen nach Berlin geschickt war. — Wenn wir neuerlich oft Veranlassung hatten, minder mächtige Fürsten zu preisen, welche, auf ihre Rechte beharrend, sich von den Gewaltigen nicht abkaufen ließen durch schnöde Verheißungen, heftige Drohungen oder lockende Darbietungen, so verdient auch die Aebtissin Anna Dorothea rühmliche Anerkennung, da sie festen Widerspruch jenem Verkaufe entgegensetzte, eingedenk ihres Fürsteneides.

Die Erbschutzgerechtigkeit und Vogtei Quedlinburgs, mit allen davon abhängigen Besitzthümern und Gerechtsamen, war ein abteiliches Lehn, eine so unbestrittene Thatsache, daß nach gewaltsam durchgesetzten Kauf die neue Reihenfolge der bran-

denburgischen Schutzherrn nie unterließ, dem Lehnsverhältnisse gemäß, sich die Lehnsverleihung ertheilen zu lassen. Jede Veräußerung eines Lehns, ohne Bewilligung der Lehnsherrschaft, war rechtswidrig. Die Lehnsgesetze machten keinen Unterschied zwischen Junker und Nichtjunker, Geistlichen und Weltleuten, Fürsten und Nichtfürsten. —

Der Aebtissin lauter und muthiger Widerspruch, dem mehrere Zweige des sächsischen Hauses beitraten, mochte den Verkäufer, wie den Käufer, in Verlegenheit setzen; doch schon im folgenden Jahre half der Kurfürst von Brandenburg aus derselben. Am 30sten Januar 1698 dringen einige Compagnien des in Halberstadt liegenden Fußvolkes, welches durch einen blasenden Postillon den Thoraufschluß listig bewirkt hatte, in die Stadt, besetzen den Markt und das Rathhaus, und suchen den Magistrat zu gewinnen, mit dessen Besatzung die Brandenburger gemeinschaftlich die Thore bewacht hielten. Die Soldaten werden einquartirt. Dieser Heldenthat wohnte als zwei und zwanzigjähriger Jüngling der alte Dessauer bei. Vielleicht war es Regung des fürstlichen Ehrgefühles, daß König August dieses vorschnelle Verfahren, dieses in Vollzugsetzen des Kaufes ohne anständige Vorkehrung, Uebergabe und Kundmachung an die Betheiligten, laut mißbilligte; der Kauf selbst erlitt keine Abänderung, wie gern Kursachsen auch mit der Vollziehung zögern wollte; Brandenburg drang auf Eile. Die Uebergabe erfolgte am 28. Februar 1698 in Gegenwart kursächsischer und hessischer Gesandten; letztere der Erbverbrüderung halber; am 8. September wurde die Huldigung des neuen Erbschutzherrn erzwungen, in soweit es der standhafte Widerspruch der Aebtissin zuließ. Nach ihrem Verbote erschienen die Stiftsbeamte, das geistliche Ministerium und das Schulcollegium nicht; auch weigerten sich die Prediger, in dem Kirchengebete anstatt des sächsischen Schutzherrn den Kurfürsten von Brandenburg aufzunehmen, ihm zu Ehren eine Huldigungspredigt zu halten und das anbefohlene „Herr Gott, dich loben wir!" anzustimmen. Ein Gewaltstreich folgte dem andern. Vergeblich baten die Geistlichen, den geforderten Huldigungseid auszusetzen, bis der Streit der Hauptsache entschieden wäre. Die Zögernden nannte

man Widerspänstige und machte sie folgsam durch Einlegung von Executionsmannschaft.

Die Aebtissin ließ sich in ihren Gerechtsamen unter Anruf des Reichsschutzes nicht irren, wenn sie sich gleich sagen mußte, daß sie vom Kaiser wider einen mächtigen Kurfürsten keine Hülfe zu erwarten habe. Letzterer erließ schutzherrliche Befehle, sie abteiliche Protestationen, unter gegenseitiger Beachtung des fürstlichen Anstandes; der Stadtmagistrat neigte sich dem neuen Schutzherrn zu, die Bürgerschaft ließ geschehen, was nicht zu ändern war. Beide aber wurden besorgt, als die brandenburgischen Bevollmächtigten nicht zögerten, die Beute ertragreich zu machen, besonders als noch im ersten Jahre der brandenburgischen Schutzherrschaft eine neue Besteuerung, Accise, eingeführt wurde. Nach den bisherigen schutzherrlichen Gerechtsamen zur Abgabenerhebung von den Brauereien hatte die Anordnung nichts Ungewöhnliches; doch neu der damaligen Gesetzsprache (jetzt ein abgenutzter Kunstgriff) ist die Versicherung des Einführungs-Patentes, daß die Auferlegung der Accise für die Bewohner Quedlinburgs eine Wohlthat sei. Die Bedenken theologischer und juristischer Facultäten, welche die Aebtissin zur Unterstützung ihrer Verwahrungen einholen ließ, wollten hiervon nichts wissen, und die Steuerpflichtigen nicht daran glauben; aber weder das Eine, noch das Andere störte die Einführung der Accise.

Diese widerwärtigen Verhältnisse wurden nicht gebessert, als die Aebtissin dem zur preußischen Königskrone gelangten Schutzherrn schrieb: sie lebe in der ankerfesten Hoffnung, er werde zum Segen seiner Länder und zu seinem Ruhme, dem vielfältig gegebenen Versprechen nachkommen, von dem uralten Stifte nicht mehr, als dem Kurfürsten von Sachsen zugekommen, prätendiren, und so aller Beschwerde abhelfen. — Die ankerfeste Hoffnung wurde nicht erfüllt. Unter Trübsalen mancher Art, zu denen auch körperliche Leiden gehörten, strebte sie nach Möglichkeit für das Beste ihrer Abtei zu sorgen, als sie, nicht 47 Jahre alt, 1704 vom Tode abgerufen wurde. Noch in ihren letzten Tagen bemühete sie sich, der Magdalene Sybille, Herzogin von Sachsen-Weißenfels, die

Nachfolge zu sichern, da aber die Wahl dieser Coadjutorin ohne des neuen Schutzherrn Einwilligung geschehen, versagte er die Bestätigung. Ueberhaupt scheint Anna Dorothea bei diesem Unternehmen wankelmüthig; denn schon 1698 hatte sie in einer Urkunde der Gräfin Königsmark, welche zwei Jahre darauf zur Propstei gelangte, die Nachfolge in der abteilichen Würde versprochen. Aurora fand im Kapitel zwei heftige Feindinnen, die Dechanissin Eleonora Sophia, Gräfin von Schwarzburg, und deren Schwester, die Kanonissin Maria Magdalene, welche verhinderten, daß die frühere Zusicherung nicht weiter beachtet wurde, und durch unabsehbare Zänkereien dazu beitrugen, daß die abteiliche Vacanz vierzehn Jahre dauerte, zum Nachtheil des Stiftes und seiner Insassen. Der König von Preußen verstand davon, daß im verwaisten Kapitel Unfriede herrschte, Nutzen zu ziehen. Er konnte um so leichter seine schutzherrliche Gewalt ausdehnen. Den Widerspruch gegen den Kauf der Schutzherrschaft sah man sich genöthigt, fallen zu lassen. Der ununterbrochen um Hülfe angerufene Kaiser, der Reichshofrath und die Reichsversammlung ließen es nicht ermangeln an Befehlen zur Abstellung der Eingriffe in die abteilichen Gerechtsame. Im Jahre 1716 kam es bis zur Androhung der Reichsexecution wider die Gewaltthaten des Schutzherrn. Zuvor sollte versucht werden, unter Vermittelung der braunschweigschen Höfe gütliches Abkommen zu treffen; doch in den anberaumten Conferenzen erschienen die preußischen Bevollmächtigten nicht. Kaiserlicher Seits suchte man sich zu verwahren wider alle Rechtsgefährdung, preußischer zu erklären, daß man der Einführung der neuerwählten Aebtissin, Maria Elisabeth von Holstein Gottorp, keine Hindernisse entgegenstellen werde. Diese erfolgte im Junimonate 1718, mit herkömmlichen Feierlichkeiten. — Ihr Vater, Herzog Christian Albrecht, ein Freund der Wissenschaft und Stifter der Hochschule zu Kiel, ward mehrere Male von seinem Stammvetter, dem Könige von Dänemark, aus seinen Erbstaaten vertrieben. So erblickte diese Tochter zu Hamburg das Leben und mußte schon in früher Kindheit harte Schicksale ertragen. Sie erhielt gelehrten Unterricht, und lernte sogar Ebräisch. 1698 nann-

ten öffentliche Nachrichten sie die bestimmte Braut Karl's XII. — Ihre Festigkeit, keiner Drohung zu weichen, gründete sich auf lautere Gottesfurcht. — Diese Aebtissin gelangte zur Regierung, im Vorgefühle, daß von den alten Gerechtsamen ihres Stiftes nur noch ein Schattenbild übrig sei. Ihr Streben, zu retten, was noch zu retten stehe, und auf Rechts- und Reichshülfe zu vertrauen, verwickelte sie in endlose Streitigkeiten, dem Stifte, der Stadt und der Bürgerschaft zum Unglücke. —

Denn die Zeit war vorüber, wo fromme Stiftungen, wo Lehnsverhältnisse, Ritterwesen und Bürgerthum sich geltend machen konnten: die Soldatenschaft drückte Fürstenehre und Volksheil; sie forderte keine geringen Opfer. Neben dem geputzten Soldaten erschien der einfache Bürger, der zu Schutz und Trutz nur in dringendster Noth die Hellebarde ergreift, veraltet, während ganze Generationen hindurch unbeachtet blieb die Machtverringerung der Reiche, welche Belebung und Ausbildung der Volksrüstigkeit aufgaben, um dagegen unsicheres, hochaufgeschossenes Menschengewächs auf Werbeplätzen einzuhandeln. Jener geistvolle gefürstete Prälat sagte: „Wenn Soldaten mir zu Ehren das Gewehr präsentiren, ziehe ich meinen Hut tief; wenn dagegen eine Bürgerwache salutirt, so ertheile ich ihr den Segen." — Worte, die sich hinlänglich selbst commentiren.

Daß Friedrich Wilhelm I nach seiner Thronbesteigung (1713) während länger als ein Vierteljahrhundert in der Soldatensucht sein Zeitalter überbot, würde ihm nicht zum Vorwurfe gereichen, wenn die Stimme der Menschlichkeit und des ewigen Rechtes nicht von ihm überhört wäre, während er sich einbildete, ein guter Christ und ehrenwerther Regent zu sein.

Jeder Versuch Quedlinburgs, gegen schutzherrliche Gewaltthaten in der Reichsunmittelbarkeit Hülfe zu finden, brachte neue Bedrückungen, welche der eingelegten Garnison, die Einwohner zu quälen, freies Spiel gaben. Die Stiftshauptleute Posadowsky und Plotho waren Theilnehmer vieler Unthaten. Gewaltsame Werbungen zerrissen bürgerliche und Familienverhältnisse, das blühende Gymnasium, dessen verdienter Ruf

viele fremde Jünglinge herbeirief, wurde verödet, der Accisezwang störte das Gewerbe, mehr durch Plackerei der Officianten, als durch Höhe der Abgabe, Handel und Wohlstand erlagen, und das umliegende Ausland vermied Quedlinburgs Gränzen. Mit Mißwachs und Theurung wechselten zu große Wohlfeilheit und Nahrungslosigkeit. Nichts ergrimmte den König mehr, als die Notorität, welche seine Bedrückungen durch die reichshofräthlichen Bescheide erhielten. Nachdem das hülflose Quedlinburg von dem aufgedrungenen Schutzherrn über ein Vierteljahrhundert auf unglaubliche Weise gedrangsalt war, von welcher Jammerzeit damals schon die Hälfte der Regierung Friedrich Wilhelms (seit 1713) zugehörte, giebt sich dieser in einem Briefe an den kaiserlichen General, Grafen von Seckendorf, vom 17. Februar 1725 das Ansehen, als ob muthwillige Streitsucht des Reichsfiskals unnützen Lärm mache; er nennt die Aebtissin von Quedlinburg „eine gute Fürstin, welche über die mit mir habenden Differencien sich gar gern in Güte verglichen, wenn man sie nicht durch den Reichsfiskal obligirte, den Weg gütlicher Unterhandlungen fahren zu lassen.“ —

Hatte der Magistrat früher im Unfrieden zwischen Aebtissin und Schutzherrn gewonnen, so wurde er nun von beiden mit Strenge in Anspruch genommen. 1726 erging ein kaiserliches Mandat, er solle, bei zehn Mark Goldes Strafe, nur der Aebtissin gehorchen und die Bürgerschaft anhalten, dem Könige von Preußen ferner keine Accise zu zahlen. Der Schutzherr ließ diesen Befehl enthaltende Anschläge abreißen, die säumigen Steuerpflichtigen auf die Hauptwache schleppen und mißhandeln. Das Marwitz'sche Regiment rückte von Halberstadt auf Execution ein. Als solche Ruchlosigkeit den höchsten Punkt erreicht hatte, gab sich der Schutzherr das Ansehen der Versöhnungsgeneigtheit; 1727 äußerte er seinem Stiftshauptmann von Posadowsky: aller Streit beträfe nur die Bestimmung dessen, was die Stadt zu den öffentlichen Lasten beitragen müsse; dadurch sollten Rechte und Einkünfte der Aebtissin nicht verkürzt werden; die Aebtissin aber meinte, sie sei Reichs- und Landesfürstin, und ihre ganze Existenz würde ge-

fährdet, indem der Schutzherr ihre Unterthanen mit Abgaben, Einquartirung, Werbung und vielfachen andern Anmaßungen drückte. — Der Kaiser rieth zur gütlichen Vereinbarung; doch täglich sich mehrende Eingriffe bewiesen, daß der schutzherrliche Vergleichsantrag nicht ernstlich gemeint war. Der Militairfrevel kannte keine Schranken. Einen Advokaten Henneberg rissen Soldaten aus der St. Blasii Kirche, und der Abteigärtner, ein Stiftsbedienter, wurde gezwungen, Soldat zu werden. Das abteiliche Verwahrungsedict (vom 13. Juli 1733) wegen des Werbeunfugs, mit fürstlichem Anstande abgefaßt, wurde von einem Militaircommando unter dem Schloßplatze von Scharfrichters Hand zerrissen und verbrannt; auch ein kaiserliches Mandat über Aufkauf und Ausführung der Pferde ward von dem Militair abgerissen. — Wen trifft davon die Schande? — Beim Beschwerdeführen entehrte sich der König durch die Antwort: er wisse nichts davon. Die bekannten Vollzieher der Unthat, königliche Beamte, wurden nicht zur Verantwortung gezogen. Keine Regierungs= und Polizeiangelegenheit, keine Amtsbesetzung, besonders die der Geistlichen, sogar der Hofprediger, wurde unbenutzt gelassen, die Militairgewalt zu üben. Dabei sei nicht verschwiegen, daß die Aebtissin unter beständigen Aufreizungen in kleinliche Zanksucht verfiel und dieser oft nachhing, wenn sie unbedeutendere Vorfälle hätte nicht beachten sollen, um desto kräftiger den Hauptangriffen entgegen zu arbeiten. Wenn aber dort der König in dem Soldaten unterging, darf man den Stab brechen über Maria Elisabeth, daß die beleidigte Frau der tiefverwundeten landesmütterlich regierenden Fürstin den Rath der Staatsklugheit überhören ließ? In diesen Zeitläufen ist nichts unerfreulicher, als daß die Bedrückten in gemeinschaftlicher Bedrängniß sich nicht treulich und ehrenfest aneinander schlossen, gemeinschaftlich kämpften und duldeten. — Aber nein! der Magistrat, in ewiger Fehde mit Stift, das Kapitel in sich uneins, die Bürger haltungslos und gewinnsüchtig; wie sollte da Heil gedeihen?

Welche Störungen aus den angeführten Umständen erwuchsen: die Aebtissin ermüdete nicht, eben so, als sie für die Ge-

rechtsame des Stiftes Sorge trug, auf die Pflege des Nützlichen und Edlen zu denken. Sie nahm jede Veranlassung wahr, ausgezeichnete Männer anzustellen, gute Anordnungen zu treffen und den Rath berühmter auswärtiger Zierden des Zeitalters, des geistvollen, gelehrten Mosheim, damals Abt zu Helmstädt, und des trefflichen Propst Reinbeck zu Berlin, sich zu erbitten. Als 1736 der Superintendent und Oberhofprediger Riebow nach Göttingen berufen wurde, ernannte sie, von Mosheim und Reinbeck empfohlen, den bisherigen Diakonus Simonetti zum Nachfolger. Wider den Mann war nichts zu erinnern; aber seine Ernennung ward von mehreren Seiten heftig angefochten. Die Pröpstin protestirte wider den neuen Oberhofprediger, weil sie ihre Genehmigung nicht ertheilt; diese war aber verfassungsmäßig gar nicht erforderlich; der streitsüchtige Stiftshauptmann protestirte gegen den neuen Superintendenten, dem der König die Bestätigung nicht gegeben. Er machte ihm bekannt: Simonetti solle sich der Amtsverrichtungen enthalten, die Aebtissin: er dürfe sich an die unstatthaften Befehle nicht kehren. Der Schriftwechsel ging bald in schnöde Grausamkeit über. Ein königlich preußisches Criminal-Collegium, dem Simonetti nicht rechtspflichtig, von dem er nicht gehört war, urtheilte: es müsse bei der Amtsentsetzung bleiben. Als der pflichttreue Simonetti am 27. März 1738 Katechumenen unterrichtet, erscheint ein preußisches Soldatencommando und schleppt ihn auf die magdeburger Citadelle. Gegenvorstellung, Darlegung des Sachverhältnisses und der schreienden Ungerechtigkeit helfen nichts, wenngleich am berliner Hofe viele Billigdenkende, wie General von Kalkstein, Propst Reinbeck, ja die Königin selbst, den Frevel erkennen. Despotenstreiche rügen nur die Geschichtschreiber gefahrlos. Fast neun Monate bleibt der Verhaftete im magdeburger Kerker; dann muß er am 11. December 1738 die Urfehde schwören und Kosten zahlen, wogegen ihm die Rückkehr nach Quedlinburg verstattet wird. Hier angekommen, verwaltet er sein Amt als Oberhofprediger; die Superintendentur legte er nieder. Schon am 27. December ereilt ihn der Befehl des Königs, Stadt und Land zu verlassen. — Er zieht

mit dem Jahresschlusse gen Helmstädt, zu seinem Gönner Mosheim, wird schon im folgenden Jahre als ordentlicher Professor zur göttinger Hochschule berufen, und wenige Jahre vergehen, als die Universität Frankfurt an der Oder es sich zum Glücke schätzen muß, den Mann für den theologischen Lehrstuhl zu gewinnen. — So schlecht schaltete der Militairdespotismus zu Quedlinburg. —

Fragt man: was würde aus Stift und Stadt geworden sein, wenn beide jene harte Prüfung nicht zu bestehen gezwungen waren? — so bleibt die Antwort zweifelhaft; aber wohlbegründet ist die Anerkennung, daß geradezu von dort, woher dem Ländchen die härteste Anfechtung erwuchs, den Einwohnern des Stiftes später mehrere Menschenalter hindurch Recht und Segen kam.

VII.

Denn mit Friedrich Wilhelm's I Tode, mit dem Regierungsantritte Friedrich's II änderte sich Vieles. Anfänglich ereignete sich Manches, was des Königes Gesinnung in Betreff des Stiftes zweifelhaft ließ. Als unter dem 23. März 1740 bei ihm angefragt wurde, ob zur quedlinburger Erbhuldigung nach herkömmlicher Weise nicht des Königs und der Königin Bildnisse angefertigt werden sollten? ertheilte er eigenhändig den Marginalbescheid: „Man lasse in Berlin schlechte Kopien schmieren (barbouiller), das Stück zu zwanzig Thaler." — Der neue König und Schutzherr war gewiß nicht geneigt, seinen Haus- und Kronrechten etwas zu vergeben, ja er sann auf beider Erweiterung; er wußte, wie das politische Zeitgewicht an das Soldatenthum gekettet war; aber er war geneigt, die Forderungen des Rechtes zu hören. Am berliner Hofe waren die Bedrückungen Quedlinburgs nicht unbekannt und nicht ohne Theilnahme geblieben. Der schroffe Soldatengeist wich einer großartig königlichen Handlungsweise, durch welche auch Quedlinburg gewann, indem 1742, und noch nä-

her bestimmend 1744, Verträge zwischen Aebtissin und Schutzherrn zum Abschluß gediehen, durch welche das bisherige Aergerniß geschlichtet wurde. Hier wird die Reichsunmittelbarkeit der ersteren anerkannt; die frühern Privilegien und das freie kapitularische Wahlrecht werden bestätigt; der Aebtissin wird das unbeschänkte Geistliche- und Schulregiment, die bürgerliche Gerichtsbarkeit, der Instanzenzug von Stiftsgerichten an die Reichsgerichte u. s. f. zugestanden; dagegen wird die erbschutzherrliche Befugniß bestimmt, oder wenigstens genauer Bestimmung vorbehalten. Die dazu gehörigen Gerichte, die Hauptmannei und Vogtei üben die peinliche, höhere-polizeiliche und Feld-Justiz, und die Rechtspflege über schutzherrliche Beamte. Die Accise bleibt; von erklecklicher Einnahme werden der Aebtissin Antheile versprochen; die Werbung soll ohne Bedrückung geübt, die Garnison in strenger Ordnung gehalten werden. — Der Magistrat in seiner bisherigen Stellung, als Vorstand des Bürgerregimentes und städtischen Eigenthumes, bleibt, mit voller Unterthanenpflicht, der Aebtissin unterworfen; als Erbpächter der Stiftsvogteigerichte ist er nur vom Schutzherrn und von der Hauptmannei abhängig. — Von Rechten der Bürger ist in den Vereinbarungen nichts verzeichnet; vielmehr erscheinen sie als Sache (im juristischen Sinne), über welche beiden Contrahenten ein gemischtes Eigenthum zusteht; als eine Heerde, deren Wollschur beiden lüstet. In den beiderseitigen Ansprüchen lag aber eine Bürgschaft der Erhaltung der bürgerlichen Freiheit, der Sicherung alten Herkommens.

Das alte Streben der Schutzherrn, mit der Abtei die Töchter ihres Hauses auszustatten, nahm auch Friedrich II auf, ohne darin ein Hinderniß zu finden, daß statuten- und reichsverfassungsmäßig das Stift ein lutherisches sei, die königliche Familie aber der reformirten Kirche zugehörte. Die Aebtissin, den erhaltenen Winken, „freundmühmlich" eine Schwester des Königs zur Nachfolgerin zu ernennen, entgegenkommend, befragte zunächst ihren Oberhofprediger Meene, der ohne der kirchlichen Strenge etwas zu vergeben, staatsklug zurieth, aus fast wunderlichen Gründen: weil die Mutter der königlichen Prinzessin lutherisch, weil eine Schwester, die Her-

zogin von Braunschweig, mit der Verheirathung zur lutherischen Kirche übergetreten sei, weil in den brandenburgischen Staaten die Lutheraner Schutz und Kirchenfreiheit genössen u. s. f. Nachdem die Besorgniß des Kirchenthumes durch einen besondern Revers, für dessen Erfüllung der Herzog von Braunschweig die Bürgschaft übernahm, beseitigt, erklärte ein Kapitelsschluß 1743 die Schwester des Königs, Luise Ulrike, zur Coadjutorin der Aebtissin, und bald nachher, als diese verheirathet wurde an den zur schwedischen Krone berufenen Adolph Friedrich von Holstein, den Brudersohn der Aebtissin, ihre jüngere Schwester Anna Amalia von Preußen. Diese Zusicherung der abteilichen Regierungsnachfolge trug viel dazu bei, den öffentlichen Verhältnissen des Stiftes einen ruhigern Charakter, den Einwohnern den Segen einer milden Regierung zu verleihen, so daß Preußens Oberherrschaft in Quedlinburg vieles Wohl verbreitete.

Die letzten Regierungsjahre Maria Elisabeth's dienten dazu, den seit Jahrhunderten waltenden Unfrieden vergessen zu machen. Die herkömmliche Verfassung mochte manche Gebrechen haben, sie mochte in kleinlicher Alterthümlichkeit gegen die in Kraftentwicklung sich ausbildende Staatsverwaltung Friedrich's II sonderbar abstechen; durch sie genossen die Einwohner Quedlinburgs die Wohlthaten des Preußenthums, ohne von dessen drückenden Verhältnissen zu leiden. So ergab sich's, daß sich im Stiftsgebiete mehr als anderwärts unverkennbare Züge ächt heimathlicher Sitten und Verfassung erhielten und dem Gange ruhiger Fortbildung nur durch Schwerdstreiche entrissen werden konnten, nachdem Bürger in Unterthanen, Magistrate und Municipalitäten in Staatsbeamte umgeformt waren. Selbst der geringe Umfang des Ländchens schützte manches Jahrhundert vor Verfassungszerstörung. Die anderwärts nachtheilige Auflösung provinzieller Institutionen, die Verwandlungen der Vorstände städtischer und bürgerlicher Gemeinheiten in Staatsbediente, welche heimathlos nur dem Staate fröhnen, fand hier nicht statt. Die Magistratur wurde erhalten. Der Ruhm wissenschaftlicher Bedeutsamkeit ging nicht verloren, wenngleich Soldatenhoffahrt und Werbeunfug Stö-

rungen wagen durften. Manches ungewöhnliche Ereigniß berichtet die Literargeschichte Quedlinburgs, welche auch gelehrte Frauenzimmer aufführt. So erzählt sie von der hier 1715 geborenen Dorothea Christina Leporin, welche von ihrem Vater, dem Doctor M. Christ. Polyk. Leporin, gründlichen wissenschaftlichen Unterricht und Anleitung zur ärztlichen Praxis erhielt und sich diesem Berufe mit großer Thätigkeit widmete, selbst nach ihrer Verheirathung mit dem Prediger Erxleben, der sie zur Mutter von fünf Stief- und vier eigenen Kindern machte. Ihre weitverbreitete ärztliche Thätigkeit entfremdete sie den häuslichen Pflichten nicht. Angefeindet von den Aerzten der Stadt und Umgegend, ging sie nach Halle, bestand vor dortiger medizinischer Facultät ruhmvoll eine strenge Prüfung, disputirte öffentlich und empfing den 12. Juni 1754 den medizinischen Doctorhut, mit welchem geschmückt sie nach Q. zurückkehrte, wo sie bis zu ihrem Tode (1762) segensreich wirkte. Friedrich II wußte von ihr und beschützte sie gegen die Angriffe nahrungsneidischer Collegen. — Neun Jahre nach ihr ward bekanntlich Klopstock in Quedlinburg geboren, aber seiner Vaterstadt in der Zeit seines ruhmvollen Lebens fast entfremdet, obgleich er jener und der zahlreichen Verwandten liebend zu gedenken nie vergaß. — Aber seine entschiedene Abneigung gegen Preußen hatte unbezweifelt in den früheften Jugendeindrücken und in der harten Behandlung, welche damals Vaterstadt und Stift erdulden mußten, mit ihren Grund.

In dem Jahre, wo König Friedrich den Riesenkampf gegen halb Europa begann, gelangte Anna Amalia, nach Anna Elisabeth's Tode, zur abteilichen Regierung und ließ sich unter herkömmlichen Festlichkeiten persönlich huldigen. Doch verließ sie nach wenigen Tagen ihre neue Residenz und sah sie nur 1765 und 1783 auf wenige Monate wieder; das letzte Mal, um ihre Großnichte, Friederike von Preußen, nachher an den Herzog von York vermählt, als Pröpstin, und andere Kapitelspersonen einzuführen. Die statutenmäßige Verpflichtung der Kapitelsdamen, hier zu wohnen, wurde modificirt. In dieser Hinsicht blieb Quedlinburg um so mehr verwaist, da sich nun Alle oft derselben Freiheit bedienten, und nur auf

kurze Zeit, etwa bei Einführungsfeierlichkeiten, hier anwesend waren. So ging die Theilnahme an den quedlinburgischen Angelegenheiten bei den Kapitelsdamen verloren; das Stift hörte auf, seinem Ursprunge gemäß, ehrfurchtgebietende Schirm- und Ruhestätte edler Jungfrauen zu sein, die Berechnung des Stiftseinkommens blieb die Hauptsache, und die Stadt verlor allen Verkehr der Hofhaltung. Auch war es für das Stift nicht vortheilhaft, daß die Aebtissin Anna Amalia, nach ihrer Abreise, die finanzielle Regierung nach Berlin, ihrem Wohnorte, zog und in Quedlinburg nur einen untergeordneten Kammerverwalter ließ. Unbedeutend ist es, daß die bisherige Stiftskanzelei, um sie den preußischen Verwaltungsformen zu nähern, nun fürstliche Stiftsregierung genannt wurde.

Anna Amalia, die Lieblingsschwester Friedrich's des Einzigen, war eine in Kunst und Wissenschaft gebildete Prinzessin, den Männern nicht abhold. Sie überließ ihren Lieblingen die Stiftsregierung, versorgte in Quedlinburg ihre Dienerschaft, wie sich die Gelegenheit darbot, und war zufrieden, wenn von dorther abteiliche Gelder fleißig eingingen. Der brüderliche Schutzherr sann auf keine Beeinträchtigung; aber roher Soldatengeist durfte sich noch manche Störung des städtischen Friedens erlauben; er glich dem angeblich gezähmten Bären, welchen der Commandeur der Garnison zum Schrecken für jung und alt frei in den Straßen umherlaufen ließ. — Dem Ruhme, Geisteskultur zu fördern, strebte die Aebtissin nach, wie es in Berlin Mode war. Bei Besetzung von Kirchen- und Schulämtern galten literarischer Ruf und S p a l d i n g's Empfehlung mehr, als Clientel der Günstlinge, oder der in engen Gränzen leicht sich ansiedelnde Nepotismus. —

So die Regierung der neuen Aebtissin. Auch Quedlinburg wurde vom siebenjährigen Kriege betroffen. Schon 1757 suchte das Fischersche Freicorps hier Beute, und bald nachher traf eine Abtheilung des französischen Heeres unter Richelieu ein. Die roßbacher Schlacht entfernte sie. Im folgenden Jahre erschienen wieder französische Schaaren, 1759 östreichische Husaren, 1760 französische Dragoner u. s. f. Alle diese feindlichen Durchzüge galten den preußischen (den Schutzherrlichen)

Behörden; man ließ sich zur Anerkennung der reichsstiftischen Verhältnisse mehr oder weniger bereit finden; deshalb waren Quedlinburgs Kriegsopfer im Vergleiche anderer, dem preußischen Adler unterworfenen Städte nicht groß. Bedeutender Handel mit Kolonialwaaren, welche unmittelbar aus den reichsfreien Hansestädten bezogen wurden, gegen Zuführung der Harzmetalle und Landesproducte, erhielt sich; Bekleidungsmittel, Wollenzeuge und Leinwand verfertigten die Einwohner Quedlinburgs, Getreide und Gartenbau verstatteten die befriedeten Felder, Viehzucht war bedeutend, und Brauerei so ertragreich, daß man, um abteilicher Seits daran Theil zu nehmen, sogar auf dem Schlosse eine solche dem Kastellan zur Pacht stellte. Die genannten Erwerbszweige erreichten aber nicht die Bedeutsamkeit der Branntweinbrennerei, in welcher seit der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Nordhausen allein in ganz Deutschland mit Quedlinburg um den Preis stritt. Anderthalb hundert Brennereien zählte man hier in diesen Zeiten. Nach allen Seiten hin gingen die Versendungen des Quedlinburgers; der Krieg vermehrte seinen Bedarf; quedlinburger Marketender, mit preußischen, und reichsstiftischen Pässen versehen, waren bei allen Heeren willkommen. Dabei Ueberfülle des zirkulirenden Geldes, dessen Nominalmasse blendete. Die sächsisch-preußischen Münzen, aus Ephraims Fabrik, verdrängten alle gehaltreiche Geldsorten. — Dieses waren die Zeiten, wo die übermüthigen Bürger meinten, wenn es so fort ginge, wollten sie die Ställe mit sächsischen Zweidritteln pflastern lassen. — Mit dem Hubertsburger Frieden kam nicht nur Waffenruhe; Geschäfts- und Handelsstillstand waren natürliche Folgen.

Jetzt erst zeigte es sich auffallend, daß durch Erhaltung der Abtei Stadt- und Stiftsbewohner unendliche Vortheile genossen, und daß die durch die Geschichte fortlaufenden Zänkereien zwischen Stadt, Stift und Schutzherrn nicht nutzlos geführt waren. Indem kein Theil seine Berechtigungen vernachlässigte, wenn sie vorwaltende Uebermacht auch beschränkte, ergab sich eine Verfassung, welche keine Willkühr aufkommen ließ. Das Herkommen erscheint der Form nach oft veraltet,

während sein Wesen dem inneren Leben der bürgerlichen Gesellschaft Heil bringt: so empfand Quedlinburg die Nahrungslosigkeit jener Friedensjahre, die Lähmung des Handels und die zu große Wohlfeilheit des Ackergewinnes weniger. Handelsfreiheit, geringe Abgaben und gewohnte Aemsigkeit erhielten den erworbenen Reichthum. Die eigentliche Abtei hatte ihre Ausstattung im Grundbesitze und in Erbzinsen, die aber bei der Größe der quedlinburger Feldmark und der Ergiebigkeit des Bodens nicht lästig wurden, da außerdem die Einwohner viele Aecker als Eigenthum besaßen, und die Pachte billig gestellt waren. Der Stadtmagistrat erhob von Häusern und Ländereien geringe Schoßabgabe und einen Frohnzins, zu deren Entrichtung das Schoßglöckchen rief. Die Einwohner der Vorstädte und Ditfurt's zahlten in eine besondere Gemeinkasse. Wie in den preußischen Staaten war die Hauptsteuer an den Schutzherrn, die Accise, von welcher aber die sämmtlichen Stiftsbediente, Geistliche, Schullehrer, Pächter u. s. f. befreit waren. Friedrich II bewies der Abtei seine Geneigtheit, indem über die Accise und deren Erhebung ein Vergleich zu Stande kam, wonach der Schutzherr den festgestellten Tarif nicht erweitern oder erhöhen durfte. Nur mußten jährlich der königlichen Kasse 30,000 Thlr. zufließen. Was mehr erhoben wurde, floß in die städtische Servis-Kasse. Wie lästig den Einwohnern auch die Abgabe selbst, besonders die damit verbundene Officianten-Controle der Hauptgewerbe, der Brennereien und der Brauereien, des Handelsbetriebes, und die Thorvisitationen waren, die Aufsicht wurde weniger störend gehandhabt, wenn man nur die Normalsumme der Einnahme erfüllte. Quedlinburg blieb befreit von den Accise-Erhöhungen, welche Friedrich seinen Erbstaaten auferlegte. In der Einführung der berüchtigten Regie erreichte die Abgabensteigerung die höchste Stufe. Quedlinburgs Gebiet, zur größern Hälfte von preußischen Staaten umschlossen, ihnen halb zugehörig, halb selbstständig, befreiheitet, ward der Markt für kolonial- und ausländische Fabrikwaaren jeder Art. Die Strenge dasiger Acciseofficianten wurde leicht beschwichtigt; denn sie hatten kein näheres Interesse zur Rüge von Gesetzesumgehungen,

hat sich dennoch der niederdeutsche Volksdialekt in Quedlinburg ziemlich rein erhalten. —

Kaum ward in diesem engen Kreise bemerkt, daß das deutsche Reich, durch welches das Stift bestand, kraftloser ward, daß die Herrschaft der Soldateske sich über alle andern Staatsverhältnisse erhob, daß mit dieser Ueberspannung ein neuer Zustand der politischen Lage eintreten mußte, welche durch Friedrich's Seelengröße, Gerechtigkeitssinn und dem Alter eigenen Friedensliebe nur aufgehalten wurde, bis die schreckliche Aufregung von Frankreich her die Entscheidungsstunde herbeiführte. Um mit Goethe's Worten die quedlinburger Angelegenheiten zu bezeichnen: „wir sehen eine Verfassung auf der Vergangenheit ruhen, und noch als lebendig bestehen. Von der einen Seite hält man am Herkommen fest, von der anderen kann man die Bewegungen und Veränderungen der Dinge nicht hindern.“ —

Geringer ward bei damaliger Entwickelung des Regierungssystems die Theilnahme der Bürger an den öffentlichen Angelegenheiten, deren wichtigster Gegenstand, ungestörte Verwaltung des Stadtgutes, dem Magistrate blieb. Dieser sorgte nach Möglichkeit, daß den Quedlinburgern nicht Ueberlast aufgebürdet würde. Bei Soldateneinquartirungen vertraten Viertelsmeister das Beste der Bürger, bei Acker- und Weide-Sachen Feldschöppen, beim Brauwesen eine gleichfalls aus Bürgern bestehende Braudeputation. — Westendorf, Münzenberg und Ditfurt, jene von Bürgern, dieses von freien Männern, die nicht Bauern sein wollen, bewohnt, hatten besonderes Gemeinwesen unter dem abteilichen Stiftsamte. Vor diesem, vor dem Stadtgerichte, vor der Stiftsregierung und dem Stiftsconsistorium galt altes Sachsenrecht, vor den königlichen Vogtei- und Hauptmanneigerichten entschied neues preußisches Recht. Diese Verschiedenheit in so engem Kreise neben einander bestehender und sich durchkreuzender Rechtspflege machte, daß Prozesse unheilbare Familienschaden, nur ertragreich für Advokaten wurden. Das Gerichtswesen blieb hinter der Verbesserung in den preußisch-brandenburgischen Staaten zurück, doch solches Uebel wurde ausgeglichen durch deutsche

Treue und Glauben, das wahre Landrecht des Bürgerthums. — Die frühere Waffenlust der rüstigen Bürgerschaft dämpfte der schon gewohnt gewordene Anblick des Korporalstockes. Nur bei Feierlichkeiten, bei Erbhuldigungen erschienen die Bürger noch mit Ober- und Untergewehr, in Rotten vertheilt, die Gewerke öfter bei gelegentlichen Aufzügen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele. Beim jährlichen Freischießen mußten sich die jungen Bürger gerüstet der Schützengesellschaft anschließen. — Erbaulich war an den hohen Kirchenfesten frühmorgens der Zug des Gymnasiums zur Schloßkirche, unter geistlichem Gesange. Auch am Johannistage fand jener, nach alten Vermächtnissen, statt, wo Verlesung des augsburgischen Glaubensbekenntnisses der belehrenden Predigt voranging. In allen Kirchen gab der Schulchor oft geistliche Musiken, von den Stadtmusikanten beim vor- und nachmittäglichen Gottesdienst ausgeführt, oder Gesänge, wie das Herr Gott, dich loben wir! unter Posaunenschall, welches den gewöhnlichen Ritus nicht zum ermüdenden Einerlei herabsinken ließ.

Der jährliche Wechsel des Magistrates, nach den Mitteln verpflichtete ihn, den Sonntag nach Ostern zum Schlosse zu ziehen unter Glockengeläute, in schwarzer Amtskleidung, mit großen Mänteln, gefolgt von der Rathsdienerschaft, auch begleitet von zwei gutgerüsteten Dragonern, Ausreiter genannt, Ueberreste der alten Stadtbesatzung. Der erste regierende Bürgermeister der Altstadt ging nicht zu Rathhause, ohne sich nachtreten zu lassen von Rathsuntergebenen, vom Marktmeister und vom Stadtwachmeister, der die Stadtschlüssel trug. — Ein stattliches Bild alterthümlicher Sitte, welche besser auf's Volk wirkte, als neumodische Titel und Orden. — Man hatte seine Freude an dem noch geretteten Herkommen, und fühlte Zeitwidriges und Mißbräuche weniger. — Erst, als man sich vermaß, von Staatswegen Alles zu untersuchen, zu bessern, umzureißen, die Vorzeit zu meistern, die Gegenwart zu bevormunden, der Zukunft zu gebieten, da erst wurde die in ihrem Frieden gewaltsam gestörte bürgerliche Gesellschaft laut, rügte Staatsgebrechen und verlangte Theilnahme an der öffentlichen

welche für jene nicht ohne lohnenden Abfall blieben. Auch das Militairwesen drückte hier weniger. Das hier gewöhnlich liegende Bataillon Fußvolk lebte mit den Einwohnern in so gutem Vernehmen, als die strenge Dienstweise und das Junkerthum der Officiere verstatteten. Der einquartirte Soldat findet noch heut zu Tage am Tische des Hauswirthes seine Stelle; alle Waffengattungen preisen Quedlinburg als eine treffliche Garnison. Die Rekrutirung, welcher die Einwohner, mit Ausnahme zum Stifte gehöriger Personen, ihrer Kinder und der Schüler des Gymnasiums, unterworfen waren, wurde nach milden Bestimmungen geübt und diente zur Zucht des Gesindels. —

Natürlich weckte ein so einziges Verhältniß die Scheelsucht der Umgegend, besonders Halberstadts. Die Quedlinburger stellten dieser frohsinnige, selbstzufriedene Derbheit und behaglichen Wohlstand, der sich in Geselligkeit und Gastfreiheit gefiel, entgegen. Unter dem Ueberfluß dessen, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, blieb das geistige Leben nicht zurück. In den Kirchen- und Schulämtern standen Männer, wie Johann Andreas Cramer, Giesecke, Resewitz, Boysen, Goeze, Voigt, Hermes, H. M. A. Cramer, Rambach, Stroth, Meinecke und Andere, deren ehrenwerthes Andenken die Literatur aufbewahrt: mehrentheils von Geburt Ausländer, ein Beweis, daß die Aebtissinnen dem Einflusse der berüchtigten Consistorialvetterschaften nicht unbedingt huldigten. Ein Reisender nannte Quedlinburg: die Autorstadt. Der dortige Buchhandel war bedeutender, als der zu Halberstadt, Magdeburg und Braunschweig. Das Ausland stellt viele Männer hoch, welche dem quedlinburger Gymnasium den Jugendunterricht verdanken. Dieser Lehranstalt kam die heimathliche Gastfreiheit zu statten: jedes gute Bürgerhaus hatte, noch bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts, seinen Schüler, der den Freitisch genoß und als Familienmitglied betrachtet wurde. — Reger Kunstsinn bewies sich in der Musik- und Gesangliebe, welche letztere in den Chören des Gymnasiums eine gute, erst mit den neumodischen Seminarien in Verfall gerathene Bildungsanstalt hatte. Tüchtige Organisten, Can-

toren, Chorpräfekten, Stadtmusikanten und beliebte Mitglieder der Kapellen umliegender Fürstenhöfe kamen von Quedlinburg, wo die Schule sobald nicht ausstarb, in welcher Künstlerfamilien, wie Bendeler, Rolle und Rose von einer Generation zur anderen Kunsttalent vererbten. (S. Gerber's Tonkünstler-Lexikon.) Bei spärlichem Lohne war diesen Männern Beruf, Kunst und Wissenschaft Alles. Unter trübseliger Schul- und Kirchenfrohn erstarb ihnen die Lust zu schriftstellerischen Arbeiten, oft der schwierigsten Art, nicht, nach dem Vorbilde Johann Philipp Bendeler's, welcher übermäßig gelehrt seine Cantorehre und Machtbefugniß vertheidigte (1706) und zwei Werke über Quadratur des Cirkels herausgab, während gleichzeitig ein quedlinburger Magister, Realis de Vienna (Gabriel Wagener), den Hof- und Schulfüchsen Schrecken einjagte mit seiner Prüfung des europäischen Verstandes durch die weltweise Geschichte. (S. Herder's Werke Theil XI. Seite 18 ff.)

Diese freie Geistesthätigkeit stand fast im Widerspruche mit den krummen, engen Straßen und düstern Gebäuden. Die Häuser ließen den Reichthum an Holzverzierungen, welchen benachbarte Städte, wie Halberstadt, noch jetzt aufzuweisen haben, vermissen. Im untersten Stocke fand man gewöhnlich beschränkte, aber bequeme Wohnungen, in den oberen gar niedrigen Stockwerken, deren jedes über das andere hervortrat, wenig Zimmer, nur bodenartige Räume zum Gewerbsbetrieb, besonders zur Malzbereitung und zum Getreidebewahren; denn hochgespitzte Dächer, mit halbrunden Ziegeln belegt, und mit soviel Gypskalch verbunden, daß die Dächer wie beschneit aussehen. — Hinsichtlich der Baulichkeiten ist dieser Uebergangspunkt Obersachsens nach Niedersachsen spärlich ausgestattet. Das alte Schloß ist kaum herauszufinden aus der Wirrniß von Anhängen und Neubauen. Die Kirchen haben nichts Ausgezeichnetes und Großartiges, mit Ausnahme der heiteren Schloßkirche, deren alte Crypta als Begräbnißort Heinrich's des Voglers und seiner Gemahlin Mathilde Beachtung verdient. —

Obersachsen, nach ehemaliger Kreiseintheilung, zugehörig,

Preußen, welche die nahe Verwandtschaft der Aebtissin ehrten (sie war die Schwestertochter Friedrich's II), und bei dem flachen Leichtsinne des Stiftshauptmannes, der von Geldnoth immer gequält wurde.

Der Gewinn der bürgerlichen Betriebsamkeit verringerte sich; besonders litt der Absatz der Brauereien und Branntweinbrennereien durch Besteuerung an den Orten der Zuführung. Auch die Concurrenz schadete. Gedrückte Verhältnisse der Landwirthschaft brachten jene Erwerbszweige auch anderwärts in Aufnahme; die Dörfer suchten sich die bis dahin nur städtischen Gewerbe zuzueignen. Hatte sich Quedlinburg bisher in diesen, wie in dem Betriebe des Landbaues und der Viehzucht, den Rang nicht streitig machen lassen, so verstand es auch zuerst, seinen Ländereien einen höheren Werth zu geben, indem es bei deren Bebauung den Gewinn der Oelkörner, der Gartenfrüchte und Sämereien versuchte.

Noch einmal erfreute sich die dortige Gewerbsamkeit einer günstigen Zeit, als die deutschen Kriegsschaaren dem Rheine zuzogen, um, wie die Fürsten wähnten, den Freiheitstaumel der Franzosen zu züchtigen. Quedlinburgs Brennereien und Viehstand führte den dort versammelten Heeren Unterhalt zu; quedlinburger Frachtfuhrleute zogen auf den großen Heerstraßen zwischen Danzig und Frankfurt a. M., zwischen Hamburg und Leipzig. Der baseler Friede hemmte diese Regsamkeit wenig; die bekannte Demarcationslinie, welche dem nördlichen Deutschland den äußeren Frieden sicherte, bot große Vortheile dar.

Friedrich Wilhelm III bestieg den preußischen Königsthron (1797). Ihm rief, Namens des Magistrates, bei der Huldigung des Schutzherrn ein quedlinburger Dichter (Meinecke, Rector des Gymnasiums) zu, „daß am Bodestrome ein Völkchen wohne, das frei genug sich fühle, sich seiner ganz zu freuen.“ — Und diese Verheißung ging in Erfüllung, aber unter der Mißgunst feindseliger Gestirne.

Während der Scheinfriede, ungewiß und lähmend, auch

die dortigen Gewerbsverhältnisse drückte, entschied die bekannte Reichsdeputation zu Regensburg 1802, daß die Abtei Quedlinburg eine kaum beachtete Beisteuer sein solle zu der der Krone Preußen zugetheilten Entschädigung für überrheinischen Länderverlust und für Kriegskosten. —

So ward mit einem diplomatischen Federzuge die reichsfreie, fürstliche Abtei Quedlinburg vernichtet, nachdem sie über achthundert Jahre sich erhalten hatte gegen die Anfechtungen der Hierarchie, der Dynasten-, Lehns- und Raubritter-Zeit, und des um sich greifenden Bürgerthumes — ein Opfer des von Frankreich herbeigezogenen, militairischen Eroberungssystems. —

Der nur der Nothwendigkeit nachgebende, gerechte Sinn des neuen Regenten ordnete die schonendsten Maaßregeln an, um den mit der Verfassungsveränderung verbundenen Druck zu mildern. Quedlinburg ward nicht, als Provinzialstadt dem naheliegenden Halberstadt, oder Magdeburg untergeben: es ward zum weltlichen Fürstenthume erhoben, mit der Vergünstigung für die Aebtissin, daß sie auf Lebenszeit im Besitz aller Regierungsrechte, wie der abteilichen Einkünfte bleiben sollte; Letzteres auch die übrigen Kapitelspersonen.

Der statistische Landeserwerb betrug ungefähr anderthalb Quadratmeile; mit Einschluß des vom großen Länderbesitz allein übrig gebliebenen nahrhaften Dorfes Ditfurt, etwas über 2000 Feuerstellen, mit 14,000 Einwohnern. Die Aebtissin bezog, größtentheils aus Domainen, ein jährliches Einkommen von 34,000 Thlrn., die Pröpstin von 8000 Thlrn., die Dekanissin von 700 Thlrn. und die Kanonissin von kaum 150 Thlrn.; doch mußte den beiden Letztgenannten, wenn sie sich im Stifte aufhielten, von der Aebtissin freie Tafel gegeben werden. —

Die Vermittlung des Ueberganges der Einverleibung zum Preußenthume störte 1806 der Krieg mit Frankreich. Quedlinburg sah die Flüchtigen von Jena und Auerstädt der Elbe zueilen. Nachdem der preußische Heerführer Fürst von Hohenlohe hier die Nacht vom 18ten auf den 19ten October

Verwaltung als Vergeltung der Eingriffe, welche in das bürgerliche Stillleben gemacht waren. Diese Erfolge traten anderwärts mehr hervor, als in dem unbeachteten Weichbilde des Harzwinkels am Bodestrome; obgleich auch hier vollständige Exemplare des ächt deutschen, kräftigen Bürgerthums seltener wurden, je mehr das ruhige Behagen, welches der Mittelstand bei seinem Wissen, Wollen und Treiben empfand, gestört wurde. — In der auf einsamem Berge liegenden, fast unbewohnten Residenz (die Aebtissin lebte im Glanze der Hauptstadt Berlin), welche verfiel, obgleich die höchsten Stiftsbehörden, Regierung, Consistorium und s. f. dort noch ihren Sitz hatten, sah das Stift ein bedeutungsvolles Vorbild. —

Anna Amalia starb nach dreißigjähriger Regierung 1787 und hatte längst vor ihrem Tode ihre Nachfolgerin bestimmt, indem sie unter brüderlicher Zustimmung des Schutzherrn, ihre Nichte, Sophia Albertine von Schweden, Schwester Gustav's III, zur Coadjutorin ernannte. Anfänglich hieß es, der eben zum Throne gelangte König Friedrich Wilhelm II nehme, in gütlichen Unterhandlungen, die Abtei für eine Prinzessin seines Hauses in Anspruch. Doch sie zerschlugen sich, und die schwedische Königstochter traf noch im Herbste desselben Jahres, zur Uebernahme der abteilichen Würde, in Quedlinburg ein. Ihr nahes Verwandtschaftsverhältniß zum Schutzherrn und königlich großsinnige Handlungsweise verhütete Erneuerung vormaliger Streitigkeiten. Nicht erfreulich mußte es den Einwohnern des Stiftes sein, daß die neue Fürstin, aus deutschem Fürstenhause stammend (ihr Vater, Friedrich Adolph von Schweden, war als Herzog von Holstein geboren), schon mehr als Ein Jahrzehend berufen, regierende deutsche Reichsfürstin zu werden, es nicht der Mühe werth geachtet, die Landessprache zu erlernen. So kam es, daß sie bei mehrmaligem längerem Aufenthalte im Stifte, kaum einen seiner Bewohner sprach. Doch ihre Regierung ward besser, als jene Pflichtvernachlässigung erwarten ließ; vorzüglich dadurch, daß sie, die ohnehin bald nach der Einführung nach Schweden zurückkehrte, die Regierung der Abtei, mit ausgedehnten Vollmachten in die

Hände eines ihrer Hofkavaliere niederlegte. Dieses war ein Freiherr von Moltzer, von unbekannter Familie, wie es hieß, ein Schwedisch-Pommer, ein rechtlicher und pflichttreuer Mann, der sich in seinem neuen Berufe bald orientirte, und viel Gutes wirkte; dabei ein sittenreiner Weltmann, nur dadurch zurückstoßend, daß er, einem engherzigen Kastengeiste und persönlichem Stolze fröhnte. Kleinstädtische Demuth seiner Umgebung machte, daß er während eines zwanzigjährigen Aufenthalts zu Quedlinburg hierin hinter den Zeitforderungen zurück blieb.

Der Anordnung stiftischer Regierungsangelegenheiten widmete er Fleiß, hörte den Rath der Sachkundigen, stellte manche Mißbräuche ab, brachte in öffentliche Aemter verdienstvolle Männer und traf nützliche Einrichtungen. Die schon obenerwähnte Organisation des Magistrates änderte er, so daß die Mittel ganz aufhörten. Derselbe bestand nun aus zwei Bürgermeistern und sechs Rathsherrn, Kämmerer genannt. Er hob die der städtischen Nahrung nachtheilige Schloßbrauerei auf, er nahm sich der Kirchen, durch schlechte Verwaltung des Eigenthums verarmt, thätig an; dem Schulwesen und der Armenpflege schenkte er ununterbrochene Sorgfalt, besonders durch verbesserte Einrichtung des Gymnasiums, durch Erweiterung der Volksschulen, durch Gründung eines Armenhauses und einer Armenschule. In dieser löblichen Thätigkeit machte es keine Unterbrechung, wenn die Aebtissin anwesend; ob sie gleich von einem nicht unbedeutenden Hofstaate umgeben war, wurde dieses in der Stadt und in der Regierung kaum bemerkt. So fremd blieb die Fürstin ihrem Ländchen. Vom alten Zwiespalte zwischen Stift und Magistrat war kaum eine Spur mehr; obgleich bei der Verwaltung der Stadt (vorzüglich durch fortdauernde Pacht der schutzherrlichen Vogtei und ihrer Güter) der Magistrat bedeutende Gerechtsame übte, war er doch dem Stifte widerspruchslos untergeben. Mit dem schutzherrlichen Stiftshauptmann lebte der Stiftskanzler in Friede und Freundschaft. Wenn jener sich wichtig machen wollte, blieb es erfolglos bei dem Gerechtigkeitssinne der Könige von

verweilt hatte, überzog eine französische Division unter General Le Grand die Stadt; am folgenden Reiterei von Murat's Corps. Dem ersten Schrecken und mancher Plünderung folgte systematische Aussaugung durch Kriegssteuer, Anleihen, Lieferung, Vorspann, Einquartirung u. s. f., worin keine wesentliche Veränderung durch den tilsiter Frieden erfolgte. Dieser verleibte (1807) Quedlinburg dem Königreiche Westphalen ein und theilte es, als Kantonstadt, der Präfektur des Saale=Departements und der Unterpräfektur Blankenburg zu. —

Ueber Quedlinburg war der Stab politischer Vernichtung, des Zurücksinkens in Unbedeutsamkeit und der Verarmung gebrochen. Deutschlands Befreiungskrieg, sieben Jahre später, konnte über das gedrückte Weichbild nur in sofern Glück bringen, als er Gelegenheit gab, in freiwilliger Darbringung zahlloser Opfer eines bessern Looses sich würdig zu zeigen; nicht vergeblich: die Wiedervereinigung mit Preußen war der Lohn. An eine Erneuerung der Verhältnisse der Vorzeit war nicht zu denken; das Glück, der Sitz von Provinzialbehörden wieder zu werden, war nicht zu erwarten, da Halberstadt nahe lag und sonderbar genug, Magdeburg, des Preußenreiches Hauptfestung, diese fast alle in sich verschloß. Sogar die Urkunden alter Berühmtheit, das abteiliche Archiv ward dorthin geführt. Quedlinburg, dem ascherslebер Kreise zugetheilt, eine in Landbau, Gärtnerei, Viehzucht und Wollenfabriken spärlichen Erwerb findende Landstadt, steht unter einer dort wohnenden landräthlichen Behörde und einem Land= und Stadtgerichte. —

Um den geschichtlichen Werth Quedlinburgs, nach der Auflösung des Stiftes und seiner Bevorrechtungen, zu bestimmen, werden wir auf die Frage geführt: welche Stadt hat verhältniß= und zeitgemäß so viele Menschenalter hindurch, mehr Freiheitssinn, mehr Fleiß und Betriebsamkeit, ertragreichern Feld= und Gartenbau, mehr wissenschaftliche Regsamkeit, besseres Kirchen= und Schulwesen, nützlichere Armen= und Waisenanstalten, mehr Gehorsam gegen Gesetz und

Obrigkeit, mehr gemüthlichen Frohsinn und Geselligkeit, mehr Wohlstand und Liebe zur Heimath gehabt? — Und wenn der im Zeitenstrome untergegangene kleine Staat nach jenen Beziehungen größern Reichen nicht nachsteht, so verweilt der Pilger durch das weite Feld der Geschichte in ernsten Betrachtungen bei diesem schmucklosen Denkmale. — — —

Zum Schlusse.

Hier noch einige Nachrichten über die bei diesem Werke zu Rathe gezogenen literarischen Hülfsmittel.

Was zunächst die seit länger als drei Jahrzehenden mühsam gesammelten handschriftlichen Quellen betrifft, so sollen diese geordnet, in einer Reihe von Bänden in einem Archive oder in einer öffentlichen Bibliothek niedergelegt werden. Nähere Auskunft des hierüber gefaßten Entschlusses behält sich der Verfasser vor, zu seiner Zeit zu geben.

Namhaft brauchen hier nicht gemacht zu werden die gewöhnlichsten Bibliothekbücher, aus welchen man sich bei geschichtlichen Gegenständen zunächst Raths erholt, als da sind die historischen Lexika von Buddeus, Zedler, Morari, die Baumgarten'sche und Guthrie'sche Weltgeschichten, das Theatrum Europaeum u. s. f., auch bedarf es keiner Wiederholung der Quellennachweisung, welche einzelne Anmerkungen enthalten.

Ferner wird verwiesen auf:

Histoire de Maurice Comte de Saxe par d'Alençon, Londres 1753.

C. D. Böttiger's Geschichte des Kurstaates und Königreiches Sachsen. Hamburg 1831.

Eberts Ueberlieferungen zur Geschichte und Literatur. I. 1. Dresden 1822.

Codices manuscripti Quedlinburgenses, cura T. Eckhardi. Quedlinburgi 1723.

Histoire de Maurice Comte de Saxe par M. le Baron d'Espagnac. A Lipsic 1774.

(Faßmann's) Leben und Thaten Friedrich Augusti, des Großen, Königs von Polen und Churfürsten von Sachsen; merklich erläutert durch J. G. H. 1734.

Sophie, Churfürstin von Hannover, im Umrisse von J. G. H. Feder. Hannover 1810.

A. G. F. Glafey's Kern der Geschichte Sachsens. Leipzig 1721.

Des Herrn von Loen gesammelte kleine Schriften, besorgt und herausgegeben von J. L. Schneidern. Frankfurt und Leipzig 1750.

Geheime Geschichte der Herzogin Sophie Dorothea, Georg des Ersten, Königs von Großbritannien, Gemahlin. Frankfurt und Leipzig 1782.

(Die frühere Uebersetzung ist ohne Druckort vom Jahre 1735.)

Der geweihte Myrtenkranz von D. D. Kegeln. 1711.

Mémoires sur les dernières révolutions de la Pologne. Rotterdam 1710.

Histoire des Rois de Pologne par M. M. Amsterdam. 1733.

Des Chur- und fürstlichen Hauses Sachsen Annales durch J. S. Müllern. Weimar 1701.

Parthenaye Histoire de la Pologne sous le regne d'Auguste II. 1737.

J. R. von Patkuls Berichte an das Zaarische Kabinet in Moskau von seinem Gesandten-Posten bei dem Könige von Polen. Berlin 1797.

C. F. Paullini hoch- und wohlgelahrtes teutsches Frauenzimmer. Frankfurt und Leipzig. 1728.

v. Pöllnitz bekannte Schriften, besonders La Saxe Galante. 1732.

Mes Rêveries. Ouvrage posthume de Maurice Comte de Saxe par Pérau. 1757.

Lettres et Mémoires du Maréchal de Saxe. Tom. 5. Paris 1794.

Schreiben eines Freundes an seinen Freund, darin der p. p. Gräfin M. A. Königsmark, des f. w. R. St. Quedlin-

burg Pröpstin, bei der letzten Wahlsache geführte Conduite u. s. f. verthädiget (sic) wird. Im Junio 1709.

Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschall Grafen von Seckendorf. 1792.

Die Durchlauchtigste Welt. Hamburg 1710.

Neueste Geschichte des Königreichs Sachsen, seit dem prager Frieden bis auf unsere Zeiten, von Ch. E. Weise. Leipzig 1808.

— Und vielleicht noch außer den genannten manche Schrift, deren Titel beim Gebrauche nicht in dieses Verzeichniß eingetragen und augenblicklich dem Gedächtnisse nicht gegenwärtig ist. —

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cramer, Friedrich Matthias Gottfried,

Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Kö
nigsmarkschen Familie

Bd.: 2

Leipzig (1836)

Biogr. 583 c-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10064317-7